Unter dem russischen Scepter.

Aus den

Erinnerungen eines deutschen Publicisten

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1894.

Estica A-7176

Unter dem russischen Scepter.

Aus den

Erinnerungen eines deutschen Publicisten

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

19233

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dem Andenken

edler Freunde in Rußland

gewidmet,

„die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden".

Der Verfasser.

Vorwort.

Die folgenden Schilderungen einzelner Momente aus einem geistig vielbewegten Leben in fremdem Lande sind zu eng mit der Persönlichkeit des Erzählers verwachsen, als daß er es umgehen könnte, sich in wenigen Worten dem freundlichen Leser vorzustellen. Er verzichtet zu diesem Zwecke auf die objektive dritte Person und beginnt sofort mit dem subjektiven „Ich".

Neunundzwanzig Jahre in ununterbrochener Fortdauer habe ich in Rußland gelebt; zweiundzwanzig Jahre war ich Chefredakteur eines der größeren politischen Blätter St. Petersburgs und einundzwanzig Jahre Lehrer an der dortigen Universität. Dieser Zeitraum umfaßt die interessanteste Entwickelungsperiode Rußlands seit Peter dem Großen und Katharina der Zweiten. Er beginnt mit dem Gipfelpunkte der Macht und des Einflusses, die unter Kaiser Nikolái dem Ersten seinem Reiche oder, was dasselbe sagen will, seiner Person zugesprochen wurden; er enthält den Krymkrieg, den jähen Sturz von eingebildeter Höhe, die Periode der Niederlagen und Enttäuschungen, den unerwarteten Tod des stolzen Selbstherrschers und die Thronbesteigung Alexanders des Zweiten, den sein Volk den Befreier nennt. Er begreift in sich die großen Umwälzungen, welche

dieser Reformator auf dem Throne durch die consequente und stetige Ausstrahlung der Lichtquellen seines wahrhaft liberalen Geistes in der Organisation des Landes hervorgerufen, die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft, die Neuschaffung der Gerichte auf der Basis der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und der Geschworenen, die Schöpfung der Landesinstitutionen, die Entfesselung der Presse und vieles andere. Er umschließt den polnischen Aufstand mit seinen heilsamen Folgen für Polen und seiner schädlichen Einwirkung auf Rußland selbst, die Geburt und Entwickelung der sogenannten nationalen Partei mit ihrem unheilvollen Einflusse nach innen und außen, die Kriege von 1866, 1870 und 1871, die Geschichte Rußlands bis in die Mitte der siebziger Jahre.

Die beiden Wirkungskreise, welche mir während dieses bedeutsamen Zeitraumes in der ersten Hauptstadt des Reiches angewiesen waren, stellten mich so recht unmittelbar in den Mittelpunkt der geistigen und politischen Entwickelung, und nicht selten wurde aus der Rolle des Beobachters und Berichterstatters die Position des Betheiligten, des Rathgebenden, des Kämpfers.

Wenn ich dem Leser „Erinnerungen" aus meinem Leben und Wirken in Rußland mittheile, müssen sie vor dem meisten, was ihm über jenes Land geboten wird, den Vorzug haben, daß der Autor Land, Leute und Sprache Jahrzehnte hindurch in eigener Anschauung erforschte, daß er *erlebte*, was er *erzählt*, daß er nirgends aus fremden Quellen zu schöpfen genöthigt ist. Nach ehrlichen deutschen Begriffen nahm ich keinerlei Stellung zu den Parteien ein. Habe ich auch seiner Zeit den Kampf für diese und jene gerechte Sache, gegenüber Mißwollen und Unverstand, nicht von mir abweisen dürfen, gaben mir auch meine Mitkämpfer und Streitgenossen unter Russen und Deutschen das Zeugniß, daß ich willig kein Haarbreit des guten Rechtes preisgegeben habe, so liegen diese Zeiten

doch bereits, von ruhigem Urtheil geklärt, weit hinter mir und ich verfolge mit der Veröffentlichung dieser anspruchslosen Blätter keinen andern Zweck, als der Wahrheit zu dienen und zu einer richtigen Auffassung geschichtlicher Momente beizutragen.

Vor allen Dingen aber erwarte man nicht, daß ich im Folgenden etwa die Geschichte Rußlands in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts schreiben, große Staatsaktionen kritisch beleuchten oder bedeutsame historische Phasen in neuem Lichte darstellen werde. Von solchen Ansprüchen, wenn er sie hegen sollte, müßte sich der freundliche Leser beträchtlich herabstimmen. In ihren großen, unwandelbaren Umrissen gehören die politischen Ereignisse, die innere Reform Rußlands unter Alexander II. und die Stellung des Reichs zum westlichen Europa der Geschichte an, und es ist nicht meine Aufgabe, Bekanntes zu wiederholen oder in besonderer Art zusammenzufassen. Aber nicht nur die großen Contouren bieten dem Beobachter und Forscher unzweifelhaftes Interesse, auch die kleinen und zarten Details wollen geschildert sein und ergeben die nothwendige Ergänzung und Vervollständigung des Bildes wichtiger Ereignisse und Umwälzungen. Dergleichen kleine Detailschilderungen, wie sie sich aus den selbsteigensten Erlebnissen des Verfassers herausgestalten, beabsichtigt derselbe in den folgenden Blättern niederzulegen. „Erinnerungen" hat er die aphoristischen Skizzen genannt und jeder derselben eine besondere Ueberschrift gegeben, damit sie nicht für etwas Anderes genommen werden, als sie vorstellen sollen: zusammenhanglose, abgerissene Darstellungen, wie sie, vom Zufall hervorgelockt, im Gedächtniß des Verfassers auftauchten.

Heidelberg, im Dezember 1893.

F. M. v. W.

Inhalt.

Seite.

Vorwort V

1. Russische Censur (1852—1861) 1
2. Der Tod des Kaisers Nikolái I. Pávlowitsch (1855) . . . 22
3. Die Unruhen der Studenten (1861) 31
4. Der Haß gegen die Deutschen (1863—1868) 49
5. Ein Jahr officiös (1864—1865) 81
6. Polen und Nikolái Alexéjewitsch Miljútin (1864) 91
7. Glückliche Zeiten der russischen Presse (1861—1867) 134
8. Qui pro quo (1865) 162
9. Ein Stündchen beim Kanzler des Norddeutschen Bundes (1867) 169
10. Ein amtlicher Verweis (1867) 182
11. Die St. Petersburger Postfinsterniß (1869) 187
12. Zur neueren Geschichte der Ostseeprovinzen (1869) 199
13. St. Petersburger Reflexe des deutsch-französischen Krieges (1873) 212
14. Nikolái Alexéjewitsch Nekrássow (1877) 255
15. Die Nihilisten (1879) 267
16. Zar Alexander II. Nikolájewitsch (1880) 301

Namenregister 310

1. Russische Censur.

(1852–1861.)

Kein erbarmungswürdigeres Bild, als der Zustand der russischen Presse unter der Regierung Kaiser Nikolái I., namentlich in der zweiten Hälfte derselben. Die Revolutionen von 1848, die mit all ihrem Gefolge von freiheitlichen Institutionen und Umgestaltungen im Staatengefüge dem unfehlbaren Selbstherrscher ein Greuel waren, sie verdankten nach seinem Ermessen ihre Entstehung einzig und allein der modernen Bildung, diesem überflüssigen Luxus in den Augen des gestrengen Imperators, sie leiteten im Besonderen ihre Geburt von den Universitäten, von der Presse her. Die Beschränkung der Studirenden auf die Zahl dreihundert, welche den russischen Universitäten zu überschreiten nicht gestattet war, Reduction des Lehrstoffs und strenge Controle gewisser Fächer gingen nun geschwisterlich mit Knebelung der Presse, fast bis zum Erstickungstode, Hand in Hand.

Nicht einmal die werthen Collegen in Westeuropa, geschweige denn die Laien unter den freundlichen Lesern, können sich eine Vorstellung davon machen, unter welchen Bedingungen im Anfange der fünfziger Jahre eine Zeitung in St. Petersburg hergestellt werden mußte. Ich wende mich zunächst zu den Quellen, aus welchen der Stoff des Blattes zu entnehmen war. Hier

bildeten die ausländischen Zeitungen das Hauptreservoir; sie gaben den eisernen Fond des publicistischen Materials, denn über innere Angelegenheiten durfte nur mit schüchterner Zurückhaltung historisch berichtet, sonst aber überhaupt nicht viel gesprochen werden. Und nun jene Hauptquelle, die westeuropäischen Journale: wie war ihr Zufluß behindert und eingedämmt, welche Felsstücke warf man ihr in den Weg, damit sie nur ja nicht anders als in langsam durchsickernden, wohl zugemessenen und approbirten Tröpflein den russischen Zeitungen die Lebensnahrung spenden konnte. Revolutionäre Eisenbahnschienen hatten dazumal Rußland noch nicht mit dem Westen verbunden, der gute, ehrwürdige Postwagen brachte in sechs bis sieben Tagereisen die Zeitungen aus Berlin und nur während der kurzen Sommerschifffahrt legten die politischen Blätter den Weg über Stettin in vier Tagen zurück. Wenn im Winter die Wege verschneit und verweht, im Herbst und Frühling aufgeweicht und grundlos waren, blieben jene Quellen aller politischen Weisheit auch wol zehn bis zwölf Tage unterwegs und in solchen Zeiten saßen die St. Petersburger Redacteure in ihren Schmerzenspulten im Trockenen, beinahe wie jener Pastor auf der Ostsee-Insel Runoe, welcher genau an jedem Tage die Zeitung von demselben Datum des vergangenen Jahres zu lesen pflegte.

Daß nicht allen politischen Organen westeuropäischer Staaten der Eintritt in Rußland gestattet war und noch ist, darf ich als eine bekannte, für manchen Herausgeber trübselige Thatsache voraussetzen. Natürlich durfte damals kein nur annähernd liberales Blatt die Grenze überschreiten. Aber auch unter den zweifellos conservativen, militärfrommen Blättern war nur einer kleinen Auslese von Edelgut der schwarz-weiß-gelbe Schlagbaum geöffnet. Zu jener Zeit — und wir müssen leider bekennen, auch noch heute — wunderte sich manches Blatt in seiner blüthenweißen Unschuld, daß ihm der Eingang

in Russland versagt blieb. Das hatte aber, damals wie jetzt, durchaus keinen politisch-moralischen, sondern nur einen geschäftlich dynamischen Grund. Hatten die politischen Journale ihre lange Fahrt nach der Hauptstadt an der Newa vollbracht, so kamen sie nicht etwa geradenwegs in die Hände der Abonnenten, sie mußten erst das Fegefeuer der Postcensur erdulden. Eine gewisse Anzahl jener eifrigen Staatsdiener, die man Censoren nennt, waren bei den Postämtern angestellt und hatten die Aufgabe, sämmtliche für russische Reichseinwohner bestimmten Blätter des Auslandes zu lesen und in heilsamer Fürsorge für den beschränkten Unterthanenverstand alles mit wohlthuender Nacht, d. h. undurchdringlicher Schwärze, zu bedecken, was dem geistigen Gesundheitszustande ihrer Pflegbefohlenen irgendwie hätte schädlich sein können. Die Redactionen der in St. Petersburg erscheinenden politischen Blätter machten damals von dieser Bevormundung noch keine Ausnahme. Als man in Erfahrung brachte, daß die schwarze Decke der incriminirten Stellen mit gewissen chemischen Flüssigkeiten unschwer entfernt werden und man so im Publikum die verbotene Frucht genießbar machen konnte, wurde der schöne gleichmäßige Anstrich aus Kienruß in einen tüllartigen Ueberdruck von typographischer Farbe verwandelt, welcher jede Wiederherstellung des ketzerischen Textes unmöglich machte. Vorausgreifend will ich hier erwähnen, daß die Postcensur zwar noch heutigen Tages in Russland existirt, daß sie jedoch liberaler gehandhabt wird als damals und die Redactionen der politischen Blätter von dieser Präventivmaßregel völlig befreit sind.

Das größte Uebel, das die Censur der ankommenden Zeitungen im Gefolge hatte, waren nicht etwa die geschwärzten Artikel, sondern zunächst die Unmöglichkeit, andere Zeitungen zu beziehen, als die im Debitverzeichniß der Post enthaltenen und dann die enorme Verzögerung in der Aushändigung der politischen Blätter. Der Post stand selbstverständlich nur eine

gewisse Anzahl censorischer Kräfte zur Verfügung und das ultra posse nemo obligatur war zu Kaiser Nikoláis Zeiten wo möglich noch mehr als heute in Kraft. Die Postverwaltung stellte deshalb ihre Debitliste aus gerade so viel oder so wenig Zeitungen zusammen, als ihre Censoren mit Gemächlichkeit bewältigen konnten, und so geschah es, daß manches im allerconservativsten Sinne geschriebene Blatt sich von der Zahl der Auserwählten ausgeschlossen fand aus dem einzigen Grunde, weil die Quantität der von den Censoren zu bemutternden Journale bereits ihr volles Maß erreicht hatte. Auch heute ist es damit nicht anders geworden, nur daß die Redactionen der russischen Zeitungen nicht mehr an das Abonnementsverzeichniß der Post gebunden sind und ihnen, wie erwähnt, unter Beobachtung einer unbedeutenden Formalität, nach Einreichung einer Vorstellung an den Minister des Innern, gestattet wird, jedes beliebige Blatt des Auslandes, selbst die antirussischsten Journale, zu verschreiben.

In dem Geschäftsgang der Postcensur lag aber eine doppelte Verzögerung. Den Herren Censoren war es nicht möglich oder nicht bequem, alle aus dem Auslande eingetroffenen Zeitschriften am Tage ihrer Ankunft die Revue passiren zu lassen, und so wurden dieselben, nach Gutdünken und Willkür, in sogenannte eilige und nichteilige sortirt. Während die ersteren am Tage ihres Eintreffens oder spätestens am andern Morgen den Abonnenten zugestellt wurden, gelangten die letzteren erst am dritten oder vierten Tage in die Hände der Eigenthümer. Der „Kladderadatsch" z. B. erheitert bereits am Montag Abend diejenigen seiner St. Petersburger Leser, welche ihn ohne Censur empfangen dürfen, geht aber erst am Donnerstag dem Theil des Publikums zu, welcher jener väterlichen Fürsorge unterliegt.

Die zweite Quelle journalistischer Reproduction: Bücher, Wochen- und Monatsschriften, hatte dieselben Hemmnisse und Weitläufigkeiten zu überwinden, wie die Zeitungen, nur daß die

Prüfung ihrer politischen und moralischen Farbe nicht auf der Post, sondern im Comité der ausländischen Censur vor sich ging, einer Behörde, die vermöge ihrer Stellung im Staatsorganismus und des ihr vorliegenden Materials das Recht beanspruchen zu können glaubte, für ihre Prüfungs- und Aushändigungsprocedur eine ungleich längere Zeit zu consumiren, als die Censur der Post.

Die dritte und ergiebigste Quelle journalistischer Nachrichten, welche jetzt den russischen Zeitungen unbehindert zuströmt, briefliche und telegraphische Originalcorrespondenzen aus den Hauptpunkten des politischen Lebens in Europa, war damals den St. Petersburger Tagesblättern vollständig verschlossen und abgedämmt. Für jeden politischen Artikel, sei es nun, daß derselbe einen einfachen historischen Bericht oder eine selbständige Meinungsäußerung enthielt, verlangten die Herren Censoren in den fünfziger Jahren unerbittlich die Angabe einer „Quelle" und verstanden unter diesem Ausdruck eine gedruckte Zeitung, welche entweder in Rußland selbst erschienen oder mit einem Passirschein für die Reichsgrenze versehen sein mußte. Jeder Zeitungsartikel, der ohne eine solche Fabrikmarke dem Censor unter die Hände kam, wurde mit dem gefürchteten Kreuzstrich der Redaction zurückgesandt.

Außer der Qual und Sorge, welche die Beschaffung des politischen Materials bot, hatte eine deutsche Zeitung noch mit mancherlei anderen Uebelständen zu kämpfen, die hauptsächlich in der fast bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Schwierigkeit beruhten, tüchtige typographische Arbeiter aus Deutschland zu berufen. Als ich die Redaction der St. Petersburger deutschen Zeitung im Jahre 1852 antrat, bestand das Setzerpersonal des Blattes noch größtentheils aus Russen, welche kein Wort Deutsch verstanden, und ich habe mich mehrere Jahre hindurch mit einem russischen metteur en pages durchschlagen müssen, der nur eine leise Ahnung von dem Inhalt der gesetzten

Artikel hatte. Was das heißen will, werden meine westeuropäischen Collegen in seiner ganzen Ausdehnung zu schätzen wissen.

War der Inhalt eines Zeitungsblattes mit Mühe und Noth zusammengestellt und gesetzt, so wurde ein Correcturabzug in die Censur abgefertigt. Diese Behörde bestand damals aus dem sogenannten Censurcomité, gebildet aus den einzelnen Censoren, einem Secretär und einer Anzahl von Kanzleibeamten. An der Spitze desselben befand sich der Präsident, wie der Vorsitzende in allen Behörden zur Zeit Nikolái I., mit fast absoluter Machtvollkommenheit bekleidet. Unter ihm, dem Comité für die innere Censur nebengeordnet, amtirte außerdem das Comité für die ausländische Censur. Charakteristisch genug ressortirten beide in damaliger Zeit unter das Ministerium der Volksaufklärung und der jedesmalige Curator des St. Petersburger Lehrbezirks war geborener Präsident der beiden Censurcomités. Alexander II. inaugurirte die Reform der Presse, indem er den Censurcomités ihren eigenen unabhängigen Vorsitzenden gab, die Censurbehörden als polizeiliches Institut dem Ministerium des Innern unterordnete und eine Ober- und Centralcensurbehörde für das ganze Reich, die Oberpreßverwaltung, in's Leben rief.

Wir kehren zu den Zeiten der Vergangenheit zurück, die uns freilich kein Buch mit sieben Siegeln sind. Sollte der Correcturabzug des am andern Tage erscheinenden Zeitungsblattes zur Censur abgefertigt werden, so trat für die Redaction die neue und wichtige Frage heran, wie vielen und welchen verschiedenen Censoren der Text des zu gebärenden Blattes vorzulegen sei. Denn wie es in Rußland nur ein Unterrichtsministerium gab, dabei aber fast jeder Zweig der Staatsverwaltung besondere Anstalten zur Erziehung und Bildung seiner Beamten besaß und gründete, so gab es freilich auch nur eine einzige Censurbehörde, aber eine ganze Reihe von Staatsinstitutionen hatte sich das Recht vorbehalten, alle Zeitungs-

artikel, die zu ihrem Verwaltungsbereich in (auch nur entfernter) Beziehung standen, einer gewissermaßen präventiven Präventivcensur zu unterziehen, d. h. dieselben von ihrem Specialressortgesichtspunkt einer vorläufigen Reinigung zu unterwerfen, ehe sie in das allgemeine Waschfaß des Censurcomités gelangten. Einigen dieser Behörden, wie dem Ministerium des Auswärtigen und dem Oberpolizeimeister, waren ganze Partien der Zeitung zur Ertheilung der endgültigen Druckerlaubniß zugewiesen. Welch ein complicirter Geschäftsgang aus dieser Anordnung entstand, mögen die Leser aus der einfachen hier folgenden Betrachtung entnehmen. Es ist gewiß nichts Ungewöhnliches, daß ein Zeitungsblatt neben der inneren und auswärtigen Politik und den Annoncen eine Mittheilung über irgend ein Mitglied der erlauchten Regentenfamilie, einen Bericht über militärische Verhältnisse, eine Nachricht über ein neu in Anwendung gekommenes Heilmittel, eine Theaterkritik und eine Bücherrecension enthält. Bei dieser sehr alltäglichen Zusammensetzung mußten die Censurabzüge in acht verschiedene Censuren wandern. Die inneren Nachrichten gingen in die gewöhnliche, allgemeine Censur, zu dem für die Zeitung ein für allemal bestimmten Censor; die auswärtige Politik in das Ministerinm der auswärtigen Angelegenheiten, die Nachrichten über die kaiserliche Familie in das Ministerium des kaiserlichen Hofes, militärische Mittheilungen in Kriegs- und Friedenszeiten an das Kriegsministerium, Nachrichten über Heilmittel an das Medicinaldepartement des Ministeriums des Innern, Theaterkritiken an die Theatercensur, welche unter der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei (politische Polizei) stand und auch die aufzuführenden Stücke zu prüfen hatte, Besprechungen im Auslande erschienener Bücher an das Comité der auswärtigen Censur und alle Annoncen an den St. Petersburger Oberpolizeimeister, der seinerseits wieder die Bekanntmachungen, welche Heilmittel, Bücher oder dergleichen betrafen, an die genannten betreffenden Verwaltungszweige verwies.

Aus all diesen verschiedenen Specialcensuren kamen nun die Artikel, der eine früh, der andere spät, der eine heute, der andere morgen, mancher auch erst nach Wochen mit den verschiedenartigsten Strichen und Veränderungen zurück; und doch mußte täglich eine Zeitung erscheinen und dem Publikum etwas einigermaßen Genießbares vorgesetzt werden, einem Publikum, das begreiflicherweise ganz im Unklaren war über die enormen Schwierigkeiten bei der Herstellung einer einzigen Zeitungsnummer und das sich in seiner naiven Betrachtungsweise nicht selten darüber wunderte, daß die St. Petersburger Blätter in vielfacher Beziehung nicht so interessant waren, als die Zeitungen des Auslandes.

Die größten Beschwerden verursachte natürlich der Censor, wenn er Artikel strich, die einen ansehnlichen Theil der Zeitung füllten und die man ihrer Wichtigkeit wegen nicht länger zurückhalten wollte und konnte. Natürlich war die Redaction beständig auf einen ansehnlichen Vorrath gesetzten Materials bedacht, um die entstehenden Censurlücken auszufüllen, die dem Publikum unbemerkbar bleiben mußten. Aber es kam auch vor, daß das Blatt erst nach Mitternacht von seiner Wanderung zum Censor-Pascha zurückkehrte und ein Drittel oder die Hälfte des ganzen Inhalts condemnirt war. Dann mußten Redaction und Druckerei häufig bis zum frühen Morgen arbeiten, um die von der Censur geschossenen Breschen leidlich zu verdecken.

Fragen Sie mich nun nach den Principien, nach den Gesetzen und Bestimmungen, welche den Censoren bei der Handhabung ihres schweren Amtes zur Richtschnur dienten, so bin ich wahrlich um eine Antwort in arger Verlegenheit. Freilich war eine alte Vorschrift vorhanden, nach welcher kein Schriftstück oder Theil eines solchen vervielfältigt werden durfte, das in irgend einer Weise Religion, Staat oder Sittlichkeit bekämpfte oder diese Begriffe in verletzender Weise berührte. Aber diese Bestimmung ließ sich, bei ihrer Dehnbarkeit, von

einem russischen Censor, fast möchte ich sagen, auf jedes geschriebene Wort anwenden, und ich meine es vollkommen ernst und ehrlich, wenn ich behaupte, daß trotz aller trüben Erfahrungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, den russischen Censoren immerhin eine gewisse Humanität nicht fremd war, sonst wäre eigentlich eine jede Redaction für eine jede Nummer ihres Blattes unerbittlich dem Strafgericht verfallen. Die Haupttriebfeder der Censoren bei der Ausübung ihrer Function war die Furcht. Hatten sie etwas zum Drucke erlaubt, was in den oberen Regierungssphären mißfiel, so wurden sie abgesetzt, — und ihre Stellen waren gut bezahlt und mit Rang und Orden trefflich dotirt. So war es denn in den meisten Fällen nur die sehr erklärliche Angst vor dem Verlust des einträglichen Postens, welche den Besen regierte, der die armen neugeborenen Kinder des russischen Geistes erbarmungslos aus der Presse in die Rumpelkammer der Vergessenheit fegte.

Außer jenen allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen kamen noch von Zeit zu Zeit von oben herab besondere Instructionen, welche aus menschenfreundlichen Motiven nicht nur den Censoren, sondern auch den Redactionen zu pünktlicher Nachachtung mitgetheilt wurden. Dies Verfahren bewahrte die Journalistik vielfach vor unnützer Mühe und Arbeit. So wurde im Anfang der fünfziger Jahre eines schönen Tages den Chefredacteuren aller St. Petersburger Blätter der direkte Befehl des Kaisers kundgegeben, in Zukunft über Parlamente und ähnliche repräsentative Körperschaften kein Wort mehr zu veröffentlichen und somit die constitutionelle europäische Welt vollständig zu ignoriren. Es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, daß dieser Befehl — er war vom Kaiser nicht schriftlich gegeben, also kein Ukas — den politischen Theil aller St. Petersburger Zeitungen der Vernichtung preisgab. Es ging denn auch mit ihm, wie mit so mancher anderen russischen Verordnung damaliger und jetziger Zeit. Er wurde einige Tage hindurch

befolgt und dann von den Redactionen, denen es schließlich gleichgültig war, ob ihre Blätter an der Schwindsucht oder einer hochnothpeinlichen Execution starben, — als nicht existirend betrachtet. Die Behörden sahen selbst das Unmögliche der erlassenen Vorschrift ein, drückten ein Auge oder vielmehr beide zu und der kaiserliche Befehl verfiel, ohne jemals aufgehoben zu sein, der Vergessenheit.

Zur Zeit des Krymkrieges wurden die verantwortlichen Herausgeber der St. Petersburger Zeitschriften in ähnlicher Weise verpflichtet, keinerlei Nachrichten, nicht nur über militärische Bewegungen, sondern auch über die thatsächlichen Ereignisse des Kriegsschauplatzes in anderer Weise zu drucken als in wörtlicher Übertragung aus dem „Russischen Invaliden", dem damaligen officiellen Organ des Kriegsministeriums. Dieser Befehl, der natürlich eine weit geringere Tragweite und weit weniger schädliche Consequenzen hatte als der vorhin erwähnte, wurde mit unerbittlicher Strenge durchgeführt. Dabei fiel jedoch der Uebelstand schwer in's Gewicht, daß die Herren Censoren meistens selbst nicht zu unterscheiden vermochten, welche Nachrichten aus der officiellen Quelle stammten und welche nicht. Uebrigens erhielten die genannten Herren auch noch ihre besonderen geheimen Instructionen, welche selbstverständlich in den meisten Fällen den Redactionen unbekannt blieben und ihnen das Leben und die Arbeit sauer genug machten.

Ich kann mir nicht versagen, im Folgenden einige jener mit der Censurscheere betrauten, der Presse gegenüber allmächtigen Persönlichkeiten eingehender zu schildern und eine kleine Blüthenlese aus den Annalen ihres censorischen Verfahrens mitzutheilen. Ich entreiße dieselben freilich damit dem Dunkel einer wohlverdienten Vergessenheit, aber großartige Erscheinungen selbst auf dem Gebiete des Blödsinns sollten doch der Nachwelt nicht unbekannt bleiben.

Dorpat, als die einzige deutsche Universität im russischen Reiche, die früher ihre Lehrkräfte fast ausschließlich aus dem geistigen Mutterlande rekrutirte, hat von jeher einen lebhaften literarischen Verkehr mit Deutschland unterhalten. Dort erzählt man verschiedene heitere Anekdoten über einen Censor De la Croix, der — nomen et omen — lange Jahre hindurch das Kreuz der Dorpater geistigen Production war. Von ihm heißt es, er habe in einem geologischen Werke die „Revolutionen der Erdoberfläche" unerbittlich gestrichen. In einem statistischen Werke, das seiner Censur unterlag, habe der Verfasser von den Kosaken erwähnt, „sie reiten auf kleinen, unansehnlichen Pferden". In De la Croix' Augen habe das „klein" und „unansehnlich" der Würde des großen russischen Reiches nicht entsprochen und jene Ausdrücke seien unter seiner nationalstolzen Feder gefallen. So las denn später das staunende Publikum in jener Schrift: „Die Kosaken reiten auf Pferden". Aehnliche Anekdoten über jenen Herrn circuliren in unabsehbarer Menge. Ich kann sie nicht verbürgen, denn ich habe sie nicht selbst erlebt. Die folgenden Geschichten aber, die ich an meinen eigenen Censoren erfahren und erlitten habe und die ich mit der peinlichsten historischen Treue wiedergebe, liefern den unumstößlichen Beweis, daß die von dem Dorpater Preßrichter erzählten Heldenthaten in ihrer weitesten Ausdehnung historisch möglich waren und daß die Tradition schwerlich Schmuck und Zuthat an ihnen verschwendet hat.

Der erste Censor, den ich beim Antritt meines Amtes kennen zu lernen das Glück hatte, hieß Nikolái von Peucker. Derselbe war im Cadettenkorps erzogen, Offizier gewesen, später in das Civilressort übergegangen, wurde darauf Director einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, die er, da er nichts von der Sache verstand, vollständig ruinirte. In seiner Stellung unmöglich geworden, aber nicht ohne Protection, fand man ihn für das Amt eines Censors immer noch brauchbar genug. Er

maßregelte bereits seit einiger Zeit die St. Petersburger Presse und war selbstverständlich „wirklicher Staatsrath" mit dem Prädicat „Excellenz". Wenn man hier in der Mehrzahl deutschen Namen begegnet, so hat das seinen Grund in dem einfachen Umstande, daß die russische Regierung bereits in jener Zeit von dem vernünftigen Grundsatz ausging, der Censor einer deutschen Zeitung müsse deutsch verstehen. Unumgänglich war die Sache übrigens nicht, denn ich werde den Leser auch mit einer Ausnahme von dieser Regel bekannt machen. So fand man denn in den Censoren für die deutsche Zeitung gewöhnlich russificirte Deutsche aus den baltischen Provinzen, die, wie die Renegaten in religiöser Sphäre, in Bezug auf die Unterdrückung alles dessen, was sie für nicht regierungsmäßig hielten, gewöhnlich weit fanatischer waren, als die echten Russen selbst. Bei Uebernahme der Redaction hatte ich die Absicht — die ich übrigens später aufzugeben genöthigt war — den Leserkreis der Deutschen St. Petersburger Zeitung mit den hervorragendsten literarischen Erzeugnissen aller zum russischen Reiche gehörigen Völkerstämme bekannt zu machen, und so gab ich denn in einer der ersten Nummern die Uebersetzung der geistreichen Humoreske eines polnischen, freilich sehr anrüchigen Schriftstellers, des bekannten Karl Libelt (gestorben am 9. Juni 1875), überschrieben „Frauen und Gelehrsamkeit". Der Artikel selbst war durchaus harmlos. Er begann folgendermaßen: „Es giebt Dinge, die — wie ein paar ungehobelte Holzklötze — nicht auf einander passen wollen, man mag sie legen wie man will. Zu diesen Dingen gehören die Worte »Frau« und »Gelehrsamkeit«." Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich das Censurblatt zurückerhielt und den ganzen angeführten Eingang gestrichen sah. Ich war damals ein eifriger Redacteur, jung dabei und voll der naivsten Anschauungen. Ich bildete mir ein, der Censor müsse für eine solche Verstümmelung menschlicher Geistesprodukte einen vernünftigen Grund haben und ich

war begierig, diesen Grund kennen zu lernen, der mir eigenthümliche, unbekannte Perspectiven meiner literarischen Thätigkeit eröffnen mußte. Außerdem stand ich mit Herrn von Peucker auf durchaus gutem Fuße, hatte ihm meinen Besuch gemacht und er war mir in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen. Ich eilte also spornstreichs zur Excellenz und bat den wichtigen Mann, mir zu erklären, weshalb er die Einleitung jenes Artikels für unzulässig halte. „Mein werther Herr", erwiderte hold lächelnd Herr von Peucker, „dieser Artikel ist von dem Polen Libelt verfaßt, einem durch und durch verrufenen Menschen. Sie sind noch jung und kennen die Polen nicht. Sehen Sie, dieser Mensch sagt, es gebe Dinge, die wie ein paar ungehobelte Holzklötze nicht auf einander passen, und nennt als solche »Frau« und »Gelehrsamkeit«. Nun war aber die Kaiserin Katharina II. eine gelehrte Frau; er behauptet also indirekt von der hochseligen Majestät, sie sei ein ungehobelter Holzklotz gewesen. O, Sie kennen diese Polen nicht."

Er blickte mich mit triumphirender Hoheit an und ich schaute schweigend zu ihm auf, jedenfalls mit dem Ausdruck unbeschreiblichen Staunens und der unaussprechlichsten Bewunderung. Ich verbeugte mich stumm und tief und verabschiedete mich ehrfurchtsvoll, indem ich das bekannte Wort Talbots (Jungfrau von Orleans, 3. Act, 6. Scene) zwischen den Zähnen murmelte, aber ganz leise.

Das Feuilleton sollte einen Artikel über die nordische Rennthierjagd bringen. Das Thema wurde historisch erörtert und auf den Bericht eines ehrwürdigen finländischen Geistlichen aus dem vorigen Jahrhundert zurückgegangen. Dieser schilderte die Art und Weise, wie die Lappen vor alten Zeiten die wilden Rennthiere eingefangen. Es war ungefähr dieselbe Manier, wie man noch heutigen Tages in Afrika Antilopen und in anderen Ländern andere Bestien jagt und fängt. Es

werden eine Anzahl Pferche oder Einzäunungen errichtet, von denen die entfernteren immer kleiner und enger sind und die Thiere werden, ohne daß sie die Gefahr ahnen, aus einer Umfriedigung in die andere getrieben, bis man sich ihrer in der letzten ohne Mühe bemächtigen kann. Der würdige geistliche Herr brauchte, nach der Sitte damaliger Zeit, hin und wieder lateinische Ausdrücke und nannte die verschiedenen Umfriedigungen angusta, angustiora und angustissima. Herr von Peucker strich den Bericht und schrieb daneben: „Der Censor ist nicht verpflichtet, schwedisch zu verstehen".

Aus Finland erhielt ich den Bericht über ein in der Nähe von Helsingfors stattgefundenes sogenanntes Storchgericht. Am Schlusse der Mittheilung wurde erzählt, daß die Störche, nachdem sie den verurtheilten Kameraden todtgebissen, nach Norden geflogen seien. Es war Frühjahr, wo die Störche auf ihren Wanderungen immer die Richtung nach Norden einzuschlagen pflegen. Der Censor veränderte das Wort „Norden" in „Süden". Sein ahnungsvolles Herz hatte in der verfehmten Weltgegend eine verdächtige Anspielung auf Russland gewittert.

Während des Krymkrieges wurden einige Provinzen Schwedens, wie nicht selten, von einer Hungersnoth heimgesucht. Die Zeitung enthielt Mittheilungen über diese Calamität, in denen erwähnt wurde, daß das Volk in jenen Gegenden sein Brod aus Baumrinde bereite. Herr von Peucker gab dem Artikel unbedenklich die Druckerlaubniß, mit Ausnahme einer winzigen Veränderung. Er corrigirte nämlich das Wort „Schweden" in „Frankreich". Mein armer Journalistenverstand ließ mich vermuthen, die Excellenz habe sich in diesem Falle denn doch geirrt. Auf meine Anfrage erhielt ich die gewünschte Erklärung. „Wir unterhalten mit Schweden die freundschaftlichsten Beziehungen", — sagte Herr von Peucker — „können also unmöglich von diesem Lande etwas Nachtheiliges berichten. Mit Frankreich dagegen haben wir Krieg und über Frankreich

läßt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen alles sagen." Ich war befriedigt.

Mit der Zeit wurde Herr von Peucker immer beschränkter, willkürlicher, üppiger und dictatorischer. Eines Tages wurde ein seitenlanger Kriegsbericht, unter Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften, mühsam aus dem „Russischen Invaliden" übersetzt. Ich bekam das Blatt aus der Censur und der Artikel war vom ersten bis zum letzten Worte gestrichen. Hier mußte unter jeder Bedingung ein Mißverständniß obwalten. Ich schickte das Censurblatt zum zweiten mal Herrn von Peucker, indem ich ihn schriftlich, unter Angabe der Nummer und des Datums der officiellen Quelle, darauf aufmerksam machte, der Artikel sei buchstäblich aus dem „Russischen Invaliden" übersetzt. Der Censor strich denselben zum zweiten mal und schrieb unter meine Erklärung gelassen die großen Worte »naprásnoje mnogosslówije» (unnützes Geschwätz). Das war denn doch selbst für die Lammesgeduld eines St. Petersburger Redacteurs unter Nikolái I. zu viel. Die St. Petersburger Zeitung war Eigenthum der Akademie der Wissenschaften und ich von dem Vorstand dieser gelehrten Corporation als Redacteur eingesetzt. Ich präsentirte das Censurblatt meinem damaligen nächsten Chef, dem beständigen Secretär der Akademie. Alexander v. Middendorff, der berühmte Naturforscher und Reisende, ein Mann, dessen unbestechliches Rechtsgefühl und unerschütterliche Energie nicht hinter den gelehrten Verdiensten zurückblieben, die seinen Ruf über die Grenzen Europas hinaus verbreitet haben, bekleidete damals dieses Amt. Ich erklärte ihm, daß, wenn mir für eine solche Behandlung nicht Recht und Genugthuung zu Theil werde, ich die Redaction der Zeitung niederlegen müsse, da mir dieselbe einerseits faktisch unmöglich gemacht werde, andererseits aber sich mit meinen Begriffen von Ehre nicht länger vereinigen lasse. Herr von Middendorff nahm meine Beschwerde mit dem Censurblatt entgegen und versprach mir volle Genug-

thuung. Seinerseits meldete er die Angelegenheit dem derzeitigen Präsidenten der Akademie, Grafen Bludow. Graf Bludow, der wie wenig andere das Vertrauen des Kaisers Nikolái besaß, ein unterrichteter und geistig bedeutender Mann, war Vorsitzender des Ministercomités und im russischen Reiche eine überaus mächtige Persönlichkeit. Er verstand keinen Spaß, wenn es sich um seine Autorität und um Eingriffe in den Kreis handelte, den er für sein Machtgebiet ansah. Nicht acht Tage waren vergangen, seit Herr von Peucker seine schnöde Bemerkung niedergeschrieben — und er war des Dienstes entlassen und die St. Petersburger Presse für immer von seiner Obhut befreit.

Bei der Censur geht es nicht anders, wie mit gewissen Dynastien; die Namen der Regenten wechseln, die schlechte Regierung bleibt dieselbe. Ich habe nach Herrn von Peucker verschiedene andere Censoren erlitten; ich kann nicht sagen, daß einer von ihnen besser gewesen wäre. An jedem neuen Censor lernte man neue Marotten, neue unangenehme Seiten kennen; von Besserung war keine Rede, bis Alexander II. auch in Bezug auf die Presse eine entschieden liberale Reform anbahnte. So könnte ich einfach berichten: Auf Peucker folgte Freygang, auf Freygang folgte Obert, dem folgte . . . u. s. w. u. s. w.; doch möchte ich von den eigenthümlichen Reizen, die dieser und jener von ihnen entfaltete, noch ein Wörtchen erzählen.

Herr Freygang pflegte im Sommer seine Nachmittage und Abende bei einer Freundin in Nówaja Derévnja, einem Landaufenthalt, der etwa eine halbe Stunde von St. Petersburg entfernt liegt, zuzubringen. Es wurde daher in der guten Jahreszeit fast zur Regel, daß der Redactionsbote den Censor in seiner Wohnung nicht vorfand und, da er Bescheid wußte, mit dem ungeborenen Preßerzeugniß in's Grüne pilgerte, um den treuen Schäfer bei der Dame seines Herzens mit der Prosa der Berufspflichten zu incommodiren. Es begab sich dann auch

wol, daß man den schönen Tag benutzt, einen weiteren Ausflug gemacht hatte und erst nach Mitternacht zurückkehrte. Natürlich waren in solchen Momenten die Censurblätter Herrn Freygang eine sehr unangenehme und aufdringliche Störung, die er leider nicht von sich abweisen konnte. Er pflegte unter solchen Umständen sehr übler Laune zu sein und seine böse Stimmung an den unschuldigsten Artikeln auszulassen. Nicht selten stand die Sonne schon hoch am Himmel, wenn ich die rückkehrenden Censurabzüge erblickte — „aber fragt mich nur nicht, wie".

Herr Obert, ein aufgedienter Kanzlist des Unterrrichtsministeriums, beschloß seine Tage in einer Anstalt für Geisteskranke. Officiell wurde er für wahnsinnig erklärt, als er längst aus dem Dienste geschieden war; faktisch geistesabwesend war er schon im Amte. Er besaß eine ganz entschiedene Vorliebe für das Formenwesen, das unter der Regierung Nikolái I. eine so bedeutende Rolle spielte. So war es z. B. russischer Kanzleigebrauch, daß bei den Adressen der Briefcouverts das Prädicat (Excellenz) die erste Zeile bilden mußte, Vorname und Vatersname die zweite Zeile, der Familienname endlich die dritte. Kam es nun vor, daß auf dem Couvert, welches das Censurblatt enthielt, jene Reihenfolge der Zeilen in der Eile der Abfertigung nicht auf das Strengste eingehalten war, so pflegte der accurate Mann die Sendung mit einer väterlichen Rüge unerbrochen zurückzuschicken. Redaction und Druckerei sahen sich genöthigt, unter schmerzlichem Bedauern der verlorenen Zeit, ein neues Couvert zu opfern und exacter zu adressiren. Aehnlich wie Herr von Peucker schrieb Excellenz Obert einst neben einen Bericht aus Italien, der die Worte »o sanctissima, dulcis virgo Maria« enthielt: „Ich bin nicht verpflichtet, Italienisches zu censiren". Nachdem ich übrigens einmal — selbstverständlich unter der Regierung Alexanders II. — Herrn Obert bei dem Präsidenten des Censurcomités wegen allzu unsinnigen Streichens verklagt und von diesem Recht, der Censor aber

einen Verweis erhalten hatte, war gar nicht übel mit ihm zu verkehren. Das Schreckbild eines neuen Verweises schwebte offenbar als drohendes Gespenst vor seinen irren Blicken, und wenn ich ihm, nachdem er einen unschuldigen Artikel zu Tode gestrichen, mit einer Klage bei dem Chef drohte, ließ er sich rasch das Censurblatt wieder ausbitten und der Artikel war gerettet.

Noch ein Wort über die Specialcensuren.

Die drolligste von allen war die sogenannte Theatercensur, zusammengesetzt aus mehreren Beamten der dritten Abtheilung der Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers, welche alle Zeitungsartikel über die Leistungen der St. Petersburger Theater nach einem eigenen Maßstab des Zulässigen zu prüfen hatten. Alle namhaften Theater der nordischen Residenz waren bis vor Kurzem kaiserliche und erfreuten sich aller Prärogative kaiserlicher Institutionen. Die Civilliste, oder, da diese Bezeichnung auf Russland nicht anwendbar ist, der Etat des Ministeriums des kaiserlichen Hauses, zahlte für die Unterhaltung der Bühnen enorme Summen und stattete einige derselben mit fabelhafter Pracht aus. Deshalb wurden aber auch die Theater gewissermaßen als Privat-Unterhaltungsanstalten Sr. Majestät des Kaisers angesehen, zu denen nebenbei etwas Publikum zugelassen wurde. Man betrachtete einen Zeitungsreporter, der über das Theater schrieb, so zu sagen als einen Menschen, der öffentlich über Dinge sprach, die ihn und das Publikum gar nichts angingen. Alle Personen, welche zur Administration kaiserlicher Theater gehören, vom Intendanten bis zum Kassenschreiber herab, sind kaiserliche Beamte und beanspruchen, für die Ausübung ihrer dienstlichen Functionen weder gekränkt noch beleidigt zu werden. Da aber der Mensch auch den gerechtesten Tadel unangenehm empfindet und ihn für Beleidigung und Kränkung zu halten geneigt ist, so war selbstverständlich auch die leiseste Unzufriedenheit mit allem, was nicht speciell die Leistungen der Künstler betraf, aus den Theaterberichten der Zeitungen ausgeschlossen. Das erstreckte sich

bis auf Inscenirung, Dekorationen, Garderobe ꝛc. Die Künstler, welche kamen und gingen, durften kritisirt, aber natürlich nur dann und wann sehr zartsinnig und sehr wohlwollend getadelt werden. In Bezug auf die aufgeführten dramatischen Pièçen brauchte sich dagegen der Berichterstatter gar nicht zu geniren; sie waren als Erzeugnisse von Schriftstellern, also von naturgemäß verdächtigen Persönlichkeiten, vogelfrei.

Die ersten Theaterkritiken sollen im Jahre 1828 in St. Petersburger Zeitungen und Journalen veröffentlicht worden sein. Der bekannte Schriftsteller Bulgarin hatte die Erlaubniß zu dieser Neuerung von dem damaligen Chef der „dritten Abtheilung", dem Grafen Benkendorf, und zwar zunächst nur für seine eigene Zeitung die »Sséwernaja Ptschelá« (Nordische Biene) erhalten.

Während in der ersten Zeit meines journalistischen Wirkens die Theaterberichte der dritten Abtheilung direkt eingesandt werden mußten und die Redaction dieselben censirt zurückerhielt, ohne mit den prüfenden Persönlichkeiten in irgend eine Berührung zu kommen, bestimmte, bei zunehmendem Wachsthum der Presse, jene Behörde einen ihrer Beamten zum alleinigen Censor der Theaterartikel für sämmtliche St. Petersburger Journale. Die Kritiken mußten ihm zugeschickt und von ihm wieder abgeholt werden. Der erste und letzte von dem Geschlechte der Theatercensoren hieß Boris Fédorow, ein alter, fast kindischer Mann, selbstverständlich Excellenz. Bald konnte ich bemerken, daß die Theaterberichte der deutschen Zeitung von ihm ungebührlich lange zurückgehalten wurden und eine ganz eigenthümliche Species censorischer Wirksamkeit von ihm erlitten. Wurden gewisse Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, wenn auch noch so ehrerbietig, getadelt, so fand sich der Passus nach der Censur nicht etwa gestrichen, sondern ohne Weiteres in das feurigste Lob verwandelt. Natürlich blieben die Transmutationen des wohlwollenden Censors ungedruckt und ich hielt es für angezeigt, ihm einen Besuch zu machen und mir eine Erklärung

über sein Verfahren auszubitten. Da ergab es sich denn, daß der arme Mann kein Wort deutsch verstand und doch um keinen Preis den Vorgesetzten diese Lücke seiner sprachlichen Ausbildung eingestehen mochte. Eine solche Offenheit hätte ihm die einträgliche Stelle gekostet. Er hatte daher den Ausweg gefunden, sich alle deutschen Recensionen von einem linguistisch glücklicher begabten Theaterbeamten in's Russische übersetzen zu lassen und der Translator beanspruchte als Entgelt für seine Aushülfe das Lob aller Theaterdamen, die er zu protegiren für gut fand. Ich hatte Mitleid mit dem armen, alten Manne und mochte ihm nicht sein gutes Stückchen Brod rauben. Es wurde mir nicht schwer, ihn von der Unzuträglichkeit seines Verfahrens zu überzeugen und unsere Conferenz endete mit dem Vorschlag von meiner Seite, ihm jeden Theaterbericht selbst zu bringen und mündlich zu übersetzen, wobei er dann sofort über das Imprimatur des Ganzen oder einzelner Theile zu entscheiden hätte. Der Excellenz fiel bei meiner Proposition offenbar ein Stein vom Herzen. Freudig bewegt ging er auf den Vorschlag ein und ich habe ihm eine lange Zeit hindurch meine Artikel selbst gebracht, übersetzt und mit ihm über die Zulässigkeit dieses oder jenes Ausdrucks kameradschaftlich verhandelt.

Nach diesen gerade nicht erbaulichen Erinnerungen kann ich es mir nicht versagen, auch der Lichtseite jener Specialcensuren zu gedenken. Für die Zusammenstellung des Blattes fiel das Urtheil der Beamten im Ministerium des Auswärtigen, welche über den politischen Theil der Zeitung zu entscheiden hatten, am schwersten in die Wagschaale. Während ich oft unter dem Drucke der anderen Censurzweige geseufzt habe und die persönliche Berührung mit den Herren Censoren nicht zu den angenehmsten Momenten meiner journalistischen Laufbahn rechnen möchte, fand ich niemals Ursache, mich über die politische Censur irgendwie zu beklagen und der Verkehr mit den Herren, denen ihre Handhabung oblag, war ein überaus interessanter und be-

friedigender. Es waren aber auch Leute danach! Für die allgemeine Censur wählte man unter Kaiser Nikolái Beamte, welche so zu sagen ein testimonium paupertatis jeder geistigen Potenz aufzuweisen hatten; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dagegen bestimmte für die politische Censur seine besten jüngeren Capacitäten und ich habe der Reihe nach den jetzigen Gesandten in Frankreich, Baron von Mohrenheim, den späteren Gesandten Sherebzów, den ehemaligen Botschafter am Wiener Hofe, Nowików, den Gesandten Rußlands beim Schweizer Bunde, von Hamburger, und den Direktor des Moskauer Archivs, Baron von Bühler, zu politischen Censoren gehabt. Noch heute erinnere ich mich mit lebhafter Genugthuung der Augenblicke persönlichen Verkehrs mit diesen Herren, welche mit der elegantesten und liebenswürdigsten Form eine durchaus liberale Anschauung von ihrem Amte verbanden.

Nur ein einziges mal hatte ich in solchen Specialcensurangelegenheiten eine nicht gerade angenehme Begegnung mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. In einer Rundschau hatte ich Louis Napoleon, der damals eine mit Rußland befreundete Macht repräsentirte, den Fieberstoff im Blute Europas genannt. Der politische Censor hatte den Satz übersehen und man hielt die Sünde für groß genug, um, außer ihm, auch dem Redacteur eine tadelnde Bemerkung zu verabfolgen. So erhielt ich denn eine Einladung zu Herrn von Westmann, damals Kanzleidirektor, später Gehülfe des Fürsten Gortschakow, der mir im Auftrage des letzteren einen Verweis in liebenswürdigster Form zukommen ließ und damit den Anfang unserer späteren Bekanntschaft machte. Beim Schluß unserer Unterhaltung trat zufällig Fürst Gortschakow selbst in das Zimmer und es mag als interessanter Beleg dienen, wie mächtig er der deutschen Sprache bis zu den volksthümlichsten Redensarten war, daß er an Herrn von Westmann, nachdem derselbe mich ihm vorgestellt, scherzend die Frage richtete: „Nun, haben Sie ihm tüchtig den Kopf gewaschen?“

2. Der Tod des Kaisers Nikolái des Ersten.

(1855.)

Der 17. Februar 1855 war ein schöner, klarer nordischer Wintertag. Es war entsetzlich kalt. Die Sonne, welche sich um diese Zeit nur wenige Stunden über den Horizont erhebt und kaum zu wärmen scheint, deren matte Strahlen aber von einer blendend weißen Schneedecke in fast unerträglicher Weise zurückgeworfen werden, war schon längst im Südwesten unter der Eisfläche des finnischen Meerbusens verschwunden. Pfeilschnell jagten auf den dämmerigen Straßen und der weiten hellen Fläche der Newa die kleinen, einspännigen nordischen Schlitten mit ihren flinken, unermüdlichen Steppenpferden, unter deren Hufen der hartgefrorene Schnee pfiff und knisterte. Das Sternbild des großen Bären funkelte bereits in seiner ganzen Pracht am tiefdunkeln Himmel, und doch war es noch in den frühen Nachmittagsstunden. In meinem Kabinet hatten sich mehrere Freunde getroffen; man saß um den dampfenden Mokka, dessen belebender Duft sich mit den feinen aromatischen Rauchwölkchen des türkischen Tabaks der Cigaretten angenehm mischte.

Die Unterhaltung beschäftigte sich zunächst mit dem anscheinend sehr unbedeutenden Unwohlsein des Kaisers. Er hatte

die Grippe und war, wie das bei jener damals für harmlos angesehenen und langweiligen Krankheit gewöhnlich ist, von einem heftigen Husten gequält. Vor wenigen Tagen hatte der Zar noch einer Parade beigewohnt, obwohl ihn freilich einer seiner Leibärzte, wenn ich nicht irre Dr. Karell, auf seinen leidenden Zustand aufmerksam gemacht und geäußert haben sollte: „Unter solchen Verhältnissen, Majestät, würde ich einem gemeinen Soldaten nicht gestatten, seinen Dienst zu thun", worauf Kaiser Nikolái erwiderte: „Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan; ich kenne die meinige".

Im Laufe des Gesprächs wurde natürlich nicht unbeachtet gelassen, daß die verhängnißvollen Ereignisse des Krymkriegs von tiefer und nachhaltiger Wirkung auch auf die Riesenconstitution des Kaisers sein müßten, um so mehr, da er äußerlich die gewohnte majestätische Ruhe und Kälte unabänderlich bewahrte. Zu irgend welchen Besorgnissen schien der Gesundheitszustand des Monarchen keinerlei Anlaß zu bieten. So wendete sich denn die Unterhaltung bald zu den neuesten Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze und namentlich zu der heldenmüthigen Vertheidigung von Sewastópol.

Mit lebhaftem Interesse wurde einer Prophezeiung gedacht, die einer der Anwesenden, ein bekannter Irrenarzt, beim Beginne des Krieges ausgesprochen hatte. Obgleich für gewöhnlich auf die Beobachtung von Geisteskranken angewiesen, war er doch auch für gesunde, normal funktionirende, Capacitäten ein scharfer Kritiker. Wir saßen damals, wie heute, traulich beisammen und hatten von dem bevorstehenden Kriege und seinen möglichen Wechselfällen gesprochen.

„Was auch kommen möge", sagte damals unser Doktor, „ich habe einen Freund und Landsmann, einen Ingenieur-Capitain, dessen großartige Begabung und enormes Wissen ihn im bevorstenden Kampfe zu einer der ersten militärischen Größen Rußlands machen werden."

Er hatte damals den Namen eines Mannes genannt, der nur wenigen von uns, und diesen nur dadurch bekannt war, daß der reiche baronisirte darmstädtische Consul in St. Petersburg dem mittellosen Capitain wegen seiner unbedeutenden Stellung und Herkunft anfänglich die Hand seiner Tochter verweigert hatte, bis die Liebe den Widerstand des harten Vaters überwand.

Jetzt, wo im Verlaufe weniger Monate der damalige schlichte Ingenieurhauptmann sich in den weltberühmten General Todleben, den genialen und heldenmüthigen Leiter der Vertheidigung von Sſewastópol, die Seele jenes denkwürdigen Festungskrieges, verwandelt hatte, jetzt gedachten wir der Prophezeiung des Freundes, und sein heller Blick in die Zukunft, sein klares Urtheil über die Begabung seines Landsmannes fanden die wärmste Anerkennung.

Es klingelte draußen. Man achtete nicht darauf. Der Diener trat ein, überreichte mir ein versiegeltes Couvert nebst einem Buche und sagte mit gewissem Nachdruck:

„Ein Kammerlakai des kaiserlichen Hofes hat dieses Schreiben gebracht und bittet den Empfang zu bescheinigen."

Mechanisch griff ich zur Feder und quittirte in dem vorgehaltenen Buche; mechanisch brach ich das Siegel und nahm das Papier aus seiner Hülle. Die Freunde ließen sich in ihrem Gespräche nicht stören; Schreiben von dieser oder jener Staatsbehörde sind in dem Kabinet eines Chefredacteurs etwas Alltägliches.

Ich sah in das Schreiben und es überlief mich kalt. Es war ein officieller Bericht über die Krankheit des Herrschers; er lautete wie folgt:

„Seine Majestät der Kaiser, an der Grippe erkrankt, hat seit dem zehnten Februar Fieberanfälle gehabt, wobei eine gichtische Affection bemerkbar war. Gestern war das Fieber heftig unter Mitleidenschaft des unteren rechten Lungenflügels,

die heutige Nacht schlaflos. Am Morgen erscheint das Fieber etwas gemäßigt; der Auswurf ist unbehindert.

Den 17. Februar 1855.

M. Mandt. Enochin. Dr. Karell."

Eine Weile hatte ich schweigend dagestanden. Mein Aussehen mußte etwas Besonderes verkündigen; die Freunde sahen mich stumm und erwartungsvoll an.

„Kaiser Nikolái ist ein todter Mann", sagte ich und ließ das Bulletin im Kreise herumgehen. Der Inhalt des Berichtes schien das Aeußerste, das ich voraussah, nicht zu rechtfertigen. Man glaubte in den Ausdrücken der Aerzte die Besorgniß irgend einer Gefahr für das Leben des Monarchen nicht wahrnehmen zu können.

„Kaiser Nikolái ist ein todter Mann", wiederholte ich. „Er hat niemals gestattet, daß bei Krankheiten der kaiserlichen Familie Bulletins veröffentlicht wurden. Wenn also über seinen eigenen Gesundheitszustand ein amtlicher Bericht für die Oeffentlichkeit ausgegeben wird, so beweist das auf das Deutlichste, daß er selbst nicht mehr disponirt und sein Zustand ein durchaus hoffnungsloser ist."

Es hatte Niemand gegen mein Raisonnement etwas einzuwenden. Einer nach dem anderen entfernte sich geräuschlos, und ich sah mich bald mit meinen sorgenschweren Gedanken allein.

Vor Mitternacht erhielt ich das zweite Bulletin. Das Fieber hatte gegen Abend zugenommen, der Auswurf aus dem unteren Theile des angegriffenen rechten Lungenflügels war erschwert.

Der Morgen des 18., für Rußland ein schicksalsschwerer Tag, brach an. Die helle Februarsonne umkleidete die Blumen der gefrorenen Fensterscheiben mit den Farben des Regenbogens; die nordische Residenz war angethan mit der ganzen blendenden Schönheit ihres Wintergewandes. Die große Masse ging sorglos den gewohnten Geschäften nach. Tauben und Sperlinge in zahl-

losen Scharen suchten ihre spärliche Nahrung auf den bevölkerten Straßen; es war, als ob Natur und Menschen über die Geschlechter der Gewaltigen auf Erden ausrufen wollten:

„. . . sie kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

Es erschien ein drittes Bulletin, welches um vier Uhr Morgens abgefaßt war, in welchem die erlöschende Thätigkeit der Lunge des hohen Kranken angedeutet und der Zustand des Kaisers bereits offen als sehr gefährlich bezeichnet wurde. Der vierte und letzte Krankenbericht war um neun Uhr Morgens unterzeichnet; er lautete: „Heute Morgen um drei ein halb Uhr haben Seine Majestät der Kaiser gebeichtet und das heilige Abendmahl genommen, bei voller Klarheit des Geistes. Der drohende Lähmungszustand in den Lungen dauert noch fort und damit die Gefahr, in welcher sich Seine Majestät befindet".

Die Bulletins wurden als Extrablätter gedruckt. Stündlich erwartete die Presse, erwartete die Bevölkerung St. Petersburgs neue Nachrichten. Wer zum Hofe in näherer Beziehung stand, wenn er auch selbst nicht mehr wußte, als jeder andere, zuckte mit geheimnißvollem Schweigen bedeutsam die Achseln. Stunde um Stunde verrann — kein neuer Krankenbericht, nicht die kleinste Botschaft vom Hofe, und doch wußte alle Welt, daß es schlimm, sehr schlimm stand.

Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe erreicht, da verbreitete sich erst leise und vorsichtig auftretend, dann immer sicherer und offener die verhängnißvolle Kunde, die zuletzt der Nachbar dem Nachbarn zuraunte: „Kaiser Nikolái ist todt".

Es war Hochnachmittag. Die Sonne neigte sich stark zum Untergang; an der Wahrheit der historischen Thatsache konnte nicht mehr gezweifelt werden, und doch erschien kein Bulletin, keine Nachricht, nicht ein einziges officielles Wort über das große Ereigniß des Tages. Es war offenbar — der Schlag war unvorbereitet gekommen; man hatte bei Hofe den Kopf verloren

und vergaß das Einfachste und Nothwendigste: die Stadt und das Reich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Es wurde Abend — es wurde Nacht; ich befand mich, wie alle meine Collegen, in der größten Verlegenheit. Der Kaiser war todt. Am anderen Tage eine Zeitung ohne das Gewand der Trauer, den bekannten schwarzen Rand, erscheinen zu lassen, wäre ein grober Verstoß gegen Herkommen und Sitte gewesen. Aber wie konnte man das Blatt mit dem üblichen Trauerrand erscheinen lassen, ohne daß es eine Silbe über das Ereigniß enthielt, welches zu diesem Zeichen der Trauer Veranlassung gegeben? Und doch fesselte uns das strengste Gebot, nicht die geringste Mittheilung über die Personen des erlauchten Kaiserhauses zu veröffentlichen, wenn dieselbe uns nicht officiell vom Minister des Hofes approbirt oder zugegangen war. Im gegenwärtigen Augenblick und bei dem Mangel an Fassung, welcher offenbar im Winterpalais waltete, den Minister des Hauses Seiner Majestät, Grafen Adlerberg, um die Druckerlaubniß für eine selbstverfaßte Todesnachricht zu ersuchen, wäre ein höchst lächerliches Unterfangen gewesen. Ich begab mich zu dem mir zunächst wohnenden und am nächsten stehenden Collegen, dem Chefredacteur der russischen „St. Petersburger Zeitung", Staatsrath Ótschkin. Wir berathschlagten über unsre Lage. Bald wurde von der einen, bald von der anderen Seite ein Ausweg vorgeschlagen, um immer wieder als unzureichend oder unausführbar verworfen zu werden. Endlich sah mein College Licht und rief mir, fast möchte ich sagen, freudig bewegt sein „Heureka!" entgegen.

„Heute Nacht muß in der Druckerei des Senats das Thronbesteigungsmanifest des Kaisers Alexander des Zweiten gedruckt werden. Wir schicken einen Boten dorthin mit dem Auftrage, zehn Rubel für den ersten Abzug dieses Dokuments zu bieten und zu zahlen. Bis er zurückkehrt, lassen wir den Druck unserer Zeitungen anstehen und den Trauerrand vorbereiten.

Bekommen wir das Manifest, so haben wir die officiellste Nachricht über den Tod des Kaisers Nikolái in unseren Händen, können dieselbe veröffentlichen und unsere Blätter auf anständige Weise in schwarzer Umrahmung erscheinen lassen."

So lautete der Plan des erfahrenen und gewiegten Amtsbruders. Ich mußte ihm den aufrichtigsten Beifall zollen, und wir trafen sofort alle Anordnungen zu seiner Ausführung.

Unsere Zeitungen wurden in derselben Offizin gedruckt. Sie waren bis auf einen kleinen Raum der ersten Spalte fertig gestellt; die Setzer standen erwartungsvoll am Winkelhaken, die Drucker an der Maschine. Wir gingen, jeder in seinem Bureau, mit unruhigen Schritten auf und ab, und Alles wartete der Dinge, die da kommen sollten. Mitternacht war vorüber; die Zahl der genossenen Gläser Thee und der gerauchten Cigarren grenzte bereits an's Märchenhafte. Bei dem kleinsten Geräusch auf dem Treppenflur zuckte ich auf und erwartete den Ton der Glocke zu hören. Sie erklang nicht; kein Mensch ließ sich sehen; die unerbittliche Zeit schritt unaufhaltsam weiter, und fast schien es nicht mehr möglich, die Zeitung für die Stunde der Ausgabe am anderen Morgen herzustellen.

Da endlich! — es ging schon stark auf drei Uhr — die Glocke klang. Ich öffnete selbst, und mit triumphirendem Lächeln hielt mir unser alter ausgedienter Soldat, der als Redactionsbote fungirte, das Thronbesteigungsmanifest entgegen. Sofort wurde mein erster Gehülfe geweckt; gemeinschaftlich unternahmen wir die schwierige und verantwortungsreiche Arbeit der Uebersetzung in's Deutsche, und um vier Uhr war das Manuskript vollendet, gesetzt, corrigirt, und die Zeitung ging in die Presse.

Am anderen Morgen erschienen die russische und die deutsche St. Petersburger Zeitung mit dem Thronbesteigungsmanifest Alexander's des Zweiten und schwarzem Rande; einige andere

Blätter hatten den Trauerrand, enthielten aber nicht die geringste Mittheilung über das Hinscheiden der verstorbenen Majestät; der ganze Rest der übrigen trat ungenirt vor das Publicum ohne Nachricht und ohne Trauerrand.

Ueber das Ende des Kaisers Nikolái durchliefen in den nächsten Tagen verschiedenartige Gerüchte die erschrockene Residenz. Es hieß, der mächtige Selbstherrscher, gebrochen durch die furchtbare Erschütterung der sich rasch folgenden Niederlagen auf dem Schlachtfelde, habe die militärische Ehre Rußlands nicht überleben wollen und sein erster Leibarzt, Geheimerath von Mandt, habe der Forderung des Monarchen nachgegeben und ihm Gift gereicht. Andere Versionen besagten, der Kaiser habe sich selbst vergiftet, nachdem Doctor Mandt die tödtliche Substanz in seine Hände gegeben. Alle diese Gerüchte wurden begierig vom Volke aufgegriffen, erregten die unzurechnungsfähige Menge in bedenklichem Grade und waren die Veranlassung, daß Doctor Mandt, dessen Leben sogar gefährdet erschien, bald nach dem Hinscheiden Nikolái des Ersten die Hauptstadt und Rußland verlassen mußte.

Mandt, der eine Art neuen homöopathischen Systems aufgestellt hatte, war viele Jahre hindurch so zu sagen der medicinische Dictator St. Petersburgs gewesen. Er erfreute sich der ausgesprochenen Vorliebe und des unbedingtesten Vertrauens seines kaiserlichen Herrn, der sich bei ihm, wie man sich zuraunte, nicht nur auf ärztlichem Gebiete Raths erholte. Fest steht, daß Dr. Mandt unter Kaiser Nikolái dem Ersten eine mächtige, gefürchtete und unantastbare Persönlichkeit war, die ihren Einfluß nach verschiedenen Richtungen hin geltend machen durfte.

Daß in allen den von Mund zu Mund gehenden düsteren Gerüchten sich auch nicht ein Körnchen Wahrheit fand, brauche ich nicht erst zu bekräftigen. Möglich ist es, daß der stolze Zar, im unerträglichen Schmerz über die erlittene Schmach,

absichtlich der Krankheit Trotz geboten und der Thätigkeit der Aerzte weniger Vorschub geleistet, als diese wünschenswerth erachteten. Ich wiederhole, es ist möglich — nicht einmal wahrscheinlich. Ohne leichtfertig zu sein, kann man von dem Todten nur mit dem schwedischen Hauptmann im „Wallenstein" berichten: „Man sagt, er wollte sterben".

Mehrere Tage waren vergangen. Die sterblichen Reste der erblichenen Majestät waren in der Peter-Paulskathedrale der St. Petersburger Festung in einem einfachen Sarge aufgebahrt, wie ihn sich der Kaiser einige Jahre früher selbst gewünscht hatte.

Ich kehrte Nachts von einem Besuche in entfernter Gegend der Stadt mit dem Gefährten heim. Fröstelnd hüllten wir uns in die schweren Pelze; das Gespräch stockte, und jeder hing den eigenen Gedanken nach. Von lebhaftem Zuruf und dem drohenden Schwingen der kurzen russischen Peitsche (knut) angefeuert, flog das kleine Kosakenpferd über den knisternden Schnee, der im Glanze der ewigen Sterne funkelte.

Plötzlich hielt unser Iswóschtschik den Schlitten an, bekreuzte sich furchtsam und zeigte über die Isaaksbrücke hinweg nach der Festungskirche, unter deren dunklem Dache die sterblichen Reste des irdischen Gottes ruhten.

Rings um die Kathedrale flammte das elektrische Feuer eines ungeheuren Nordlichts. Lange rothe und weiße Strahlen schossen hinter der Kirche auf, bis an den Zenith, und umgaben das Gotteshaus mit gigantischem Heiligenschein.

»Aurora borealis!« sagte mein Gefährte und deutete nach dem glänzenden Meteor.

»Aurora borealis!« wiederholte ich — „das Morgenroth einer neuen Zeit für das große nordische Reich."

3. Die Unruhen der Studenten.

(1861.)

Der herrliche Strom, der St. Petersburg zu einer der schönsten Städte der Welt macht, hat einen äußerst kurzen Lauf. Als Abfluß des Ládogasees schon bei ihrem Ursprung von mächtiger Breite, durchströmt die Newa nicht mehr als etwa siebzig Kilometer, um sich dann in vier gewaltigen Armen in den finnischen Meerbusen zu ergießen. Das großartige Delta, welches die vier Newa-Arme bilden, und die angrenzenden Ufer sind von dem Häusermeer der nordischen Residenz bedeckt. Die Newa-Arme und die Inseln, welche sie umfassen, führen ihre besonderen Namen. Das bedeutendste jener Eilande, das zu gleicher Zeit einen der schönsten Stadttheile St. Petersburgs trägt, ist die von der großen und kleinen Newa sowie von den Wellen des Meeres umflossene Basilius-Insel —Wassíli-Óstrow.

Mit den sogenannten Admiralitäts-Stadttheilen, welche auf dem linken Ufer der großen Newa liegen, ist Wassíli-Óstrow durch zwei Brücken verbunden, durch die grandiose steinerne Nikoláibrücke und die Palaisbrücke, welche aus überbauten Pontons construirt ist und beim Eisgange abgefahren wird. Das Newa-Ufer von Wassíli-Óstrow, durch geschliffene Granit-Mauern und Brustwehren eingefaßt, bietet dem auf dem jenseitigen Quai Stehenden einen prachtvollen Anblick. Hier haben Kunst, Wissen-

schaft, Handel und Industrie ihren Hauptsitz aufgeschlagen. In weiter Ferne nach Westen zu, in der Nähe des Meeres, ragt der Thurm des physikalischen Central-Observatoriums, näher liegen die Gebäude des Bergingenieurkorps und der Seekadettenschule, dann folgt die Akademie der Künste, der Rumjánzow-Square mit der Rumjánzow-Säule, das erste Kadettenkorps, die Universität, der Häusercomplex der Akademie der Wissenschaften und auf der äußersten Ostspitze der Insel, wo beide Newa-Arme sich trennen, die Börse mit ihrer großen Landungstreppe, welche zwei nach römischem Muster construirte Schiffsschnabelsäulen (Columnae rostratae) krönen, auf deren Kapitellen riesige Feuerbecken angebracht sind.

Während die Akademie der Wissenschaften ihre Haupt-Fassade mit hoher Freitreppe dem Strome zukehrt, erblickt man von dieser Seite nur den schmalen Giebel der Universität. Die langgestreckte Front des Gebäudes liegt an dem geräumigen Platze, welcher Akademie und Universität von einander trennt. Von außen macht die Hochschule der Residenz den Eindruck von zwölf in einer Reihe liegenden, mit einander verbundenen Einzelgebäuden, während im Innern eine entsprechende Trennung der Räume nicht bemerkbar ist. Jene äußere Scheidung rührt von der ursprünglichen Bestimmung des Baues her, der von Peter dem Großen als Sitz der von ihm gegründeten und organisirten zwölf Reichsministerien oder Collegien aufgeführt wurde und früher den Namen „Gebäude der zwölf Collegien" trug.

Der Weg auf Wassíli-Óstrow dem schönen Newa-Ufer entlang, bei den genannten Prachtgebäuden vorüber bis zur Giebelfront der Universität wurde mehr als zwei Jahrzehnte hindurch fast täglich von mir zurückgelegt; fast täglich war in jener Zeit das „Gebäude der zwölf Collegien" mehrere Stunden hindurch der Schauplatz meiner Berufsthätigkeit, wo ich den Studenten über deutsche Sprache und Literatur Vorlesungen hielt oder künftige Gymnasial-, Kreis- und Hauslehrer, nicht minder

auch Lehrerinnen, in den Wissenschaften, die ich an der Universität vertrat, zu examiniren hatte. Meine Collegia fielen auf die Stunden von neun bis zehn Uhr Vormittags, die unter den Professoren wenig beliebt waren, da zur Winterszeit beim Beginn derselben kaum der Tag graut. Ich fand deshalb im Sprechzimmer, wo die Lehrer der Hochschule in den Zwischenstunden bis zum Beginn der Vorträge sich aufzuhalten pflegen, in der Regel nur einen einzigen Collegen, den nicht weniger durch seine hohen Geistesgaben, wie durch sein umfassendes Wissen und seine liberale Gesinnung in weiten Kreisen geschätzten Professor des Civilrechts Konstantin Dmitrijéwitsch Kawélin.

Für den Comfort der Professoren in den Zwischenviertelstunden war übrigens in so ausgiebiger Weise Sorge getragen, wie man das nur in Rußland zu finden vermag. Das sogenannte Sprechzimmer war ein sehr geräumiger, auf das Eleganteste ausgestatteter Saal, dessen Hauptschmuck eine kleine Bronze-Kopie der Reiterstatue Peters des Großen von Falconet bildete. Drei große bogenförmig abgerundete Glasthüren führten auf einen Balkon, von welchem man den Platz zwischen Universität und Akademie in seiner ganzen Ausdehnung überblicken konnte.

Es war an einem der letzten Tage des September 1861, morgens um 9 Uhr, als Kawélin und ich an jenen Glasthüren standen, welche wegen der rauhen Herbsttemperatur bereits durch Vorsetzer abgeschlossen waren. Ein eigenthümlicher Anblick auf dem Platze vor uns fesselte unsere Augen. Schweigend, tief erschüttert, starrten wir herab auf das Schauspiel, das sich unsern Blicken darbot. Tagelang hatten wir es kommen sehen, tagelang waren wir darauf vorbereitet und jetzt, da es vor unsern Füßen zur Wirklichkeit wurde, schnürte es uns das Herz zusammen vor Schrecken und Grauen.

Zunächst einen Blick auf die Geschichte der vorhergehenden Tage.

Seit Alexander des Zweiten mildes und liberales Regiment die unter Nikolái I. eingefrorenen Universitäten mit seinen erwärmenden Strahlen aufsuchte und aufthaute, war Mißbrauch der neuen freisinnigen Institutionen, waren Studentenexcesse und Studententumulte an der Tagesordnung. Schon 1857 war es in Moskau zu Schlägereien zwischen Polizei und Studirenden gekommen, bei welchen der ersteren von den oberen Regierungsbehörden Unrecht gegeben wurde. In Kijew wurde mit Genehmigung der Behörde ein Studentengericht eingesetzt, welches nicht allein studentische Conflikte und Contraventionen vor sein Forum zog, sondern auch über Verfügungen der Regierung und Handlungen der Professoren seine Urtheile fällte. Das war ergiebiger Boden für die Saat, welche das revolutionaire Polen jederzeit in Russland zu säen bereit war.

Kaiser Alexander hatte den liberalen, aufgeklärten, tüchtigen Curator des Kasan'schen Lehrbezirks, Kowalewski, zum Unterrichtsminister ernannt und in ihm eine treffliche Wahl getroffen. Nur ging es dem neuen Minister, wie Friedrich der Große von Joseph dem Zweiten gesagt haben soll, „er wollte den zweiten Schritt machen, ehe er den ersten gethan". Seine Reformen waren wolüberlegt und trefflich erdacht, aber das zu reformirende Material war noch nicht reif für die ihm zugedachten Freiheiten. Da konnte es denn nicht anders kommen, wie es eben kam. Auf jede liberale Neuerung von oben waren tumultuarische Excesse von Seiten der Studenten die Antwort.

Bis dahin hatten die Studenten, wie die Zöglinge aller höheren Lehranstalten, Uniform getragen und war auf die Beachtung dieser Vorschrift mit Strenge gesehen. Da die Mehrzahl unter den Zöglingen der Hochschulen gerade nicht den besser situirten Ständen angehörte, so war die Uniform für sie so zu sagen der Freibrief zur Aufnahme in die beste Gesellschaft. Die Uniform erzeugte eine Art Corpsgeist und veranlaßte die Studenten zu anständigem Betragen und anständigem Umgang.

Aber sie war nach zwei Seiten hin verhaßt: der Polizei als das Vorrecht eines eximirten Standes, der häufig das Einschreiten der Sicherheitsbeamten herausforderte und sich ihnen doch durch das Privilegium des Kleides entzog; den Studenten selbst als das Symbol des alten Druckes. So wurde die Uniform im Jahre 1859 abgeschafft, als den Ideen einer vorgeschrittenen Zeit nicht mehr entsprechend und von diesem Zeitpunkt an hörten die Beziehungen der Hochschüler zur guten Gesellschaft auf und sie suchten mit Vorliebe den Umgang einer gewissen Hefe der großstädtischen Bevölkerung, der es an zersetzenden Elementen nicht fehlte und vor denen die Studirenden durch lärmende Demonstrationen auf dem Gebiete der Opposition und des Selfgovernment zu glänzen suchten. Der Regierung gingen die Augen nicht auf über die gänzliche Unreife der Jugend, an welche sie ihre liberalen Concessionen verschwendete. Im Jahre 1860 wurden die Studentenversammlungen in St. Petersburg vom Curator der Universität selbst organisirt. Die Errichtung von Bibliotheken, von Hülfskassen wurde ihnen gestattet; trotzdem diese Vergünstigungen sofort mißbraucht und zu Quellen aufwieglerischer Wühlereien gemacht wurden. Studenten und Professoren ließen sich zu allerlei Ausschreitungen verleiten, statt der Wissenschaft beschäftigte man sich mit politischen Demonstrationen und die Hörsäle wurden zu Schauplätzen tobsüchtigen Uebermuths.

Das war für die immer noch recht starke Reactionspartei am Hofe der geeignete Zeitpunkt, um wieder nach den Zügeln des Regiments zu greifen. Der liberale Unterrichtsminister hatte einen Reformplan für die Universitäten entworfen, der die Organisation der Hochschulen nach deutschem Muster bezweckte und mit Ruhe und Sicherheit eingeführt, zweifellos sein hohes Ziel erreicht haben würde.

Der Kaiser, durch Einflüsterungen irre gemacht, ließ den Entwurf Kowalewski's von einigen alten Hochtories prüfen

und beurtheilen; der Reformplan fiel und mit ihm sein Verfasser.

Daß jetzt ein conservativer Unterrichtsminister an die Reihe kommen würde, war selbstverständlich, doch erwartete man mindestens eine Persönlichkeit, deren Sinnesart den liberalen Tendenzen Alexanders des Zweiten nicht diametral entgegen stand. Man sah sich getäuscht und kopfschüttelnd las man in den Blättern die Ernennung des Admirals Grafen Putjátin zum Minister der Volksaufklärung. Man wußte nichts von ihm, als daß er sich durch eine entschiedene Vorliebe für alles Englische bemerkbar mache und kürzlich im Auftrage der Regierung einen Vertrag mit Japan abgeschlossen habe. Auf seinem neuen Posten erwies er sich bald als unwissend, unfähig und dünkelhaft. Ohne eine Ahnung von den Vorgängen in den Kreisen der studirenden Jugend zu haben, begab er sich an die Ausarbeitung eines neuen Universitätsstatuts — natürlich nach englischem Muster — das die Bestätigung des Kaisers erhielt und ohne Zögern im Sommer 1861 auf den russischen Hochschulen eingeführt wurde. Diese neue Verordnung, das krasseste Gegenspiel des Kowalewski'schen Entwurfs, entzog mit einem Schlage den Studenten eine ganze Reihe von Vergünstigungen und Freiheiten, die ihnen in den letzten Jahren gewährt, zum Theil sogar von dem Kaiser selbst gut geheißen waren. Besonders schwer traf die Angehörigen der St. Petersburger Hochschule das Verbot der Unterstützungskassen, auf welches sie ganz besonderes Gewicht legten.

Im Herbst dieses Jahres, sofort nach der Eröffnung der Vorlesungen, brachen an vier russischen Universitäten fast gleichzeitig Studentenunruhen aus, für welche das gebildete russische Publikum, vor allem aber das St. Petersburger, leidenschaftlich Partei ergriff. An Stelle des früheren liberalen Curators der hauptstädtischen Hochschule hatte Graf Putjátin einen neuen ernannt, der ihm vollkommen ebenbürtig war, einen abgenutzten,

nirgends verwendbaren kaukasischen Militair finnländischer Abstammung, General Philipson, der gehofft hatte, in der Residenz in bequemer Stellung auf seinen kriegerischen Lorbeern auszuruhen, sich aber unter den obwaltenden Umständen schmerzlich getäuscht sah.

Zunächst beschränkten sich die Tumulte auf die Mauern der Universität. In den größeren Auditorien fanden Versammlungen statt, in denen lebhaft debattirt, hin und wieder auch etwas von dem Mobiliar demolirt wurde. Als der unbeliebte Studenten-Inspector diesem Gebahren steuern wollte und die unbotmäßig versammelte Jugend aufforderte, auseinander zu gehen und die Vorlesungen zu besuchen, wurde er unter Schreien und Schelten zur Thüre hinausgedrängt, wobei er wol manche unsanfte Collisionen empfunden haben mag. Bei dieser Gelegenheit hatte die Zertrümmerung der Tische und Bänke schon größere Dimensionen angenommen. Da der Curator sich in der Universität nicht blicken ließ, wurde von den Studenten eine Sturm-Petition an ihn berathen und beschlossen und auf den 25. September anberaumt. Die jungen Leute versammelten sich auf dem Platze zwischen Universität und Akademie, wo selbstverständlich der „süße Pöbel" der Residenz das seinige dazu that, um einen Monstre-Auflauf zu Stande zu bringen. Von dort zog man in ungeordneten Haufen am Winterpalais vorüber, — was, nebenbei gesagt, gar keinen Sinn hatte, da sich der Kaiser in der Krym befand — den Newski-Prospect herauf in die Kolokólnaja-Straße, wo der Curator seinen Wohnsitz hatte. General Philipson empfing eine Abordnung der Studirenden, welcher der in Angst und Schrecken gejagte alte Mann alles Mögliche und Unmögliche versprach und, nachdem dieselbe zu den auf der Straße Harrenden zurückgekehrt war und ihren Bericht abgestattet hatte, zerstreute sich der Haufen gar bald.

Selbstverständlich empfing der Admiral sofort die Meldung des Generals über das entsetzliche, gewaltthätige Auftreten der

St. Petersburger Studenten und ehe der Tag verging, waren sämmtliche Lehrer der Hochschule, nebst allen Verwaltungs-, Disciplinar- und Kanzlei-Beamten derselben, auf den folgenden Morgen zum Minister citirt.

Der gewöhnliche Empfangssaal des Unterrichtsministeriums sah denn auch am andern Tage die gesammte gelehrte und ungelehrte Körperschaft der Universität vollzählig versammelt. Der Herr Minister erschien und war sehr ungnädig, wenn er auch den Kammerton seiner Rede etwas höher nahm, als er es seinen Untergebenen auf der Flotte gegenüber gewohnt sein mochte. Graf Putjátin setzte die Ereignisse des gestrigen Tages als bekannt voraus und gab seine Entrüstung kund über das revolutionaire Gebahren der studirenden Jugend, zugleich aber auch sein maßloses Erstaunen darüber, daß die gelehrten Professoren der Hochschule nicht den Willen oder die Kraft besessen hätten, die Eleven der Universität von ihrem gesetzwidrigen Wandel zurückzuhalten. Er forderte die Gesammtheit aller Lehrer und Beamten der Hochschule auf, durch ihren Einfluß auf die Studenten die Widerkehr solcher Ausschreitungen, wie sie die letzten Tage gesehen, zu verhindern und gab sein Wort, er werde bei der ersten Wiederholung solcher tumultuarischer Auftritte die Universität schließen und sämmtliche Lehrer und Beamte derselben ihres Dienstes entlassen.

Als der Minister geendet hatte, ergriff der wackere Rector der Universität, der Professor der Physik, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Geheimerath Emil Christianowitsch Lenz, sofort das Wort*). Er sagte dem Admiral mit ruhiger Würde,

*) Das bekannte Buch „Aus der Petersburger Gesellschaft", das, wie man wohl weiß, aus sehr ungleichartigen Beiträgen verschiedener Personen von einem Nichtaugenzeugen zusammengeschrieben wurde, bezeichnet irrthümlicher Weise den Professor Sfresnjéwski als damaligen Rector der St. Petersburger Universität. Freilich wäre dieser bekannte Intriguant zu dem par nobile fratrum des Ministers und Curators

die Universität sei keine Schule, in welcher die Lehrer einen erziehenden Einfluß auf ihre Zuhörer ausüben könnten. Sie ständen zu diesen keineswegs in einem Verhältniß, das ihnen das Recht und die Möglichkeit gewähre, auf die Handlungen der Studenten einzuwirken. Ihre Aufgabe sei, zu lehren, ihre Wissenschaft auf den Geist der Studenten zu übertragen. Was das Auftreten der letzteren außerhalb der Vorlesungen angehe, so sei das die Sache der Inspectoren, die ja zur Beaufsichtigung der studirenden Jugend angestellt wären. Die Professoren müßten jede ihnen aufgebürdete Verantwortlichkeit für die Ausschreitungen der Studenten mit Protest zurückweisen.

Graf Putjátin hörte das alles an, ohne eine Miene zu verziehen, wiederholte, ohne auf den Widerspruch des Rectors zu antworten, nochmals seine Drohung mit der Schließung der Universität und entließ uns.

Es war am folgenden Morgen um neun Uhr, als ich mit Professor Kawélin an der Balkonthüre des Sprechzimmers der Universität stand und wir beide tief bewegt auf den Platz vor uns hinabblickten.

Wir waren vorher, wie es unsre Pflicht war, in den Auditorien gewesen und hatten, wie wir voraussetzen konnten, keine Menschenseele in denselben angetroffen. Kein einziger Student war in den Räumen der Universität zu erblicken, alle befanden sich draußen auf dem Platze, auf welchen wir hinabsahen.

Die Studenten bildeten, unsern Balkonthüren grade gegenüber, etwa in der Mitte des Raumes zwischen Universität und Akademie eine wild bewegte compakte Masse, deren Toben und Schreien selbst durch die doppelten Fenster bis zu uns hinaufdrang. An der uns entgegengesetzten Seite des Haufens

der würdige Dritte im Bunde gewesen. Er war aber ebensowenig Rector, als Graf Putjátin den Bart nach englischer Weise trug und durch die Zähne sprach, wie gleichfalls in jenem Buche erzählt wird.

schienen die Spitzführer mit einigen höheren Offizieren zu unterhandeln, deren Gesichtszüge von unserem Standpunkte aus nicht zu erkennen waren. Wie ich später erfuhr, ließ sich weder vom Unterrichtsministerium noch von der Universität irgend ein hoher oder niederer Beamter in der Nähe der Studenten erblicken. Man betrachtete jetzt die Sache als reinen Straßentumult und der Unterrichtsminister hatte die Calmirung desselben dem Generalgouverneur Ignátjew, als oberstem Chef der städtischen Polizeibehörde, abgetreten und dieser dem Oberpolizeimeister der Residenz seine Befehle ertheilt. General Ignátjew, der Vater des klugen aber auch intriguanten und reactionairen späteren Gesandten und Ministers, war ein alter Soldat der nikoláitischen Schule, beschränkt und rücksichtslos. Es war nicht zu erwarten, daß er mit den ihm überantworteten aufständischen Studenten milde verfahren würde.

Als Kawélin und ich an die Fensterscheiben traten, waren grade jene Offiziere in lebhafter Unterhandlung mit den Tumultuanten. Verstehen konnten wir nichts, aber aus den Gesten der Betheiligten ließ sich leicht schließen, daß die Militairs zum Auseinandergehen aufforderten und die Studenten dieses Ansinnen mit Heftigkeit zurückwiesen. In demselben Augenblicke aber glänzte es auf der südlichen Seite des Platzes hell auf. Vom Newa-Ufer, von der Palaisbrücke her, quollen lautlos, aber mit schimmernden Waffen, Reiter über Reiter auf den Platz heraus und bald stand auf der Akademie-Seite eine glänzende Schar Cavallerie mit gezogenem Pallasch aufmarschirt. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, war es das Regiment, welches den Namen Kónno-gwárdija (Garde zu Pferde) führt. Noch eine letzte Aufforderung schien an die Studenten gerichtet zu werden, der sie, selbst im Angesicht der drohenden Gewalt, hartnäckig zu folgen verweigerten. Nun ertönte ein Trompetensignal und die Front des Regiments dehnte sich mächtig in die Länge, so daß sie die äußersten Grenzen des Platzes

berührte. Die beiden Flügel rückten gegen das Universitätsgebäude vor und vereinigten sich vor dem Hauptportale, in der Mitte desselben. Die Studenten waren umzingelt und bald von einer vierfachen Mauer eherner Reiter eng umschlossen und zusammengepreßt. Ein großes Glück war es, daß keiner von ihnen Waffen bei sich trug. Kawélin ergriff meine Hand, drückte sie und stöhnte: „Schrecklich, schrecklich! Die armen Kinder!"

Ein neues Trompetensignal ertönte. Der ganze Haufen, die Studenten in der Mitte, umgeben von der Cavallerie vier Mann hoch, setzte sich langsam in Bewegung. Es ging nach der kleinen Newa zu, zur Tútschkowbrücke hin, welche Wassili-Óstrow mit der sogenannten St. Petersburger Seite verbindet, auf welcher letzteren die Peter-Pauls-Festung mit ihrer goldenen Thurmnadel in die Lüfte ragt. Das also war das Ziel!

Keine Stunde war vergangen und die gesammte Studentenschaft der St. Petersburger Universität war hinter den Wällen der Festung verschwunden. Zum Glücke hatte kein einziger der bewaffneten Macht gegenüber an Widerstand gedacht.

Als der Platz leer und öde vor uns lag reichten wir uns zum Abschiede die Hand. Wir hatten beide Thränen in den Augen. —

Graf Putjátin hatte nicht zum Scheine gedroht. Am andern Tage wurde die Kaiserliche St. Petersburger Universität auf unbestimmte Zeit geschlossen.

Über die Studenten wurde die strengste Untersuchung verhängt und die mehr oder minder gravirten mit schweren Strafen belegt, von denen die gelindesten in der Relegation von einer, mehreren oder allen russischen Universitäten bestanden. Sämmtliche freigesprochene Studierende, deren Angehörige nicht in St. Petersburg ansässig waren, mußten sofort in ihre Heimath zurückkehren.

Sämmtliche Lehrer und Beamte der Hochschule, mit Ausnahme der Kanzlei und der wenigen zur wirthschaftlichen Administration nothwendigen, waren ihres Dienstes entlassen.

Das geschah in Abwesenheit des aufrichtig liberal gesinnten Kaisers, wenige Monate nachdem die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Umgestaltung des gesammten russischen Staatswesens die weitgehendsten Hoffnungen erweckt hatte. Dem in der Krym weilenden Monarchen wurden selbstverständlich die Vorgänge im schwärzesten Lichte dargestellt. Galt es doch das unerhört eigenmächtige und maßlos strenge Vorgehen des Ministers und des Generalgouverneurs in den Augen des Landesherrn zu rechtfertigen! Übrigens soll der Kaiser damals schon in einer Randbemerkung zu den eingesandten Berichten seinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit derselben deutlich zu erkennen gegeben haben. Daß bis zur Rückkehr der Majestät in die Residenz nichts in der einmal gegebenen Situation geändert würde, lag auf der Hand.

Unterdessen befand sich St. Petersburg in unbeschreiblicher Aufregung. Für die gemaßregelten Studenten wurde öffentlich gesammelt. Statt der geschlossenen Universitätsvorlesungen wurden populär-wissenschaftliche Curse eröffnet, durch deren Besuch jedermann gewissermaßen seine liberale Gesinnung dokumentirte. Selbstverständlich benutzte auch die im verborgenen wühlende Umsturzpartei den günstigen Moment, um unter der Maske der Theilnahme an dem Schicksal der bedrückten Studenten für ihre Pläne Propaganda zu machen.

Im Spätherbst kehrte der Kaiser nach St. Petersburg zurück. Die Einführung der Bauern-Emancipation bot unerwartete Schwierigkeiten. Es war dem Monarchen alles daran gelegen, das allgemeine Vertrauen in die reformatorischen Absichten der Regierung zu erhalten, auf welchem jede gedeihliche Weiterentwickelung fußen mußte. Wahrscheinlich hatte schon ein schriftlicher Gedankenaustausch mit dem klügsten und gebildetsten seiner Brüder, dem Großfürsten Konstantin, stattgefunden, jedenfalls fanden Verhandlungen mit diesem und mit dem seit dem Januar zum Minister des Innern ernannten Staatssekretär

Walújew, von dem ich noch viel zu erzählen habe, sofort nach der Ankunft des Zaren in St. Petersburg statt. Das Ergebniß derselben ließ nicht lange auf sich warten. Der Minister der Volksaufklärung, Graf Putjátin, der Generalgouverneur von St. Petersburg, General Ignátjew, der Curator des St. Petersburger Lehrbezirks, General Philipson, und mehrere der höchsten Polizeibeamten wurden in nicht grade liebenswürdiger Weise aufgefordert, ihre Abschiedsgesuche einzureichen, die man ihnen auf das Schleunigste bewilligte. Die Residenz athmete auf. Große Freude erregte bald in den weitesten Kreisen die Ernennung des neuen Generalgouverneurs. Der Kaiser berief auf diesen verantwortungsvollen Posten den Mann, welcher dasselbe Amt schon dreizehn Jahre in den baltischen Provinzen verwaltet und sich Liebe und Vertrauen aller Bewohner derselben in nie gekanntem Maße erworben hatte, den Fürsten Alexander Arkádjewitsch Italijski, Grafen Ssuwórow-Rymnikski. Hatte Walújew früher in den Ostseeprovinzen unter dem Fürsten Ssuwórow gedient, so wurde dieser jetzt, offenbar auf des Ministers wärmste Empfehlung, zu einem Amte berufen, das unmittelbar unter seinem früheren Untergebenen stand.

Auch das Portefeuille der Volksaufklärung befand sich bald in neuen Händen. Dasselbe wurde einem Manne anvertraut, der in weiteren Kreisen wenig bekannt war, von dem man aber wußte, er sei eine hochbedeutende Capacität und der Freund und Jugendgespiele des Großfürsten Konstantin. Alexander Wassiljewitsch Golownin, Geheimerat und Staatssekretär, wurde gegen Ende dieses stürmischen Jahres auf den vakanten Posten berufen.

Bald darauf zeigte jenes Sprechzimmer der Universität, in welches ich den freundlichen Leser am Anfange dieser Skizze eingeführt habe, ein eigenthümliches Bild, wie es in jenen Räumen bisher nicht erlebt war. Die von dem Grafen Putjátin aus dem Dienst entlassenen ehemaligen Professoren, Docenten

und Beamten der St. Petersburger Universität hatten sämmtlich die freundliche Einladung erhalten, sich in dem Versammlungssaale der Hochschule einzufinden, wo der neuernannte Unterrichtsminister Staatssekretär Golownin ihre Bekanntschaft zu machen wünsche.

So war die gesammte gelehrte Körperschaft dort wieder einmal beisammen, wo wir sonst täglich als gute Collegen zu verkehren pflegten und, bei dem raschen Wechsel in den höheren Sphären, schon manchem neuen Oberen uns vorgestellt hatten. Der dichte Kreis der Versammelten erinnerte wenigstens insofern an den gestirnten Himmel, als unsere gewöhnliche Dienstuniform, in welcher wir auf Wunsch des Rectors erschienen waren, in einem blauen Frack mit goldenen Knöpfen bestand.

Es war, wie gesagt, kein ungewöhnliches Ereigniß, daß neue Vorgesetzte der Universitäts-Körperschaft ihren Antrittsbesuch machten. Erschienen sie in Civil-Uniform, so war doch in den meisten Fällen leicht zu erkennen, daß sie früher das knappere Militärkleid getragen hatten. Aber ohne Uniform und ohne die üblichen Sterne und grands cordons war ein hoher Staatsbeamter damals in Rußland undenkbar. Man kann sich deshalb gar keinen Begriff von dem allgemeinen, alles Maß überschreitenden Erstaunen machen, das den Saal beherrschte, als der entlassene Rector der Universität mit einer zwerghaften, dunkelgekleideten Person den Saal betrat, die sich freundlich grüßend ringsum verneigte und den flüsternd Fragenden leise, leise als der neue Unterrichtsminister bezeichnet wurde. Ich möchte sagen, das Figürchen, das da in unserer Mitte stand, sei wie aus dem letzten Modejournal geschnitten gewesen, wenn man in den graphischen Blättern jener Zeitschriften auch verkrüppelte Gestalten darzustellen pflegte. In der That machte Staatssekretär Golownin beim ersten Anblick einen traurigen, Theilnahme weckenden, Eindruck. Ein scharf geschnittener kluger Kopf, mit sorgfältig frisirtem dunklem Haar, saß mitten zwischen hohen Schultern und einem fast ebenso

hohen, ungestalteten Höcker. Dazu kurze Beinchen und lange Arme, wie sie bei Verwachsenen in der Regel vorkommen. Die ganze Gestalt weit unter dem Militairmaß und, mit Ausnahme der entstellenden Abnormitäten, zart und fein gebildet. Das Schönste an ihr war ein freundlich lächelnder Mund und geistvolle große, dunkle Augen. Das Fremdartigste am Minister war, wie ich bereits angedeutet, seine Kleidung. In solchem Aufzuge hatte sich wol noch nie der Inhaber eines russischen Portefeuilles gezeigt, wo er in dienstlichen Geschäften aufzutreten hatte. Freilich waren wir, die Geladenen, sämmtlich nicht mehr Angestellte der Universität, also auch nicht Untergebene des Ministers; er aber kam zu uns, wie sich erwies, im Auftrage und mit einer Botschaft des Kaisers, also in amtlicher Eigenschaft. Der Minister trug einen schwarzen, seinem Wuchs vortrefflich angepaßten Anzug, Frack, Cylinder und Lackstiefeln, um den leicht umgebogenen Hemdkragen ein schweres buntseidenes Tuch mit kostbarer Nadel und perlgraue Glacé-Handschuhe. Ein Gesellschafts-Anzug, tiré à quatre épingles, aber für einen russischen Minister in Function — unerhört! Daß dieser Minister mit allem Hergebrachten und Überlieferten brechen würde, brauchte kein Mensch auszusprechen, seine Kleidung sagte es verständlich genug.

Nachdem jeder einzelne von den anwesenden akademischen Lehrern und Beamten dem Herrn Staatssekretär vorgestellt worden, der mit jedem ein paar kluge Worte zu sprechen wußte, stellte er sich in die Mitte des Kreises und begann, etwa wie folgt: „Ich bin hoch erfreut, meine Herren, vor Ihnen als Träger einer kaiserlichen Botschaft erscheinen zu können, deren Einzelnheiten Sie in einem Allerhöchsten Ukás niedergelegt finden, der Ihnen sofort in seinem Wortlaut mitgetheilt werden soll. Se. Majestät haben mich, bei meiner Ernennung zum Minister der Volksaufklärung, beauftragt, ein neues Universitäts-Statut zu entwerfen, nach dessen Bestätigung unsere Hochschule sofort

wieder eröffnet werden soll. Inzwischen sind Sie alle insgesammt, unter denselben Bedingungen und Verhältnissen, unter denen Sie an der früheren Universität dienten, als Beamte des Ministeriums der Volksaufklärung zu besonderen Aufträgen*) wieder angestellt, gerechnet von dem Tage, an welchem die Anstalt geschlossen wurde." Und nun begrüßte Alexander Wassiljewitsch die Anwesenden auf das Freundlichste als seine neu angestellten Beamten und der Ukás des Kaisers wurde verlesen.

Damit war denn das an den Professoren begangene Unrecht des Grafen Putjátin wieder gut gemacht. Mit den Studenten ließ sich das nicht so schnell ausführen. Der erste aus unserer Mitte, der als „Beamter zu besonderen Aufträgen" Verwendung fand, war Kawélin. Er wurde im Auftrage des Ministers nach Deutschland gesandt, um Studien für den Entwurf des neuen Universitätsstatuts zu machen. Die beinahe ein ganzes Jahr hindurch unterbrochen gewesenen Universitätsvorlesungen wurden im Herbst 1862 wieder eröffnet und wir „Beamten zu besonderen Aufträgen des Ministeriums" in unsere früheren Lehrämter wieder eingesetzt. Das neue Universitäts-Statut erhielt erst am 18. Juni 1863 die kaiserliche Bestätigung. Es basirte durchaus auf dem Prinzip der freisten Selbstverwaltung, wodurch die Machtstellung der Curatoren den Hochschulen gegenüber auf ein Minimum herabgedrückt wurde. Der Gehalt sämmtlicher akademischer Lehrer wurde beträchtlich erhöht, die Zahl der Lehrstühle vermehrt, das Institut der Privatdocenturen (mit und ohne Gehalt) gegründet, die Prüfungen für den Staatsdienst bei den Facultäten belassen, die Lehrmittel auf das Freigiebigste erweitert, eine neue Universität in Odessa errichtet.

*) Jeder Minister so wie jeder Chef einer höheren und ausgedehnteren Verwaltung hat einige „Beamte zu besonderen Aufträgen" zu seiner Disposition, die er nach seinem Belieben im Dienste verwendet.

Im Januar 1863 war der polnische Aufstand ausgebrochen, die fanatisch-nationale Partei hob ihr Haupt empor, an ihrer Spitze stand Michael Katkow, von dem ich im nächsten Abschnitt ausführlich berichten werde. Dieser beinahe zur Macht eines Dictators heranwachsende Leiter der „Moskauer Zeitung" war in doppelter Weise der unerbittlichste Gegner Golownins. Als Nationalfanatiker stand er dem Minister gegenüber, der sich zur Partei der aufgeklärten Sápadniki (Anhänger der Kultur Westeuropas) bekannte, zu denen auch Großfürst Konstantin, die Minister von Reutern und Walújew, der Statthalter von Polen, Graf Berg, Fürst Sſuwórow u. A. gehörten. Noch entschiedener traf die Feindschaft Katkows den Unterrichtsminister wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für den realistischen Unterricht, während er selbst der begeistertste Anhänger und Vertheidiger des klassischen Systems war. Der Krieg, den die „Moskauer Zeitung" gegen den hochverdienten Leiter des Unterrichtswesens führte, bot einen in Russland nie erlebten Anblick. Ein Mitglied des obersten Rathes der Krone wurde öffentlich in unerhörter Weise beschimpft, ohne daß ihm Genugthuung gewährt oder die Schuldigen nach den Gesetzen gerichtet werden konnten. Zwei Jahre dauerte dieser Kampf des Ministers, dessen Amtsantritt man in Russland als den Beginn einer neuen Aera des Fortschritts und der freiheitlichen Entwickelung gefeiert hatte, gegen den Moskauer Publicisten, der die Sache des Nationalfanatismus führte, und Staatssekretär Golownin war so offenbar der unterliegende Theil, daß seine Entlassung nur als eine Frage der Zeit erschien.

Da kam der 4. April 1866 und mit ihm das erste Attentat auf das Leben des Kaisers. Auch aus diesem unendlich traurigen Ereigniß wußte die „Moskauer Zeitung" für ihre Parteizwecke Kapital zu schlagen. Das Blatt fand überall Glauben in der fanatisch überreizten Nation, als es versicherte, das Attentat Karakósows sei eins von den Ergebnissen, welche das herrschende

liberale Unterrichtssystem nothwendiger Weise erzeugen müsse, an dem die gesammte russische Jugend zu Grunde gehen werde. Wenige Tage nach dem Mordversuch erhielt Golownín die „aus Gesundheitsrücksichten erbetene" Entlassung.

Katków hatte gesiegt. Golownins Nachfolger konnte nur ein Minister von Katków'scher Mache sein und hat sich auch als solcher sein ganzes Leben hindurch bewährt. Es war Graf Dmítri Tolstói, Oberprokurator des heil. Synod, wol zu unterscheiden von dem hochbegabten Dichter Graf Leo Tolstói (Verfasser von „Krieg und Frieden", „Anna Karénin", „Die Kreuzersonate" u. s. w.), sowie von dem 1875 verstorbenen, gleichfalls hervorragenden, Schriftsteller Graf Alexéi Tolstói (Verfasser der Dramen „Tod Iwáns des Grausamen", „Zar Boris", des Romans „Fürst Sserébrjanni" u. s. w.). Unter ihm wurden die Gymnasien nach Katkóws Wünschen neu organisirt und eine neue Universitätsordnung eingeführt, aus welcher die akademische Selbstverwaltung, die Lehr- und Lernfreiheit verschwanden, wofür jedoch die Uniformirung der Studenten wiederhergestellt wurde. Graf Tolstói wurde zwar im Mai 1880 aus seiner Stellung als Unterrichtsminister auf Antrieb Lóris Melikóws entlassen, erhielt aber schon 1882 unter dem jetzigen Kaiser das Portefeuille der Inneren Angelegenheiten, das er bis zu seinem Tode verwaltete.

Staatssekretär Alexander Wassíljewitsch Golownín, der als verabschiedeter Minister Mitglied des Reichsraths wurde, starb in St. Petersburg am 5./17. November 1886. Man hat ihn schweigend in die Gruft gebettet; kein Blatt der Residenz hat es gewagt, ihm ein Wort der Anerkennung zum Lebewohl nachzurufen; sind doch mit ihm die Illusionen einer schönen, hoffnungsreichen Zeit zu Grabe getragen.

4. Der Haß gegen die Deutschen.

(1863–1868.)

Ueber den Haß der Russen gegen die Deutschen ist oft und mancherlei geschrieben worden. Jeder dieser Versuche enthält unter einer Kette von Irrthümern ein Körnchen Wahrheit, kein einziger hat diese letztere unvermischt und unverfälscht gegeben. Daß wir hier eine historische Erscheinung vor uns haben, mit der die russischen wie die außerrussischen Deutschen rechnen müssen, wird nirgends bestritten. Aber schon der Zeitpunkt, in welchem jene schroffe Abneigung gegen die Deutschen zum ersten mal auftritt, wird so verschiedenartig angegeben, daß wir vollkommen überzeugt sein dürfen, man sei über jene seuchenartig verbreitete Stimmung noch lange nicht im Klaren. Die einen suchen ihre Keime und ihren Ursprung in weitentlegenen Zeiten, die andern wollen sie erst von neueren politischen Reibungen datiren — beide haben offenbar das Richtige nicht getroffen.

Da wird uns erzählt, die Niederlagen Rußlands im Kriege mit Karl XII. hätten die erste Veranlassung zum Haß gegen die Deutschen gegeben, da man sie den in russischen Diensten befindlichen ausländischen Offizieren — vorzugsweise Deutschen — zur Last legte. Nach andern soll das Günstlingsregiment unter Biron, in welchem die russische Nation das Deutschthum

verkörpert gesehen hätte, den Haß gegen die Deutschen geweckt haben. Hier weist man auf die Feindschaft der Kaiserin Katharina II. gegen Preußen als Symptom des russischen Deutschenhasses hin, dort auf die Eifersüchteleien und Reibungen in den verbündeten beiderseitigen Heeren während der Freiheitskriege; jetzt soll die Geringschätzung, mit der Kaiser Nikolái das engverbündete Preußen behandelte, die Abneigung gegen alles Deutsche hervorgerufen haben und endlich eine vom gemeinen Manne ausgehende Verwechselung der Deutschen mit den in Rußland weitverbreiteten Juden, — eine Verwechselung, von der ich während der drei Jahrzehnte, die ich in Rußland zugebracht, auch nicht die leiseste Spur habe entdecken können.

Es giebt auch Schriftsteller, welche sich durch die Vorgänge neuerer Zeit in den Ostseeprovinzen verleiten ließen, den Ursprung des Deutschenhasses ausschließlich auf baltischem Boden zu suchen. Sie datiren sein Entstehen von der dreijährigen Verwaltung jener Provinzen durch den Generalgouverneur Golowin (1845 bis 1848), mit welcher die Russification von Kur-, Liv- und Estland und die Aufhetzung der Indigenen gegen die deutschen Gutsbesitzer, Geistlichen und Beamten begann. Die Verunglimpfung der Deutschen soll von jener Zeit an systematisch von oben betrieben worden sein und ihre verderbliche Frucht getragen haben. Auch diesen Annahmen fehlt die historische Grundlage. Ich finde die Entstehung des Deutschenhasses, als realen geschichtlichen Moments, zu anderer Zeit und aus anderen Quellen.

Kaiser Nikolái der Erste hatte beim Antritt seiner Regierung mit dem Niederschlagen eines blutigen Aufstandes zu beginnen. Er machte die traurige Erfahrung, daß ihn in seinem Kriegsheere, wie in den höchsten Schichten der russischen Gesellschaft, treulose und unzuverlässige Elemente umgaben. Es war demnach nicht zu verwundern, daß er während der Zeit seines Regiments denjenigen Volksstamm besonders gern mit verant-

wortlichen und hervorragenden Aemtern betraute, der sich ihm allezeit als treu und zuverlässig erwiesen, und das waren die Deutschen, vorzugsweise der deutsche Adel der Ostseeprovinzen. Wenn nun diese wolbegründete Neigung des Regenten dazu angethan war, in den Herzen der national-russischen Aristokratie ein gewisses Gefühl des Neides und der Unzufriedenheit zu erwecken, so kann doch zu jener Frist von einem eigentlichen Hasse gegen die Deutschen keineswegs die Rede sein. Das Gefühl der Zurücksetzung machte sich unter den vornehmen Russen in der Form gutmüthiger und häufig witziger Satire Luft. So gab Fürst Wjäsemski, ein bekannter Dichter der nikoläitischen Periode und ein Freund Púschkin's, diesen Empfindungen Ausdruck, indem er in seinem, übrigens nie gedruckten Gedichte „Der russische Gott" die letzte Strophe mit den Worten schließt, der russische Gott sei denn doch vorzugsweise ein Gott für die Deutschen. So soll der bekannte General Jermólow den Kaiser im Scherz um die höchste Auszeichnung gebeten haben, ihn zum Deutschen zu „befördern".

Jenes unbehagliche Gefühl fand sich, wie gesagt, nur vereinzelt in den höchsten Regionen der russischen Gesellschaft, die, vielfach verwandt und verschwägert mit jenen vom Kaiser protegirten Deutschen, friedfertig und harmonisch mit ihnen lebte und sie keineswegs die Vorliebe des Herrschers und den eigenen nicht aus dem Gebiete der Harmlosigkeit heraustretenden Neid entgelten ließ. Die mittleren und unteren Bevölkerungsschichten blieben davon völlig unberührt und beugten sich gern und willig unter die Superiorität deutschen Geistes, deutschen Fleißes und deutscher Redlichkeit. Das russische Sprüchwort: „Die Deutschen haben die Affen erdacht", wurde als eine offene Anerkennung der deutschen Geistesgewandtheit mit gutmüthigem Humor oft angewandt, und wenn der russische Krämer, der schon nach den Worten Peter des Großen an Schlauheit und Pfiffigkeit Juden und Tataren weit hinter sich läßt, seine

Waare ganz besonders anpreisen wollte, bezeichnete er sie, wie noch heute, als „deutsche Arbeit, njemézkaja rabóta".

Ueberall im weiten russischen Reiche waren die deutschen Aerzte und Apotheker, die deutschen Lehrer und Kaufleute, die deutschen Bäcker und Wurstmacher begehrt und geschätzt. Nirgends brauchte der Deutsche eine bessere Empfehlung als seine Nationalität und die deutschen Kolonieen, in den großen Städten sowohl, wie in den Ackerbaubezirken, erfreuten sich einer bevorzugten socialen Stellung.

Es kam der Krymkrieg mit den unglücklichen Ereignissen für Russland in seinem Gefolge. Er weckte in den Bessern das Bewußtsein der Nothwendigkeit, in allen Gebieten des nationalen Lebens gründliche Reformen anzubahnen; in schwachen Gemüthern erzeugte die erlittene Schmach eine verbissene Wuth gegen das ausländische Europa.

Es folgten nun die ersten Regierungsjahre Alexander's des Zweiten, und die Presse konnte aufathmen. Die „Moskauer Zeitung", Eigenthum der dortigen Universität, früher von einem der edelsten und gesinnungstüchtigsten russischen Literaten, Valentin Korsch, herausgegeben, ging bei einem neuen Verpachtungstermine in die Hände der Herren Michael Katków und Paul Leóntjew über. Beide waren Professoren der Moskauer Universität und, nach russischen Begriffen, Männer von hervorragender Bildung und Gelehrsamkeit. Als Publicist war Leóntjew der bei Weitem unbedeutendere, während Katków sich berufen fühlte, eine hervorragende politische Rolle zu spielen. Beide hatten sich auf deutschen Hochschulen umgesehen und von deutscher Geistesbildung erheblichen Nutzen gezogen. Wenn ich nicht sehr irre, saß ich im Anfange der vierziger Jahre bei Professor Werder in Berlin neben Michael Katków im sonntäglichen philosophischen Disputatorium, und so haben wir, die wir uns später als die entschiedensten politischen Feinde gegenüberstanden, die philosophische Schwertleite aus ein und der-

selben Hand empfangen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Michael Katkow eine der hervorragendsten Stellen in der neueren Geschichte Rußlands gebührt, daß seine Zeitung in den sechziger Jahren für die Mehrzahl der russischen Bevölkerung gewissermaßen das politische Evangelium bildete, daß ihr Herausgeber, als Führer der sogenannten nationalen Partei, an Kühnheit und Rücksichtslosigkeit der Sprache, wie an Festigkeit und Trotz seiner Haltung alles übertraf, was man bislang in Rußland gekannt hatte, daß er in dem Gefühle, den größten Theil der Nation geistig zu beherrschen, selbst den Kampf mit den obersten Regierungsgewalten nicht scheute, daß er, mit einem Worte, eine Erscheinung darstellt, wie wir deren nur spärlich in der Publicistik der Kulturvölker begegnen, und daß er erst in späteren Jahren in die Sphäre der überwundenen Standpunkte für Rußland eintrat, wenn auch einzelne Persönlichkeiten, ja sogar einzelne Verwaltungszweige, bis zu seinem Ende auf seine Worte schwuren.

Katkow besaß — ich bin am weitesten entfernt, das zu leugnen — in eminenter Weise die Gaben eines Volkstribuns; aber zwei Dinge fehlten ihm, deren Mangel seine Größe nur als eine künstlich gemachte und zufällige erscheinen lassen: Ehrlichkeit der Gesinnung und Rechtschaffenheit im Kampfe.

Bei all seiner politischen Bedeutung wohnte in Katkow durchaus nicht jene ehrliche Gesinnung, die aus einer felsenfesten, durch harte geistige Arbeit erworbenen, Überzeugung entspringt. Sein Ziel war, Stimmführer und Leiter der Menge und dadurch mächtig, vielleicht auch reich, zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen und das Errungene festzuhalten, war ihm jedes Mittel recht. So begegnen wir während der sechziger und siebenziger Jahre in seiner Zeitung, die wie wenig andere Blätter das Geistesprodukt eines einzigen Mannes darstellte, den allerentgegengesetztesten Urtheilen über eine und dieselbe Sache, die sich eben modificiren mußten, wie es die allgemeine

Windrichtung verlangte und wie es der großen Menge am erfolgreichsten schmeicheln und behagen durfte. Und das war nicht etwa eine Wandlung der Ansichten, wie sie häufig die politische Erfahrung mit sich bringt, wie wir sie zum Beispiel im Fürsten Bismarck und in der Meinung über ihn der Mehrzahl nach selbst erlebt haben; Katkow erhob heute, was er gestern mit Füßen getreten hatte, um es morgen abermals, wenn es dem großen Haufen gefallen konnte, mit dem ganzen Gift einer zügellosen Invective zu überschütten. So hat er es mit Völkern, mit Volksstämmen, mit Regierungszweigen, mit einzelnen Persönlichkeiten und mit politischen Principien gehalten und Beispiele dafür ohne Zahl sind in den Spalten der „Moskauer Zeitung" niedergelegt. Am Entschiedensten schlug er seiner ganzen politischen Vergangenheit ins Gesicht, als er in der denkwürdigen Unterredung mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen alle seine Angriffe gegen Deutschland und das deutsche Volk mit eiserner Stirn ableugnete.

Stand es so mit Katkows Gesinnungstreue, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, wie seine politische Kampfesweise beschaffen war. Dem Feinde gegenüber war ihm kein Mittel zu schlecht. Von der Entstellung der Worte des Gegners bis zur völlig freien Erfindung der eignen Phantasie, von der einfachen Verleumdung bis zur hinterlistigsten Angeberei, von den gemeinsten Ausdrücken des Hasses bis zur Aufstachelung der Volkswuth gegen die Verfolgten spielte er in seiner glücklichsten Zeit fast in jeder Nummer der „Moskauer Zeitung" alle Tonleitern eines unehrlichen Kampfes ab, bei dem selbstverständlich Berichtigungen und Entgegnungen der andern Partei seinen Lesern ein undurchdringliches Geheimniß blieben.

Eine minder bedeutende Persönlichkeit, die aber in der nationalen Partei eine immerhin bemerkenswerthe Rolle spielte, war Iwán Akssákow, aus einer alten Adelsfamilie, dessen Hauptstütze bei der unverschämtesten Opposition gegen die Regierung

seine Gemahlin, eine frühere Hofdame der Kaiserin war. Nachdem er die Zeitschrift „Djen" in St. Petersburg herausgegeben, gründete er den „Moskwitánin" in Moskau und als ihm diese Zeitung verboten wurde, veröffentlichte er unverzüglich dasselbe Blatt unter einem andern, ähnlichen Titel (Moskwitsch, Moskwá). Ehrlicher als Katków, war er in seinem politischen Auftreten ungezügelter und fanatischer.

Der polnische Aufstand, der lange Zeit hindurch wie ein unterirdisches Feuer unter dünner Decke geglommen hatte, brach in hellen Flammen aus und Russland sandte seine Heere gegen die Empörer. Es war meine Zeitung, die St. Petersburger deutsche Zeitung, welche zuerst das russische Volk mahnte, sein Nationalbewußtsein aus dem lethargischen Schlummer, in dem es ruhte, aufzurütteln. Das Organ Katkóws kam mit derselben Idee hinterher und sah sich, indem es den fremden Ursprung derselben selbstverständlich ignorirte, in der Lage, den Begriff des Nationalbewußtseins in ganz anderer Weise zu interpretiren, als es von meiner Seite geschehen und beabsichtigt war. Der verbissene Grimm gegen das Ausland, der vom Krymkriege herstammte, und die offene Wuth gegen die rebellirenden Polen, welche sich theoretisch in Katków, praktisch in Murawjéw personificirte, brachte den Gedanken der Nationaleinheit zur Geburt und öffnete der Idee des Panslavismus die Thore.

Das »Italia fara da se« wurde jetzt ins Russische übertragen und „Russland für und durch die Russen" wurde die Parole der Moskauer Presse. Unter der Nationaleinheit, welche Katków predigte, verstand er die Entnationalisirung und vollständige Russificirung aller Landstriche, welche im russischen Reiche von nichtrussischen Völkerstämmen bewohnt werden. Religion, Sprache, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten, alles, was sich diese Völkerreste von ihrem theuersten Eigenthum mit Mühe und Noth zu erhalten gewußt hatten, sollte nun in der all-

gemeinen Mischung des einigen und einförmigen russischen Staates aufgehen und verschwinden.

Einen weniger schädlichen, dafür aber belustigenden Charakter hatte der Panslavismus. Diese Idee erreichte den Gipfel des Komischen auf dem Moskauer Slaven-Congresse im Jahre 1867, wo es sich plötzlich herausstellte, daß die zur Verbrüderung herbeigeeilten slavischen Volksstämme, die Czechen, Ruthenen, Serben, Bulgaren, Wenden u. s. w. sich weder unter einander noch mit den Russen verständigen konnten, und daß man, wollte man es nicht bei stummer Freundschaft bewenden lassen, zu derjenigen Sprache seine Zuflucht nehmen mußte, die alle am grimmigsten haßten, aber am besten handhabten — der deutschen. Wo Vorsicht nothwendig war, wurde natürlich nur von einer geistigen Verbrüderung der slavischen Stämme gesprochen und dergleichen platonische Liebesäußerungen fanden ihre praktische Bethätigung in sehr bedeutenden Summen, welche von den Slavenfreunden Rußlands gesammelt und für ein czechisches Theater nach Prag, für ein russisches nach Lemberg und ähnliche Zwecke ins Ausland gesandt wurden, während das russische Volk selbst von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht war. In Wirklichkeit dachten die Herren Panslavisten an nichts anderes als die Vereinigung aller slavischen Volksstämme, einstweilen unter dem Protektorate, schließlich unter dem Scepter Rußlands. So wurde im Herzen des russischen Reichs von Herrn Polit, einem Serben und österreichischen Unterthan, in öffentlicher Rede feierlich erklärt, Rußlands Aufgabe liege im Osten Europas und bestehe darin, der Herrschaft der einen Nationalität über die andere ein Ende zu machen. In dem rauschenden Jubel, der solchen Expektorationen folgte, übersah man, daß Rußland selbst über deutsche, schwedische, lettische, estnische, finnische, tatarische, mongolische, kaukasische und andere Volksstämme herrscht, daß also Rußland, wenn es in dem Sinne des Herrn Polit hätte vorgehen wollen, den Spieß in unangenehmster Weise gegen sich selbst gekehrt hätte.

Die Nationaleinheit und der Panslavismus führten die Moskauer Presse in einfacher Consequenz zum Hasse und zur Fehde gegen alles, was im Reiche nicht russisch, respektive nicht slavisch war und dieser Groll erstreckte sich bald über die Grenzen des Landes hinaus. Natürlich ist es, daß dieser Haß sich ganz besonders auf denjenigen nichtslavischen Volksstamm warf, welcher, schon durch seine Zahl bedeutend, durch seine geistige Potenz die hervorragendste Stellung im Staate inne hatte. Das Gefühl der untergeordneten Rangstellung in der Sphäre des Geistes, das — ich gebe es zu — immer etwas Niederdrückendes hat, das aber früher den Deutschen gegenüber von der russischen Nation mit liebenswürdiger Offenheit eingestanden und mit leichtem Sinne ertragen wurde, wandelte sich jetzt in ungezügelte Wuth, die ihre rücksichtslosen Angriffe gegen alles Deutsche richtete. Das Nationalbewußtsein wurde zur Nationaleitelkeit, deren Sohn, der Neid, es nicht länger tragen wollte, daß im eigenen Lande die Deutschen den Russen auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens vorangingen, daß die Deutschen, wo es Fleiß, Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Kenntnisse, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit galt, den Russen allezeit und überall vorgezogen wurden. Jene Wuth traf zunächst und mit den derbsten Stößen die baltischen Provinzen, in denen der lettische und estnische Volksstamm zwar den Grundstock der Bevölkerung bilden, die Cultur aber bis dahin ausnahmslos in den Händen der deutschen Insassen ruhte; sie ging dann nicht minder heftig auf alle in Rußland wohnenden Deutschen über und verschonte schließlich ebenso wenig Deutschland, als Mutterland und Quelle aller jener hassenswerthen Objecte.

Um gerecht zu sein, darf ich hier nicht unerwähnt lassen, daß die Deutschen, vor allen aber die Deutschen der Ostseeprovinzen, den Russen gegenüber ihre geistige Ueberlegenheit häufig in plumper Weise hervorkehrten und in eben nicht liebenswürdiger Form verächtlich auf ihre russischen Staats-

genossen herabblickten. Sie gaben dadurch nur allzu häufig Veranlassung genug zu der Abneigung, die von der russischen Presse zum blindesten Hasse angefacht wurde.

Die Moskauer Zeitungen hatten die Melodie angestimmt und fanden mit ihr jauchzenden Beifall, besonders in den mittleren Schichten des russischen Volkes, bei Literaten und niederen Beamten, in denen plötzlich jenes ätzende Gefühl geistiger und moralischer Unterordnung auf das Heftigste entbrannte und reagirte. Die Moskauer Presse hatte die Melodie angestimmt und der Beifall, den sie fand, bewog die St. Petersburger Zeitungen zu getreuer Nachahmung, welche häufig in Uebertreibung ausartete. Die höchsten und untersten Schichten des Volkes blieben im Allgemeinen von jenen extremen Stimmungen und ihren Ausbrüchen frei. In den oberen Regionen der russischen Beamtenwelt und Aristokratie hat man sich nur vorübergehend mit den Ideen der Katków'schen Nationaleinheit, die nicht einmal neu, sondern bereits von Kaiser Nikolái dem Ersten (ein Kaiser, ein Glaube, eine Sprache) intendirt wurde, befreunden mögen; die panslavistischen Träumereien fanden in den maßgebenden Kreisen nur wenig Beifall und sind nur hie und da in der Diplomatie als zarte Pressionsmittel benutzt worden.

Und bei alledem gehörte das Verdienst des nun allgemein wie schnödes Unkraut aufwuchernden Hasses gegen die Deutschen nicht einmal Herrn Katków und seinen Gesinnungsgenossen allein an; gar viele ehrliche Russen wurden in diese feindselige Stimmung hinein verführt und verleitet von keiner andern Seite als — den Polen. «Divide et impera!» war das Princip der polnischen Aufwiegler, schon vor dem Ausbruche des Aufstandes, und sie hatten in diesem Sinne tüchtig gewühlt und vorgearbeitet. Den schlagendsten Beweis dafür liefert der revolutionäre polnische Katechismus, welcher, von den russischen Sicherheitsbehörden aufgefunden und bereits im Jahre 1863 veröffentlicht, doch nur

wenigen der Getäuschten die Augen geöffnet hat. Es heißt dort § 11: „Bist du unter Russen, so schildere stets die Deutschen als die Hauptfeinde der Russen und Polen und sage, daß sie um politischer Zwecke willen das freundschaftliche Verhältniß zwischen jenen beiden Völkern stören. Der Russe haßt den Deutschen und glaubt das gern. Es ist dies das beste Mittel, um dein eigenes Treiben zu verdecken, und du schläferst den Feind ein, indem du ihn deiner aufrichtigen Freundschaft versicherst. In allen Fällen, wo deine Pläne an den Tag kommen, wälze die Schuld auf Deutsche! Dadurch giebst du dem Schlage eine andere Richtung, vernichtest den einen Feind durch den andern und lenkst den Verdacht von dir ab." Und ferner im § 13: „Hast du es mit einem starken und schlauen Feinde zu thun, der dich erräth, so strebe auf alle Weise danach, ihn zu vernichten, und wähle zu diesem Zwecke das zuverlässigste Werkzeug: einen einflußreichen Deutschen. Der Deutsche wird dir bei seinem Widerwillen gegen das russische Element helfen. Dein Feind fällt und glaubt, daß deutscher Einfluß seinen Fall bewirkt habe. Hiermit beweisest du noch deutlicher, daß der wahre Feind der Russen der Deutsche ist. Du selbst bleibst unverdächtig und machst dir aus dem Feinde einen Freund und eifrigen Beförderer deiner Pläne."

Der Ausbruch des eigentlichen, brutalen Deutschenhasses in der russischen Presse datirt vom Jahre 1865 und fällt mit einer wahren Parforcehetze zusammen, welche die russischen Zeitungen insgesammt, von Katkow bis zum ärmlichsten Winkelblättchen, gegen meine geringe Person anstellten. Im Anfang jenes Jahres erschien in der „Gartenlaube" ein Artikel des bekannten Schriftstellers Heinr. Beta, welcher mich zum Gegenstand hatte und mir ein wesentliches Verdienst um die Weckung des nationalen Bewußtseins der Deutschen in Rußland zuschrieb. Russische Redactionen lasen dazumal kaum die politischen deutschen Blätter, Journale wie die „Gartenlaube" aber gewiß

nicht. Einer meiner guten Freunde an der St. Petersburger Universität — er wurde mir später von einem russischen Journalisten deutlich genug bezeichnet — einer der hervorragendsten Führer des Panslavismus, der sich über meine Artikel gegen diesen wahnwitzigen Schwindel weidlich zu ärgern pflegte, eilte von einer russischen Redaction zur andern und hetzte die Meute. Derselbe Mann hat sich mehrere Jahre später auf eigenthümliche Weise einen Namen gemacht, indem er einen harmlosen deutschen Kaufmann in St. Petersburg bei der geheimen Polizei denuncirte, weil dessen Kinder mit der Armbrust nach einem hölzernen Adler geschossen hatten, der von dem Spielwaarenfabrikanten unglücklicher Weise zum zweiköpfigen russischen gemacht worden war. Der Denunciant ist längst gestorben.

Jetzt erhob sich in der russischen Presse ein wahrhaft gigantisches Wuth- und Zetergeschrei über jenen Artikel und seinen Gegenstand, meine Person. In der russischen St. Petersburger Zeitung nahm es seinen unbedeutenden Anfang und erstieg in der Moskauer den höchsten Gipfel journalistischer Gemeinheit. Ein Buch ließe sich füllen mit allen den Invectiven, mit denen ich überschüttet wurde. Alles, was in der „Gartenlaube" gestanden, wurde als lügnerisches Selbstlob erklärt. Man gefiel sich lange genug in dem Schmutz dieser Brutalität, und nachdem endlich meine Individualität als Thema langweilig geworden und man darauf sinnen mußte, dem Leser etwas Neues, Pikantes zu bieten, begann die Hetzjagd in derselben Gassenmanier gegen die Deutschen und alles deutsche Wesen. Ich war, als man mich damals mit Schmähungen verfolgte, zu stolz, um auf dergleichen persönliche Angriffe zu antworten, und ließ mich ruhig mit Koth bewerfen. Aber ich hatte Unrecht. Ich hätte antworten sollen, wie ich später auf keinen Angriff den Gegenschlag schuldig geblieben bin. Der russische Journalist hatte damals und hat zum Theil auch noch jetzt nur dann Respect, wenn er von einem stärkeren Gegner gezüchtigt wird;

das Schweigen des Anstandsgefühls ist in seinen Augen das Eingeständniß des Unrechts oder der Schwäche.

Die in den Ostseeprovinzen erscheinenden deutschen Zeitungen, vielleicht durch meine Passivität irregeleitet, sahen dem Skandal, so lange er mich persönlich betraf, ruhig und müßig, wie von sicherer Schaubühne aus, zu. Während die Rüden den Hirsch stellten und in die Schenkel bissen, hatten diese gleichgültigen Gäste noch keine Ahnung, wie bald sie selbst zum gejagten Wilde werden sollten.

Der Moskauer Presse schwoll indessen der Kamm immer höher und höher. Die Muskulatur ihrer nationalen Ueberhebung kräftigte sich zusehends in der beständigen gymnastischen Uebung zuerst gegen die aufrührerischen Polen, gegen mich und meine Zeitung und zuletzt gegen die Deutschen überhaupt. Die Angriffe gegen die letzteren mehrten sich in überraschender Weise und es wohnte eine solche Gehässigkeit in den aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen, eine solche Unsauberkeit in den Ausdrücken, eine solche Perfidie in dem elenden Bestreben, bald diese, bald jene Persönlichkeit, Corporation, Gemeinde oder Genossenschaft an hoher Stelle anzuschwärzen und zu verdächtigen, und die russischen Zeitungen beider Residenzen entwickelten bald darin eine solche Gemeinsamkeit der Action, daß man nur zu schnell einsehen mußte, man befinde sich einer überlegenen Kraft gegenüber, gegen die man sich wol bis zum letzten Athemzug wehren, die man aber unter keiner Bedingung zu Boden schlagen könne, wie man denn im Kampfe mit einer Schar von Wanzen stets der Unterliegende bleibt.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bildete die „Moskauer Zeitung" eine Macht im Staate. Dictatorisch beherrschte sie, bis auf eine wenig zahlreiche Minorität der Vernünftigen, die öffentliche Meinung des Landes, und bald war keine Persönlichkeit, keine Institution des russischen Reiches zu hoch für ihre kecken Angriffe. Der Minister des Innern, Peter

Alexándrowitsch Walújew, welcher die pöbelhaften und in der That staatsgefährlichen Ausschreitungen Katkóws nicht dulden wollte und konnte, wurde mit denselben Schmähungen der niedrigsten Art überschüttet wie die übrigen Angriffsobjekte des allgebietenden Publicisten. Der Minister machte von der ihm zustehenden Gewalt Gebrauch, nachdem seine Geduld bis zum Uebermaß geprüft worden, und ertheilte der „Moskauer Zeitung" eine Verwarnung nach der anderen. Nach dem Gesetz mußte die Verordnung, welche diese Strafmaßregel enthält, sofort in der von ihr betroffenen Zeitschrift abgedruckt werden. Katków weigerte sich, dieser Forderung Genüge zu leisten, und kündigte dem Gesetz und der Regierung offen den Gehorsam. So sah sich der Minister zur Suspension des aufrührerischen Blattes gezwungen. Aber der Moskauer Volkstribun hatte in der nächsten Umgebung des Kaisers mächtige Beschützer, und der Monarch stand nicht an, ihn zu begnadigen. Daß Peter Alexándrowitsch nach dieser souveränen Mißbilligung seines Verhaltens das Ministerportefeuille nicht in die Hände seines Kaisers zurückgab, war die tragische Schuld, die seinen zwei Jahre später erfolgenden Sturz als dramatische Gerechtigkeit erscheinen läßt.

Mit unerbittlichem Haß verfolgte Katków alles, was zu der von ihm beherrschten nationalen Partei im Gegensatz und Widerspruch stand. Dazu gehörten selbstverständlich alle Männer, die mit klarem Verstand und ruhiger Ueberlegung den Staat vor jenen nationalen Orgien zu schirmen suchten. Der geistig hochstehende Minister der Volksaufklärung, Staatssekretär Golownín, der zu jenen Widersachern Katkóws gehörte, hatte das bekannte Buch Schedo-Ferottis (Freiherr von Fircks): »Que fera-t-on de la Pologne«, welches im Sinne jener Vernünftigen geschrieben war, an die Bibliotheken aller russischen Universitäten und Gymnasien versenden lassen. Katków bewog die Moskauer Universität, deren Mitglied er war, dem Minister das Werk mit einem Mißtrauensvotum zurückzuschicken und schlug aus

diesem Ereigniß in der „Moskauer Zeitung" unendliches Capital in üblicher Weise.

Bei alledem blieben die Deutschen fortwährend die Lieblingskinder seiner verleumderischen und denunciatorischen Muse. Fast täglich und mit erbarmungsloser Gründlichkeit wurden die Deutschen der baltischen Provinzen von der nationalen Presse mißhandelt. Manches Unrecht, das frühere Generationen verschuldet, mußten die Lebenden auf ihre Schultern nehmen und schweigend tragen. Jene Provinzen, in denen der Landbau in schönster Blüthe stand, Recht und Ordnung, Fleiß und Sitte wohnten, in denen ein wohlhabender Bauernstand allmählich zu bedeutendem Grundbesitz gelangte, sie wurden als der Sitz eines verrotteten Junkerthums dargestellt, durch welches die unterjochten Letten und Esten unter grausamen und unerhörten Drucke geknechtet wurden. Diese Provinzen, deren Lehranstalten Pflegestätten der Wissenschaft und ergiebige Quellen wahrer Bildung für das ganze russische Reich waren und ihm einen Stamm der fähigsten, unterrichtetsten und gewissenhaftesten Beamten erzogen, sie sollten der Herd frechster Reaction und Opposition sein gegen Freiheit, Fortschritt und Aufklärung, die ihnen vom Innern Rußlands aus zuströmen wollten. So stand denn die unerbittliche Russification der Ostseeländer täglich auf dem Programm der nationalen Partei und der „Moskauer Zeitung". Dabei wurde beständig und nicht ohne Geschick auf die Germanisirung des preußischen Polens hingewiesen, aber natürlich gänzlich außer Acht gelassen, daß diese so zu sagen von selbst vor sich geht und die höhere nationale Kultur wohl die niedrigere zu absorbiren im Stande ist, nicht aber umgekehrt. Das Recht, von den Behörden der baltischen Provinzen den Gebrauch der russischen Sprache in der Ausdehnung zu fordern, wie im preußischen Polen der Gebrauch der deutschen Sprache Gesetz ist, das Recht, die Einführung eines gründlichen Unterrichts der Reichssprache in die Lehranstalten der Ostsee-

provinzen zu verlangen, natürlich, so weit Rußland selbst im Stande ist, taugliche Lehrer zu diesem Zwecke zu bieten — wird kein Vernünftiger der russischen Regierung streitig machen wollen. Aber damit war der nationalen Partei wenig gedient. Vernichtung der deutschen Kultur, des deutschen Lebens im baltischen Lande war ihr Ziel, das sie mit allen Mitteln und durch alle ihr dienstbaren Persönlichkeiten zu erreichen suchte. Ging doch der gänzlich von Katkow abhängige Unterrichtsminister Graf Tolstoi so weit, die Aufhebung der Dorpater Universität bei seinem erlauchten Herrn zu beantragen, ein Gesuch, das damals von des Kaisers klarer Einsicht in gebührender Weise zurückgewiesen — heute in anderer Form zur Ausführung gelangt.

Die im russischen Reiche zerstreut wohnenden, dort geborenen oder eingewanderten Deutschen theilten das Loos ihrer baltischen Stammesgenossen. Sie wurden als freche Eindringlinge hingestellt, als catilinarische Existenzen, welche Rußland aussaugen, das gute russische Brot umsonst essen und dafür Rußland an das deutsche Ausland verrathen.

Auch gegen Deutschland selbst wandte sich das Schwert der Moskauer Nationalen, gegen Deutschland, das als der natürliche und hinterlistig lauernde Feind Rußlands bezeichnet wurde, der seine räuberische Hand begehrlich nach den Ostseeprovinzen ausstrecke, deren verrätherische deutsche Bevölkerung diesem Ziele kräftig entgegenarbeite. Daß dabei Frankreich beständig als edle große Nation, als uneigennützige und aufrichtige Freundin Rußlands geschmeichelt und gestreichelt wurde, versteht sich von selbst. Ich verweise auf die bekannte Thatsache, daß der Franzose in seiner Oberflächlichkeit und Gewandheit, mit seinem Esprit und seiner schönen glatten Form, dem Russen, dem Franzosen des Nordens, weit sympathischer ist als jede andere Nationalität, und daß der Haß gegen Deutschland jene Hinneigung zu Frankreich nothwendiger Weise vergrößern und verstärken mußte. Zu alledem liefern die russischen Zeitungen

aus dem Jahre 1870 die schlagendsten Beweisstücke. Wer die gemeinsten Schmähungen gegen die deutsche Nation kennen zu lernen wünscht, verschaffe sich irgend eine Nummer des „Gólos" oder der „Börsenzeitung" aus jener Zeit; wer die Lügenartikel der französischen Presse für das russische Publikum als lautere Wahrheit aufgetischt, wer z. B. die drei Siege der Franzosen bei Metz, Mars-la-Tour und Gravelotte verherrlicht zu sehen wünscht, der nehme die „Moskauer Zeitung" aus jenen Tagen zur Hand.

Dieser gewissermaßen negativen Thätigkeit stand eine andere zur Seite, die ich fast eine positive zu nennen versucht wäre. Es war die vernunft- und kritiklose Verherrlichung Rußlands und der Russen, die zu der gefährlichsten Geisteskrankheit, dem Eigendünkel, der Selbstvergötterung, führen mußte. Rußland und das russische Volk sind in unserer Zeit bekannt genug, um bei wirklich gebildeten Lesern keiner eingehenden Schilderung zu bedürfen. Man weiß, daß Land und Leute ihre vortrefflichen Eigenschaften besitzen, daß das Reich ein in vieler Beziehung gesegnetes und das Volk, namentlich wenn es das Hemd nicht in den Hosen trägt*), bis auf seine Faulheit, Trunksucht und den Hang zu Schacher und Betrug, ein höchst liebenswürdiges ist. Aber wo die Kultur des Landes und seiner Bevölkerung noch so unendlich viel zu wünschen übrig läßt, wo politische, geistige und sittliche Zustände noch so häufig an die Zeiten, wir wollen sagen, des dreißigjährigen Krieges erinnern, da ist schmeichlerische Lobpreisung und Verherrlichung alles dessen, was ist, wie sie von der nationalen Presse geübt und gepflegt wurde, Verbrechen und Landesverrath. Ein beständiges Großthun mit dem Nationalgefühl wurde von der „Moskauer Zeitung" als Handwerk und Kunst getrieben und die schädlichen Folgen blieben nicht aus. Eisen-

*) Der gemeine Mann trägt das Hemd über den Hosen.

bahnen, welche die fruchtbarsten Gouvernements aufschließen sollten, wurden aus nationalen und strategischen Rücksichten hintertrieben und so dem Nothstande jener Zeit in die Hände gearbeitet. Die Realgymnasien, welche den mittleren Volksklassen eine wahrhaft nützliche Erziehung geben konnten, wurden geschlossen und einer für Rußland im Allgemeinen durchaus unpassenden Classicität die Thore geöffnet. Für die Bildung des in Armuth und Völlerei immer mehr verwildernden Volkes geschah so gut wie nichts. Zwischen die Rußland bewohnenden Völkerstämme, die bis dahin in Frieden und Eintracht mit einander gelebt hatten, wurde Haß und Hader gesäet und die russische Politik, die eine durchaus gemäßigte war, durch die maßlosen Commentirungen der Partei in Europa verdächtigt.

Bemerkenswerth ist, daß bei historischen Rückblicken vor allem die vorpetrinische Zeit, ihre Zustände und ihre Kultur verherrlicht und Peter der Große nebst Katharina II. so zu sagen als antinationale Bedrücker dargestellt wurden, die ihr herrliches, reines, vom faulen Westen unberührtes Volk durch die Pest einer ausländischen Kultur verdorben hatten. Der gehätschelte Eigendünkel erfand denn auch während der Blüthezeit Katkow's den Ausdruck „schirókaja natúra" (breite Natur) zur Bezeichnung des russischen Charakters. Unter dieser Breite verstand man Freigebigkeit, Fröhlichkeit, Zuvorkommenheit, entschuldigte mit dem Ausdruck aber auch jede Art von Oberflächlichkeit, Faulheit, Liederlichkeit und Verschwendung.

Wenn die Angriffe der nationalen Presse sich vorzugsweise gern gegen meine Person und die von mir geleitete „St. Petersburger deutsche Zeitung" richteten, so war das eine selbstverständliche Folge meiner Stellung und der naturgemäßen Tendenz meines Blattes. Die Vertheidigung der Deutschen und des Deutschthums mußte unter den obwaltenden Verhältnissen die Hauptaufgabe der deutschen Zeitung sein, und da es sich hier nicht mehr um persönliche Beziehungen, sondern um allgemeine

Fragen von der größten Tragweite handelte, so wurde diese Vertheidigung mit aller Energie von den vorzüglichen Kräften, die mir zu Gebote standen, unbeirrt und unentwegt fortgeführt, bis ein Personenwechsel in der obersten Leitung der Preßangelegenheiten dem Einfluß der Gegner völlig freie Hand ließ und Maßregelungen herbeiführte, die uns zum Schweigen verurtheilten.

Aber auch in jeder anderen Beziehung bildete die Tendenz meiner Zeitung den entschiedensten Gegensatz zu den Programmen der Katkow'schen Partei. Diese Tendenz war im Wesentlichen folgende: Rußland sollte unbeirrt durch die Händel der übrigen Welt durch stetige Arbeit an der Bildung und dem Wohlstande des Volkes seine inneren Reformen vollenden, das Vertrauen der übrigen Völker Europas gewinnen und mit ihnen im friedlichen Verkehr bleiben, um durch sie in seiner Reformbewegung gefördert zu werden. Wenn Rußland eines politischen Bündnisses bedürfe, solle es sich an den Staat lehnen, der ihm, selbst unter den schwierigsten Umständen, stets ein treuer Freund gewesen, an Preußen. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte mein Blatt ohne Unterlaß die in der Presse Mode gewordene Sucht, dem eigenen Volke in niedrigster Weise zu schmeicheln und durch hohle Phrasen und Verleumdungen seinen Haß gegen alles Nichtrussische aufzustacheln. Deshalb bekämpfte dasselbe die panslavistische Idee, die Rußland von der Arbeit am eigenen Herde ablenken und Zerwürfnisse mit anderen Mächten herbeiführen mußte, eine Idee, aus welcher viel eher eine Schwächung als eine Stärkung der russischen Macht erwachsen konnte. Deshalb verlangte meine Zeitung ohne Aufhören den Bau produktiver Eisenbahnen und die Errichtung von Schullehrerseminarien. Natürlich mußten dabei häufig die Eigenliebe und die Interessen jener Herren verletzt werden, die sich nicht entblödeten, mich und die „Wjest", die einzige russische Zeitung, die ihnen entgegentrat, des Landes-

verraths zu beschuldigen; denuncirten sie doch jede von der ihrigen abweichende Ansicht als hochverrätherisch und beleidigend für den russischen Nationalgeist. Hätten sie über Scheiterhaufen oder Landesverweisungsdekrete disponiren können, Gott weiß, was aus mir und meinen Gesinnungsgenossen geworden wäre!

Es mögen hier einige Vorfälle erwähnt werden, die als drastische Beispiele dienen, wie die Partei gegen ihre politischen Gegner vorzugehen pflegte.

Die „St. Petersburger deutsche Zeitung" war Eigenthum der Akademie der Wissenschaften, welche Körperschaft ihren eigenen Präsidenten hat, gewöhnlich eine hochansehnliche Persönlichkeit, dabei aber doch unter dem Unterrichtsministerium steht und in dem Minister ihren obersten Vorgesetzten sieht. Seit 1852 war ich Redacteur, seit 1859 Pächter und Redacteur des Blattes. Ich hatte in allen Administrationsangelegenheiten mit dem Verwaltungscomité der Akademie und dem beständigen Sekretär derselben zu verhandeln und mit diesen Instanzen bisher in friedlichster Weise verkehrt. Da wurde Graf Tolstói, der Freund Katków's, Minister der Volksaufklärung und — plötzlich wurde mir eine Erklärung des Ministeriums zur Veröffentlichung zugestellt, die ohne Mitwissen und Mitwirkung der Akademie abgefaßt war und in welcher von ministerieller Seite bekannt gegeben wurde, daß die Zeitung mir in Pacht gegeben und die Akademie in keinerlei Weise für den Inhalt derselben verantwortlich sei. So selbstverständlich und so unbedeutend der Inhalt dieser Expectoration des Herrn Ministers war, wurde sie doch von den Anhängern der nationalen Partei mit Jubel begrüßt als ein öffentliches Dementi, welches die Regierung der Tendenz meines Blattes gegeben. Die Herren Katków und Aksjákow, die sicher am besten wußten, wer jene Demonstration veranlaßt, escamotirten, wenn es ihnen gerade paßte, die Urheberschaft derselben aus den Händen des Ministers in die der Akademie, obgleich die gelehrte

Körperschaft eine höchst unschuldige, passive Rolle dabei gespielt hatte.

Aber es sollte noch besser kommen. Herr M. P. Pogódin*), ein recht alter und fast eben so unbedeutender Professor und Akademiker in Moskau, gab dort ein kleines, den Tendenzen der übrigen Moskauer Presse entsprechendes Journal, den „Rússki", heraus, und fand sich veranlaßt, auf die oben erwähnte Angelegenheit mit, seinen übrigen Verdiensten entsprechender, Weisheit und Sachkenntniß einzugehen. Katków stieß in die Posaune und machte auf den Artikel des „Rússki" aufmerksam. Ich kann nicht umhin, dem Leser eine Probe des Stils der nationalen Organe mitzutheilen und gebe im Folgenden die wörtliche Uebersetzung des Artikels der „Moskauer Zeitung". Herr Katków schrieb im Mai 1868:

„Wir haben schon oft das Publikum auf das für das russische Nationalgefühl empörende Faktum aufmerksam gemacht, daß die »Deutsche St. Petersburger Zeitung«, eine der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften gehörige Zeitung, die das russische Reichswappen führt, nicht der russischen, sondern der deutschen Politik zum Organe dient. In Betreff dieses unbegreiflichen, aber nichtsdestoweniger unbestreitbaren, Faktums blieb unsere Stimme nicht vereinzelt. Alle Organe der russischen öffentlichen Meinung sprachen sich in demselben Sinne und mit derselben Kraft aus wie wir. Die allgemeine Stimme nöthigte endlich die Akademie der Wissenschaften (sic!) zu dem Versuche, die Verantwortlichkeit für die den russischen Interessen feindliche Richtung einer ihr gehörenden Zeitschrift von sich abzulehnen. Es erschien eine Erklärung der Akademie in den Journalen, in welcher gesagt war, daß die erwähnte Zeitung so zu sagen nur ein Pachtstück der Akademie sei, welches

*) Michail Pogódin war 1800 geboren und starb am 8. December 1875.

ihr eine Einnahme liefern solle; auf welche Weise der Pächter dieses Pachtstück exploitire, gehe die Akademie nichts an." Nun reproducirt Herr Katkow die Worte Pogódins, aus denen wir gleichfalls einige Stellen wiedergeben wollen, er sagt: „Wir mögen nicht denken, daß die »St. Petersburger Zeitung« nur ein Pachtstück der Akademie ist, welches ihr Einnahme bringen soll. Man würde die Universität nicht loben können, wenn sie eins ihrer vielen Gebäude zu einem Bordell hergäbe. Ebenso unanständig und befremdend ist es, ich wiederhole es, in einer russischen Zeitschrift, die unter dem Schutze des zweiköpfigen Adlers erscheint, solche Dinge zu lesen, die mit Ehren eine Stelle in der »Kölnischen« oder »Augsburger Zeitung« einnehmen könnten."

Herr Pogódin sagt weiterhin, die Akademie hätte sich der deutschen Zeitung bedienen müssen, um in Rußland Volksbildung (sic) zu verbreiten, man hätte sie zuverlässigen, erprobten und in der Literatur bekannten Männern, aber nicht dem ersten Besten übergeben müssen und schließt dann mit dem folgenden erhabenen Satze: „Endlich kann ich auch Folgendes nicht begreifen: auf welche Weise haben im verflossenen Jahre russische Zeitungen für ihren Ueberfluß an Liebe zum Vaterlande vierundzwanzig Verwarnungen erhalten, während die »St. Petersburger Zeitung« mit allem Comfort die unerlaubtesten Dinge sagt".

Die letzte Art der Denunciation wurde denn auch von der „Moskauer Zeitung" so häufig angewendet, bis die Oberpreßverwaltung nachgab und ich gemaßregelt wurde. Bezeichnend ist, daß Herr Pogódin seinen Artikel drucken ließ, als ich die Zeitung bereits sechszehn Jahre hindurch geleitet, die Zahl der Abonnenten sich verzehnfacht hatte und ich während der genannten Frist immer von neuem von der Akademie gewählt, von drei Unterrichtsministern vorgestellt und von dem Kaiser selbst bestätigt war.

Hin und wieder wurde das Agressivverfahren der Herren Nationalen auch amüsant. Ich hatte im Jahre 1867 eine Reise nach Deutschland, Oesterreich und Italien gemacht und wenn ich auch sonst nicht über die vielfachen Variationen der unfläthigsten Ergüsse staunte, die mich nach meiner Rückkehr in der Moskauer Presse und ihren Verwandten begrüßten, so las ich doch eine Erzählung von meiner Person, welche aus der Moskauerin in alle anderen russischen Blätter überging, mit großer Verwunderung. Es wurde berichtet, nach meiner eigenen Erzählung, wie sie in den Zeitungen mitgetheilt worden, sei ich nach Berlin gereist, um mit Thränen in den Augen die Stute, die der König von Preußen in der Schlacht bei Sadowa geritten, zu küssen. Ich sann hin und her und fand doch in meinem Gedächtniß nicht den winzigsten Anhaltspunkt, welcher den Herren Moskauern zum Ausgang ihrer genialen Erfindung hätte dienen können. Endlich brachte mich ein Zufall auf die Quelle jener geistvollen Insinuation. Während meiner Abwesenheit, im Juni 1867, hatte die „St. Petersburger Zeitung" auf ausdrückliche Bitte der Verwaltung der Reichsgestüte den Bericht eines bekannten russischen Hippologen über den Marstall des Königs von Preußen abgedruckt. Der Verfasser, Wirklicher Staatsrath Wassíli Iwánowitsch Köptjew, Guts- und Gestütsbesitzer im Gouvernement Túla, gehörte der Verwaltung der Reichsgestüte als Correspondent an. Sein Bericht, der einen gewissen officiellen Charakter trug, sprach sich sehr günstig über das preußische Gestütswesen und den königlichen Marstall insbesondere aus und der Referent erzählte gelegentlich der Vorführung des bekannten Reitpferdes des Königs, der Stute Sadowa: „Ich liebkoste mit dem Gefühl der Anerkennung die Theilnehmerin dieses Sieges- und größten Ruhmestages der stets mit uns sympathisirenden und von Alters her mit uns befreundeten Nation". An der Spitze des Referats stand der volle Name und amtliche Titel des Verfassers. So war denn

das, was man von mir als Verbrechen des „germanischen Patriotismus“ mit wochenlangem Halloh durch alle russischen Zeitungen verbreitete, von einem bekannten russischen Schriftsteller und Patrioten verübt. Mit vollem Bewußtsein der Fälschung wurde die Sache auf mich übertragen und selbstverständlich trotz meiner Gegendemonstration niemals berichtigt oder widerrufen. Wollte ich mehr dergleichen Dinge erzählen, sie ständen mir in unübersehbarer Anzahl zu Gebote.

So viel zur Charakteristik des Verfahrens, wie es von der nationalen Partei dem Deutschthum gegenüber fast täglich eingeschlagen wurde.

Mancher scharfblickende Politiker, von gründlicher Kenntniß der russischen Verhältnisse und tiefer Einsicht in das russische Wesen war in den sechziger Jahren der Ansicht, der damals fast tobsüchtig zu nennende Haß gegen die Deutschen werde vorübergehen und spurlos verschwinden wie so manche andere politische Stimmung in Rußland. Politische Sympathien und Antipathien waren freilich bislang dort Sache der Mode und wechselten wie der Putz des schönen Geschlechts. Aber mit dem Haß gegen die Deutschen war es denn doch ein anderes Ding. Die Saat, die einmal im Boden des Volks Wurzel gefaßt, läßt sich nicht so rasch wieder von der Erde vertilgen. Zwar wehte in der „Moskauer Zeitung“, dem „Gólos“ und den anderen Spitzführern der nationalen Blätter später auch einmal der Wind aus entgegengesetzter Richtung, doch dauerte dieser Frieden nur so lange, bis neue Attaquen gegen die Deutschen der russischen Presse neue Erfolge versprachen.

Freilich hat dieser Haß viel von seiner ursprünglichen Heftigkeit verloren, aber er taucht immer wieder von Zeit zu Zeit in einzelnen Organen der Presse auf, die sich dadurch den mittleren Schichten der Bevölkerung besonders beliebt machen. Während des Krieges der Jahre 1870 und 1871 schlug er mit erneuter Kraft in lichter Lohe empor und documentirte sich

in der entschiedensten Parteilichkeit gegen Deutschland, trotzdem Kaiser Alexander seinen Sympathien für den Nachbar offenen Ausdruck gab.

Noch im Mai 1875 konnte ein Leitartikel der „Russischen St. Petersburger Zeitung" (ehedem ein kühles, verständiges Blatt) in absurdester Weise gegen die Einwanderung Deutscher in Wolynien auftreten und in dieser Erscheinung eine ernste Gefahr für die russische Nationalität erblicken. Die „Russische St. Petersburger Zeitung", noch heute eins der bedeutenden Organe der russischen Presse, forderte die Regierung auf, die Deutschen ohne Weiteres wie die Juden zu behandeln, denen verboten ist, in einem fünfzig Werst breiten Rayon von der Grenze der westlichen Gouvernements sich anzusiedeln und Eigenthum zu erwerben. Hierdurch sollte den Deutschen die Einwanderung verleidet werden, dagegen wurde verlangt, die slavischen Einwanderer, welche aus Oesterreich und der Türkei kommen, möglichst zu begünstigen. Nebenbei gab die „St. Petersburger Zeitung" selbst zu, daß die deutschen Colonisten ihren Beruf gewissenhaft erfüllen und das Land, das früher wüst lag, trefflich bearbeiten.

Im September 1875 war der „Gólos", indem er zuerst den verbrecherischen Mißbrauch der Amtsgewalt von Seiten eines estländischen Angestellten mittheilte, die Veranlassung zu einer neuen fröhlichen Deutschenhetze in der russischen Presse. Er eröffnete den Feldzug gegen die rechtlichen und gesellschaftlichen Zustände der Ostseeprovinzen; die übrigen Blätter folgten nach. Die „Russische Welt", neuerdings das am weitesten vorgeschrittene chauvinistische Blatt, predigte unverschleiert die Niederwerfung der abendländischen Kultur in den baltischen Landen, deren deutsche Bewohner sie ohne Scheu in „Staatsverräther mit" und „Staatsverräther ohne Bewußtsein" classificirte. Das deutsche Element war zur Veränderung wieder einmal vogelfrei. In seiner Nummer vom 15. (27.) December 1875 unterzog sich

das „Journal" der Mühe, wie es sagte, nach officiellen Daten, den Procentsatz der Deutschen in den höheren Civil- und Militärämtern Rußlands zu berechnen. Das Resultat ist, wenn richtig, was sehr schwer zu controliren, höchst interessant. Nach dem ultranationalen russischen Blatte waren nämlich die Deutschen damals vertreten:

Im Reichsrath mit . . .	36 %
Senat	33 „
Unter den Staatssekretären	43 „
Unter den Ministern und Chefs der Hauptverwaltungen (Reichskontrole, Post, Telegraph) . . .	62 „
Im Hofministerium:	
Generaladjutanten . . .	38 %
In der Suite Sr. Majestät	34 „
Flügeladjutanten	46 „
Civilbeamte ersten Ranges	66 „
„ zweiten „	27 „
„ der unteren Grade	23 „
Medicinalbeamte	71 „
Im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten:	
Centralverwaltung	59 %
Botschafter, bevollmächtigte Minister, diplomatische Agenten, Geschäftsträger, Generalkonsuln	55 „
Im Ministerium des Innern:	
Konseil des Ministers . .	13 %
Departements	16 „
Medicinaldepartement . .	43 „
Generalgouverneure . . .	40 „
Kriegsgouverneure	33 „
Gouverneure	18 „
Im Ministerium der Volksaufklärung:	
Centralverwaltung	6 %
Kuratoren	51 „
Im Finanzministerium:	
Centralverwaltung	28 %
Reichsbankcomptoirs, Chefs der Kameralhöfe, der Zollbezirke und Zollämter .	27 „
Im Domänenministerium:	
Centralverwaltung	33 %
Chefs der Domänenhöfe . .	25 „
Bergwesen	44 „
Im Justizministerium:	
Centralverwaltung	33 %
Gerichtshöfe	25 „
Bezirksgerichte	25 „
Prokuratoren	17 „
Im Ministerium der Communicationen:	
Centralverwaltung	37 %
Bezirkschefs	40 „
Eisenbahninspektoren . . .	28 „
Dirigirende der Bahnen .	33 „
In der Reichscontrole:	
Centralverwaltung	22 %
Chefs der Controlhöfe . .	14 „
Im Marineministerium:	
Centralverwaltung	40 %
Flaggmänner	55 „
Hafencommandeure . . .	22 „

Im Kriegsministerium:

Militärconseil	36 %
Hauptcomités	36 „
Generalstab	35 „
Hauptmedicinalverwaltung	32 „
Hauptartillerieverwaltung	47 „
Waffenfabriken, Pulvermühlen, Arsenale	55 „
Hauptingenieurverwaltung	70 „
Hauptintendanturverwaltung	60 „
Commando der Schützenbataillone	83 %
Obermilitärgericht, juristische Akademie, militärische Bezirksgerichte	32 „
Militärische Lehranstalten	28 „
Comité für die Verwundeten	43 „
Commandeure der Militärbezirke	43 „

In den Bezirksverwaltungen und Commandos der lokalen Truppen:

In den Bezirken: Finnland 90 Procent, St. Petersburg 32, Warschau 37, Kiew 17, Odessa 14, Charkow 13, Moskau 21, Kasan 25, Orenburg 22, Turkestan 21, Westsibirien 31, Ostsibirien 27, Kaukasus 30 Procent. Bei den Feldtruppen: Gardeinfanteriedivisionscommandeure 33 Procent, Regimentscommandeure 66, Gardecavalleriedivisionscommandeure —, Regimentscommandeure 33, Gardeartilleriebrigadecommandeure 75, Gardeschützenbataillonscommandeure 50, Armeeinfanteriedivisionscommandeure 37, Brigadecommandeure 37, Regimentscommandeure 66, Armeecavalleriedivisionscommandeure 75, Brigadecommandeure 56, Regimentscommandeure 47, Armeeartilleriebrigadecommandeure 28, Armeeschützenbataillonsbrigadecommandeure 28, Bataillonscommandeure 42, Armeesappeurbrigadecommandeure 80, Bataillonscommandeure 85, Linien- und Festungsbataillonscommandeure 33 Procent.

Nichts lag natürlich der „Russischen Welt" ferner, als dies glänzende Zeugniß für die Begabung und Tüchtigkeit der Deutschen zu Ehren unserer Landsleute zu veröffentlichen. Sie leitet aus dem Uebergewicht des deutschen Elements und dem daraus entstehenden Widerspruch zwischen den bureaukratischen Bestrebungen (der Deutschen) und dem wirklichen Bedürfnis des Volkes (das jene natürlich nicht verstehen) die Gährung unter der russischen Jugend her, deren Protest sich in der Form des Nihilismus ausdrücke, so wie die sorgenvolle Stimmung des vorgeschrittenen Alters über die Zukunft. Den Nihilismus der

russischen Jugend — der bekanntlich seine Quelle in halbem, oberflächlichem, unverstandenem Wissen hat — wollte denn auch die „Russische Welt" nicht durch gründlichen Unterricht und Bildung heilen, sondern durch ein absonderliches Radicalmittel: die Austreibung der Deutschen aus der russischen Staatsverwaltung. Das hatte sie ohne Zweifel im Auge, wenn sie verlangt, die normale Betheiligung des deutschen Stammes an der Verwaltung Russlands müsse im Verhältniß zu der entsprechenden Bevölkerungszahl stehen, also statt mehr als 30 Procent nur 1,1 Procent betragen.

Im August 1876 schlug die „Russische Welt" bei Besprechung des Krieges im Orient denselben Ton an, wie weiland die Herren Pogódin und Katków. Sie sprach von den deutschen Blättern Russlands, namentlich von der „St. Petersburger Zeitung", die unter der Aegide des zweiköpfigen Adlers den Zweck verfolge, im deutschen Publikum einen fanatischen Haß gegen alles Russische vermittelst ununterbrochener frecher Ausfälle gegen die einmüthigen Gefühle der russischen Presse zu erwecken, nennt die deutschen Journalisten „psychisch anormale Subjecte, in denen alle guten Eigenschaften der menschlichen Natur unter dem Druck eines verschrobenen Patriotismus bis auf den Grund ausgedörrt sind, welcher mit stumpfsinnigem Haß gegen die ganze übrige Welt untrennbar verbunden ist, die nicht das Glück hat, zur ruhmreichen germanischen Nation zu gehören u. s. w." Die „Börsenzeitung" trieb es zu derselben Zeit in ihren rohen und cynischen Ausfällen noch ärger.

Nicht viel später hat sich denn auch gezeigt, wie tief der unausrottbare Schaden wurzelt, den die nationale Partei durch die Aufstachelung des Hasses gegen die Deutschen angerichtet hat. Eine Frucht dieser Mißleitung der Nation war die unverständige Behandlung, welche den deutschen Colonisten bei der neu eingeführten allgemeinen Wehrpflicht von Seiten der Subalternofficiere zu Theil wurde, eine Frucht das Verfahren

der neuen Verwaltungsbehörde jener Colonien gegen die Angehörigen derselben, und das Endresultat die Auswanderung von Tausenden fleißiger, sparsamer und opferfreudiger Ackerbauer, welche den Eingeborenen als nachahmungswürdiges Beispiel dienten, aus dem allzu spärlich bevölkerten Rußland.

Selbst die russische Kunst ist von dem Miasma des Deutschenhasses inficirt. In den russischen Conversationsstücken, die das St. Petersburger Alexandratheater, welches hauptsächlich von den mittleren Bevölkerungsschichten besucht wird, aufzuführen pflegt, gehört der Bösewicht durchschnittlich immer der deutschen Nationalität an und selbst ein genialer Autor und Freund Deutschlands, wie Iwán Turgénjew, war so wenig im Stande, sich der allgemeinen Stimmung zu entziehen, daß seinen deutschen Charakteren ausnahmslos der Makel der Lächerlichkeit oder Erbärmlichkeit anhaftet. Während er seinen russischen Narren und moralisch Verkommenen, die er wahrlich nicht schont, die Lichtseite des Volkscharakters gegenüberstellt, fehlt dieser versöhnende Gegensatz bei den Gestalten, die er der deutschen Nation entlehnt.

Für die Leser, welche meiner Entwickelungsschichte des allgemeinen, heftigen Deutschenhasses in Rußland und der Schilderung seiner Aeußerungen gefolgt sind, ist es unnöthig, die Behauptungen zu widerlegen, welche die Entstehung dieser beklagenswerthen Volksstimmung einer späteren Zeit zuschreiben wollen. Es ist richtig, daß die vulkanischen Eruptionen jenes Hasses nach dem deutsch-französischen Kriege allmählich gelinder wurden und sich abkühlten, um nach dem Berliner Congreß mit neuer Wuth und Glut wieder hervorzubrechen, wer aber den Ursprung aller Abneigung gegen die Deutschen von jenem diplomatischen Abschluß des russisch-türkischen Krieges datiren wollte, würde damit nur seine Unkenntniß der nächstvorhergehenden Jahrzehnte beweisen.

Fürst Gortschaków, an der Spitze der russischen Diplomaten, ließ auf dem Berliner Congreß seine Nation um einen großen

Theil der Früchte bringen, welche dieselbe vom russisch-türkischen Kriege erwartet hatte und nach den Friedenspräliminarien bereits als erreicht betrachtete. Unmöglich ist es nicht, daß der russische Reichskanzler, im Gefühl seiner Schuld, selbst die Parole ausgab: „Deutschland hat uns verrathen!" Es widerspräche nicht den Anschauungen von Offenheit und Ehrlichkeit im diplomatischen Verkehr, die er bei verschiedenen Anlässen deutlich genug an den Tag gelegt hat. Jedenfalls aber ertönte dieser neue Schlachtruf des Deutschenhasses in Russland sofort nach der Schließung des Congresses von allen Seiten und wird noch heute mit Ingrimm und Nachdruck in allen Sphären der Nation wiederholt. Da war es vergebens, daß von deutscher Seite aktenmäßig nachgewiesen wurde, Fürst Bismarck habe bei jenen Verhandlungen als „ehrlicher Makler" Russland jeden Dienst geleistet, den es nach Recht und Billigkeit hätte verlangen können, er habe unmöglich „russischer" sein können als die russischen Diplomaten selbst. Wo hätte der Haß und namentlich der Nationalhaß jemals auf die Stimme der Vernunft und Wahrheit gehört? Es war bequem, den nationalen Mißerfolg mit seiner Demüthigung auf Deutschlands Schultern zu wälzen und dabei blieb ganz Russland. Für das russische Volk ist es leider längst eine in Fleisch und Blut übergegangene geschichtliche Wahrheit geworden: „Auf dem Berliner Congreß hat Deutschland Russland verrathen!" und jedes Wort, das noch in dieser Sache gesprochen oder gedruckt wird, ist überflüssig und führt zu nichts.

Aber neue Nahrung hat man inzwischen der hochflackernden Flamme des Deutschenhasses zugeworfen und zwar von sehr gefährlicher Herkunft, vom religiösen Gebiet. Die Sekte der „Stundisten", eine religiöse Genossenschaft von evangelischer und communistischer Färbung, verbreitet sich in Süd- und Südwestrussland in immer weiteren Kreisen und wird von der Regierung und der orthodoxen Kirche eifrig verfolgt. Es ist keinem

Zweifel unterworfen, daß die Gründer dieser religiösen Vereinigung den ersten Anlaß zum Abfall von der russischen Kirche in dem frommen Beispiel der württembergischen Colonisten Südrußlands und ihren Gebetstunden gefunden haben. Diese Ideenassociation war für die „Moskauer Zeitung", die auch nach Katkow's Tode in demselben Geiste geleitet wird, genug, um Deutschland zu beschuldigen, es wolle das gute russische Volk germanisiren. Deshalb wäre der Stundismus von den deutschen Colonisten ersonnen und würde von ihnen verbreitet, um schließlich den rechtgläubigen Zaren vom Throne zu stürzen und an seine Stelle einen deutschen Stundisten-Kaiser zu setzen. So lächerlich die ganze Sache klingt, hat sie doch ihre sehr bedenkliche Seite. Führt man in dem politischen Antagonismus die Religion oder die Kirche als Hülfstruppe in den Kampf, so hat man dadurch ein Mittel gewonnen, den verblendeten gemeinen Mann auf leichte Weise zu unberechenbarem Fanatismus aufzustacheln.

Der Haß gegen die Deutschen, der in Rußland gegenwärtig weit um sich gegriffen hat, ist sehr zu beklagen. Noch mehr beklage ich, daß derselbe von deutscher Seite mit kaum minderer Heftigkeit erwidert wird. Beide Nationen fügen sich durch diese feindliche Stimmung unberechenbaren Schaden zu, sich selbst noch mehr als dem Gegner. Wollte ich diese Wahrheit ausführlicher begründen, würde ich den Umfang meines Themas allzusehr ausdehnen.

Eine der schmerzlichsten Seiten dieses Deutschenhasses in Rußland bilden die unverdienten und harten Maßregeln, mit denen die deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen gegenwärtig in weit höherem Grade heimgesucht werden als irgendwie früher. Das Wohl des Gesammt-Staates entschuldigt ja wohl manche Härte gegenüber einzelnen Bevölkerungs-Gruppen und Individuen. Preußen würde sich am wenigsten bedenken, der dänischen, französischen oder polnischen Nationalität, wo dieselbe

sich regierungsfeindlich zeigte, mit Energie und Schärfe entgegenzutreten und wir würden es der russischen Staatsverwaltung keineswegs verdenken, bei ähnlicher Veranlassung in gleicher Weise aufzutreten. Aber eben die Veranlassung fehlt durchaus. Die deutschen Bewohner von Liv-, Est- und Kurland haben mit ihrer deutschen Sprache und ihrem lutherischen Glauben ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich so tadellos und gewissenhaft erfüllt, daß sie von jeher als die besten Unterthanen der russischen Zaren galten.

Das heutige Rußland mag zusehen, ob es, vom Haß gegen die Deutschen irregeleitet, seine Schäden besser zu heilen und seine Kräfte besser zu entwickeln vermag als das frühere russische Reich, das mit Deutschland Freundschaft hielt und seinen Unterthanen deutschen Stammes das Vertrauen bewahrte, das dieselben durch ihre anerkannten Leistungen im Staate reichlich verdienten.

5. Ein Jahr officiös.

(1864—1865.)

Gleich den auswärtigen Aemtern aller übrigen Großmächte, hatte auch die russische Diplomatie kein officielles Organ in der Presse. Eine sehr ängstlich redigirte Zeitung in französischer Sprache, die hauptsächlich an einem nicht zu verbergenden Abonnentenmangel krankte, das „Journal de St. Pétersbourg", brachte die officiösen Mittheilungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, die dann von anderen Zeitschriften aufgenommen und weiter verbreitet zu werden pflegten. Bei meiner Ankunft in der russischen Hauptstadt wurde jenes Journal von einem Grafen Sancé redigirt, einem französischen Schöngeist, der von Zeit zu Zeit, nach Pariser Sitte, schwach besuchte »séances litteraires« hielt, aber weder in der Literatur noch in der Politik Leistungen von irgend welcher Bedeutung aufzuweisen hatte. Einige Jahre später wurde Graf Sancé beseitigt und an seine Stelle trat Victor Capellemans, ein junger Belgier von Geist und Talent, der sich bereits am Brüsseler „Nord" die publicistischen Sporen verdient hatte. Er mußte die Erfahrung machen, daß es zu den schwierigsten Aufgaben der Journalistik gehört, eine heruntergekommene oder unten gebliebene Zeitschrift zu heben und obwol man jetzt das

„Journal de St. Pétersbourg" zu einer Art von Hofzeitung machte, waren die tausende von Rücksichten, welche die Redaktion auf alle möglichen Dinge und Verhältnisse zu nehmen hatte, doch eben so viele Hemmschuhe, welche sich dem Fortschritt der Zeitung entgegenstemmten. Ein officiöses Journal, welches wegen äußerer Verhältnisse keine Abonnenten hat, bleibt, selbst bei der größten Geschicklichkeit des Herausgebers, ein stumpfes Messer und da meine Zeitung an jenem Mangel nicht krankte und, was die Hauptsache war, in Deutschland gekannt und gern gelesen wurde, so beschloß man im auswärtigen Amte, neben dem „Journal de St. Pétersbourg" auch die von mir herausgegebene Zeitschrift zu officiösen Mittheilungen zu verwenden.

Die Unterhandlungen über diese Angelegenheit, die sich übrigens durch eine körnige Kürze auszeichneten, wie der gesammte spätere officiöse Verkehr zwischen dem Ministerium und mir, fanden durch den Direktor der Kanzlei des Fürsten Gortschakow, Geheimerath Kammerherrn von Westmann, statt. Den Minister selbst habe ich während der Dauer jenes Verhältnisses kaum gesehen und wenig von ihm gehört. Nur wenn ein Artikel meines Blattes sein ganz besonderes Behagen erweckt hatte, ließ er mir durch den ständigen Vermittler seinen Beifall vermelden. Man beanspruchte übrigens meine Zeit und meine Arbeit sans gêne ohne jede Entschädigung, in der freilich zutreffenden Voraussetzung, daß die leicht erkennbaren officiösen Mittheilungen des auswärtigen Amtes meiner Zeitung in den Augen des Publikums ein neues, nicht geringes Ansehen verleihen würden, das ihr mehr Vortheil brächte als jede, noch so bedeutende klingende Subvention. Trotzdem kann man das Verhalten des Ministeriums in dieser Beziehung für Rußland, wo man jede Arbeit für den Staat zu honoriren und gut zu honoriren pflegt, keineswegs bon genre nennen.

Die Persönlichkeit des Herrn von Westmann war von außen und innen gleich originell. Seine lange dünne Figur mit dem

kleinen, glattfrisirten, bartlosen Kopf, glich auf ein Haar dem umgekehrten Ausrufungszeichen. Er entstammte einer einfachen bürgerlichen Kaufmannsfamilie St. Petersburgs und hatte es bei natürlichem Verstande, ausgezeichnetem Sprachtalent und unermüdlichem Fleiß zu dem bedeutenden Posten gebracht, dem er im Ministerium vorstand. Fürst Gortschakow hatte keinen Beamten, der seine Anordnungen und Befehle pünktlicher und verständiger ausführte als Herr von Westmann. Ein Genie war er keineswegs, besaß auch nicht die mindeste eigene Initiative, gehorchte aber seinem Chef bis zum Tippelchen auf dem J.

Solche Leute aber waren dem Reichskanzler gerade recht, dessen Eitelkeit keine großen Talente neben oder unter sich duldete und so ernannte man nicht lange darauf den Kammerherrn von Westmann, als die höchste Stelle neben dem Fürsten im auswärtigen Amte vakant geworden war, zum Gehülfen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Uebrigens behielt der von Hause aus schlichte und wohlwollende Mann in den hohen Stellungen, die er zuletzt einnahm, immer etwas Gedrücktes, Furchtsames, Bedientenhaftes nach Oben, das wol dem Bewußtsein seiner bescheidenen Herkunft entstammen mochte.

Hatte der Kanzleidirektor nur kurze Zeit mit mir zu conferiren, so empfing er mich gewöhnlich in seinem officiellen Büreau, am Ende der Säle des Ministeriums, das einen besonderen Eingang hatte und durch eine Hintertreppe mit seiner Privatwohnung in Verbindung stand. Hier fand ich Herrn von Westmann in der Regel hinter seinem riesigen Schreibtisch mit dem eigenhändigen Zusiegeln diplomatischer Erlasse beschäftigt, von welcher Manipulation das grüne Tuch des breiten Tisches bedenkliche Spuren trug. Während wir uns unterhielten, siegelte die Excellenz, ohne sich stören zu lassen, immer weiter. Das geschmolzene Lack rann wie ein Lavastrom auf die großen Briefumschläge herab und das gigantische Ministerial-Petschaft hinterließ unter der geübten Hand des Kanzleidirektors

fast ausnahmslos den elegantesten, schärfsten Abdruck, den sein Autor mit gewissem, väterlichem Wohlgefallen zu betrachten nicht unterließ.

Hatte der Kammerherr mir viel mitzutheilen, so daß er wünschen mußte, längere Zeit mit mir ungestört allein zu sein, so begaben wir uns über die Hintertreppe in seine Privatwohnung, wo wir uns im ersten Zimmer, einem bequemen und traulichen Cabinet, niederließen. Obgleich Herr von Westmann von Geburt ein Deutscher war, hatte ihn doch die langjährige Gewohnheit, immer Französisch zu sprechen und in seiner ganzen Geschäftsthätigkeit sich nur der französischen Sprache zu bedienen, dem Gebrauche der Muttersprache so sehr entfremdet, daß es ihm schwer geworden wäre, ein Gespräch über Politik in deutscher Zunge zu führen. So sprachen wir in geschäftlichen Angelegenheiten nur französisch mit einander und in dieser Sprache erhielt ich die politischen Mittheilungen, an deren Veröffentlichung in officiösem Gewande dem Ministerium gelegen war. Gewöhnlich diktirte mir der Kanzleidirektor den Entwurf und die Hauptideen der gewünschten Artikel, selten den ganzen Wortlaut derselben; meistens beschränkte er sich darauf, mir die Gedankenfolge mündlich auseinanderzusetzen.

Bei dieser Gelegenheit entwickelte sich dann zuweilen eine höchst komische Scene. Mein Besuch fiel häufig mit der Zeit zusammen, wo der Kammerherr die Visite seines Barbiers empfing. Bei der höchst kostbaren Zeit der Excellenz und der gebieterischen Nothwendigkeit, ein glattrasirtes Antlitz für den Verlauf des Tages herzustellen, wurde dann stets, nach einer kleinen höflichen Entschuldigung, dem Adonisateur gestattet, sein Werk in Angriff zu nehmen. Der russische Barbier verstand kein Wort Französisch und so konnten wir ruhig unser Gespräch fortsetzen, während die Arbeit der Verschönerung vor sich ging. Nun hatte Herr von Westmann den unbezwinglichsten Widerwillen dagegen, sich von einer andern Person im Gesicht herum-

pinseln zu lassen, während er das Abschaben des schaumbedeckten Bartes geduldig ertragen konnte. So handhabte er denn, in dem er vor einem ansehnlichen Spiegel saß, den Rasierpinsel selbst und salbte immer diejenige Stelle seines Gesichts, die der Barbier zunächst vorzunehmen hatte. Wenn die Excellenz so vor ihrem Spiegel saß, mit weißbetupftem Antlitz, den schaumbedeckten Pinsel in der Hand schwingend, und mir dabei mit unendlich komisch klingendem Pathos eine hochtrabende politische Phrase französisch diktirte, vor ihm mit offenem Munde der andächtig erwartungsvolle Barbier, das blinkende Messer in der erhobenen Rechten, — so war das ein Bild, das wol verdient hätte, von dem Griffel eines talentvollen Malers festgehalten zu werden.

Man war ausnehmend zufrieden mit mir und gab mir das hauptsächlich dadurch zu erkennen, daß man meine Zeit und Arbeitskraft in unerhörter Weise in Anspruch nahm. Oft ließ man mich bei dem schauderhaftesten Wetter zweimal an ein und demselben Tage rufen. Der weite Weg ins Ministerium erforderte, schon um der Zeitersparniß willen, Wagen und Pferde, und meine Ausgaben für gemiethete Equipagen hatten bereits eine beträchtliche Höhe erreicht, ohne daß irgend jemand mir auch nur angedeutet hätte, man werde mich für Zeit, Arbeit und Auslagen entschädigen. Das Ergötzlichste bei der ganzen Sache war das Verhältniß zu Herrn Victor Capellemans, Chefredakteur des „Journal de St. Pétersbourg", den ich damals nur sehr oberflächlich kannte, in welchem ich aber später einen Mann von Ehre und wackerer Gesinnung fand. Mein Verhältniß zum auswärtigen Amt sollte ihm ein Geheimniß bleiben. Man fürchtete seinen Protest gegen die Benutzung einer zweiten Zeitung als officiösen Organs des Ministeriums; er konnte sehr grob werden und war ein Liebling des Reichskanzlers Fürsten Gortschakow. Wenn es sich dann wol traf, daß Herr Capellemans, der seine Informationen gleichfalls von dem Kanzleidirektor von Westmann erhielt, sich bei diesem an-

melden ließ, während ich schon den Platz im Bureau oder Cabinet occupirt hatte, gerieth der Kammerherr in die größte Sorge, und seine Angst vor einem Zusammentreffen nebst eventuellen Conflikt der beiden Redakteure war herz- und zwergfellerschütternd. Hr. Capellemans wurde dann ersucht, einen Augenblick zu warten, bis der Kanzleidirektor höchst wichtige und dringende Geschäfte erledigt habe. Die Mittheilungen für mich wurden auf das nothwendigste Maß beschränkt und ich wurde inständigst gebeten, bei meiner Entfernung einen weiten Umweg durch die verschiedenen Büreaus und Säle des Ministeriums zu nehmen, auf welchem ich dem harrenden Redakteur des „Journal de St. Pétersbourg" nicht begegnen konnte.

Der Inhalt sämmtlicher officiösen Artikel, die in meiner Zeitung Aufnahme fanden, wurde von Beamten des Ministeriums dem bekannten Wolff'schen Telegraphenbüreau in Berlin per Draht mitgetheilt. Ich selbst verfaßte die Telegramme, die mit meiner, dem Empfänger wohlbekannten, Unterschrift versehen, nach Berlin depeschirt wurden. Geraume Zeit später, als ich schon längst mit dem Ministerium zerfallen war und bereits seit Jahr und Tag keine Telegrammzeile mehr für dasselbe niedergeschrieben hatte, bemerkte mir eines Tags der Correspondent von Wolffs telegraphischem Büreau, mit dem ich als Bevollmächtigter sämmtlicher politischen Zeitungen St. Petersburgs in steter Geschäftsverbindung stand, ich hätte von ihm noch Commissionsgebühren für Telegramme zu fordern, die von mir demselben aus St. Petersburg zugesandt worden seien. Das setzte mich in das größte Erstaunen. Seit langer Zeit hatte ich keine Silbe an Wolff telegraphirt. Nun forschte ich nach und es ergab sich, daß man, nach der Trennung von mir, im Ministerium ganz fröhlich und unverfroren mit meiner Namensunterschrift weiter telegraphirt hatte. Vielleicht figurirt gar heute noch im Auswärtigen Amte zu St. Petersburg ein mystischer, unsichtbarer Meyer als Concipient telegraphischer Depeschen.

Die „Moskauer Zeitung", damals ein noch wenig genanntes Blatt, mit dem zu jener Zeit noch recht obskuren Herrn Michael Katkow an der Spitze, polemisirte öfters gegen die officiösen Artikel meiner Zeitung und, wie man eingestehen muß, mit mehr Talent der Argumentation, als Herrn von Westmann häufig zu Gebote stand. Die Excellenz replicirte und der Streit wurde nicht selten gereizt und heftig. So verglich Herr von Westmann damals das Haupt der „Moskauer Zeitung" einem „Hahn, der auf seinem Misthaufen krähe". Hoffentlich war das Gedächtniß des Herrn Kanzleidirektors für solche von ihm geäußerte beleidigende Bezeichnungen ein sehr kurzes, wie ja auch das Gedächtniß Katkows für Liebe und Haß nur ein äußerst schwaches war. Sonst müßte Herr von Westmann später, als alle Ministerien sich vor der Diktatur des Moskauer Propheten beugten, sich lange Zeit mit Gewissensbissen gequält haben, daß er einstmals solche Ausdrücke von dem großen Wiederhersteller der russischen Nationalität gebrauchen konnte.

Eines Tages verbreitete die Pariser „Correspondance Havas" einen Artikel aus St. Petersburg, in welchem gesagt wurde, meine Zeitung gebe sich den Anschein, als hätte sie officiöse Beziehungen zum Ministerium des Auswärtigen. Dies sei aber durchaus nicht der Fall. Das „Journal de St. Petersbourg" sei nach wie vor das einzige Organ, dessen sich das auswärtige Amt für seine officiösen Mittheilungen bediene. Offenbar rührte diese Correspondenz von Herrn Capellemans selbst oder von seinem damaligen Gehülfen, einem Journalisten Horn her. Herr von Westmann gerieth über dieselbe in großen Zorn. Er ließ von einem der besten französischen Stilisten des Ministeriums eine Antwort an die „Agence Havas" schreiben, in welcher die officiösen Beziehungen meiner Zeitung zum Ministerium des Auswärtigen als über jedem Zweifel erhaben, constatirt und die Behauptungen jener St. Petersburger Correspondenz zurückgewiesen wurden. Herr von Westmann corrigirte sodann eigen-

händig den Entwurf dieses Briefes, der von mir abgeschrieben und abgeschickt wurde. Ich habe dies Concept längere Zeit hindurch sorgfältig verwahrt. Später freilich, in meiner gerechten Entrüstung über die Behandlung, die mir von Seiten des Ministeriums zu Theil wurde, war ich so thöricht, jenes Schriftstück dem Herrn Kanzleidirektor als Dokument vorzuhalten und in seine Hände zurückzugeben.

Im Anfange des Jahres 1865 begann jene wilde Deutschenhetze in der russischen Presse, die von einem in der „Gartenlaube" veröffentlichten Artikel von H. Beta über meine Person ihren Ausgang nahm und sich im Beginne hauptsächlich mit mir beschäftigte. In dem Aufsatze Betas war auch der officiösen Stellung meiner Zeitung gedacht worden. Ich habe jene Vorgänge im vierten Abschnitt dieses Buches (S. 59 ff.) ausführlich geschildert. Als der öffentliche Skandal den Siedepunkt erreicht hatte — es war beim Anbrechen des Frühlings — ließ mich eines Tages Herr von Westmann rufen. Er war damals bereits stellvertretender Gehülfe des Ministers — seine Existenz als Kanzleidirektor lag „im wesenlosen Scheine" hinter ihm. Die Excellenz eröffnete mir, der Fürst Reichskanzler sei äußerst entrüstet darüber, daß die Beziehungen meines Journals zum Ministerium der Gegenstand einer gehässigen Zeitungspolemik geworden wären, woran nur meine Indiskretion schuld sei. Er sei beauftragt, mir zu erklären, daß man keine Beziehungen mehr zu mir haben wollte. Ich erklärte dem stellvertretenden Herrn Ministergehülfen, es wäre doch lächerlich, anzunehmen, die Beziehungen meiner Zeitung zum Ministerium wären aller Welt ein Geheimniß geblieben, während sie doch täglich durch politische Artikel und telegraphische Depeschen in alle Welt austrompetet wurden. Ich erinnerte ihn an den von ihm selbst diktirten und corrigirten Brief für die „Agence Havas"; der zu dem Ende geschrieben wurde, um gedruckt und in der Welt verbreitet zu werden. Ich frug ihn, wer denn

eigentlich straffällig sei: die Urheber einer der Regierung unangenehmen und nachtheiligen Zeitungspolemik, oder ich, das unschuldige Opfer derselben, der auch nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben habe. Herr von Westmann hatte auf alle meine Vorstellungen nur die eine Antwort: auf seine persönliche Überzeugung komme es hier nicht an, — je suis un homme moderé — er handle im Auftrage des Ministers. So verließ ich die Räume des Ministeriums, um sie nie wieder zu betreten.

Die schreiende Ungerechtigkeit, die in dem ganzen Verfahren lag, wurmte mich aber doch so sehr, daß ich am nächsten Tage Herrn von Westmann die folgenden Zeilen sandte:

„Ew. Excellenz entschuldigen, wenn ich noch einmal auf unsere gestrige Unterredung zurückkomme. Die Kränkung, die mir durch dieselbe widerfahren, ist aber zu groß, als daß ich unterlassen könnte, Ihnen den schriftlichen Beweis zu geben, daß man mir bitteres Unrecht zugefügt."

„Ich will nicht davon reden, daß jeder erfahrene Journalist aus jedem Artikel, den ich in Ihrem Auftrage geschrieben, unsere officiösen Beziehungen erkennen und von ihnen schreiben konnte. Ich übersende Ihnen hier das Brouillon des ersten Briefes an die »Agence Havas«, von einem Beamten Ihrer Kanzlei in Ihrem Auftrage entworfen und von Ihnen selbst revidirt und corrigirt. Die blau angestrichene Stelle wird Sie überzeugen, daß hier mit Ihrer Autorisation auf das Deutlichste von den obwaltenden officiösen Beziehungen gesprochen ist. Können Sie erwarten, daß das ein Geheimniß bleiben werde, was man einer »Agence de Publicité« mittheilt?"

„Ob man Relationen mit mir unterhalten will oder nicht, ist Sache des Ministeriums. Sie werden am besten beurtheilen können, ob ich genützt habe, oder nicht. Jedenfalls habe ich Fleiß und Eifer genug aufgewendet, ohne einen Dank dafür zu beanspruchen oder zu erhalten."

„Man hätte die Relationen mit mir stillschweigend aufhören lassen können. Daß man das nicht that und mir den Beschluß ausdrücklich mittheilte, involvirt den Vorwurf, als ob die Excesse der russischen Zeitungen und ihre Rücksichtslosigkeit gegen das Ministerium die Folge einer Indiskretion von meiner Seite wären. Ich gebe Ihnen hier den schriftlichen Beweis, daß dem nicht so ist."

„Die mir zugefügte Kränkung nehme ich als den Dank entgegen, den man mir für die geleistete Arbeit und den bewiesenen uneigennützigen Eifer hat zu Theil werden lassen wollen."

„Genehmigen Ew. Excellenz u. s. w."

So hatte man mich über ein Jahr arbeiten lassen wie ein Lastpferd, war mit meiner Zeit umgesprungen, als wäre ich ein wohlbesoldeter Beamter des Ministeriums, und mein ganzer Lohn war diese schmähliche Behandlung. —

Herr von Westmann wurde, wie gesagt, später zum wirklichen Gehülfen des Fürsten Gortschakow ernannt, fand aber bald darauf, lange vor seinem Chef, ein tragisches Ende. Auf einem Hofballe würdigte Kaiser Alexander II. den hochbeglückten und aufgeregten Ministergehülfen einer Unterhaltung. Als der Zar ihn verließ und seinen Rundgang fortsetzte, sank Kammerherr von Westmann, vom Schlage getroffen, todt zu Boden.

6. Polen und Nikolái Alexéjewitsch Miljútin.

(1864.)

Nationen von lebhaftem Temperament, mögen sie auch noch so wenig zur Bildung und Erhaltung von Staaten beanlagt sein, werden, bis zum Erlöschen der letzten Erinnerung an ihre selbständige Existenz, nach ihrer Streichung aus der Reihe der Kulturstaaten, sich immer wieder mit gewaffneter Hand erheben, um das Joch des Siegers zu brechen. Das Grab ihres individuellen Lebens wird bezeichnet sein von stets erneuten und stets verunglückten Aufstandsversuchen, bis die harte Hand des Eroberers die letzte Spur patriotischer Aufwallung erdrückt hat. So ist es in Polen ergangen, seit dasselbe aufgehört hat, ein Reich zu sein, so wird es dort dauern bis in unbestimmte Zeit.

Mit der Erstürmung Warschaus durch den Grafen, späteren Fürsten Paskéwitsch am 26. August 1831 hatte der vorletzte Aufstand der russischen Polen sein Ende erreicht. Das zersprengte Revolutionsheer trat auf preußisches und österreichisches Gebiet über und die Häupter der vertriebenen provisorischen Regierung, Fürst Adam Czartoriski und der Historiker Lelewel nahmen ihren Wohnsitz in Paris. Um diese scharten sich die Reste des Aufstandes und bildeten von Neuem verschiedene Comités „zur Befreiung des Vaterlandes". Emissäre wurden

abgeschickt, Banden organisirt, aber alle diese Versuche scheiterten an der Festigkeit des neuen Statthalters, des siegreichen Fürsten. Die Erhebungen in Krakau im Jahre 1846 und in Posen 1848 waren das letzte Aufathmen der polnischen Revolution von 1830. Sogar der Krymkrieg, den man für eine treffliche Gelegenheit hätte halten sollen, ging ohne aufständische Bewegung in Polen vorüber.

Während der Regierung des Fürsten Paskéwitsch waren die Wunden, welche die Unterdrückung der Revolution von 1830 und 1831 geschlagen hatte, verharscht. Aeußerlich waltete überall Friede und Ruhe. Als der Statthalter im Jahre 1856 starb, trat an seine Stelle Fürst Michail Gortschaków, Vetter des bekannten Reichskanzlers, der lange Zeit Chef des Stabes beim Fürsten Paskéwitsch gewesen war. Er war den Polen wol bekannt als ein milde gesinnter und nachgiebiger Mann. Aus diesen Eigenschaften ihres Regenten schöpften sie frische Hoffnung, besonders aber aus dem neuen Geist, der jetzt im russischen Reiche wehte. Es war ein Jahr nach dem Regierungsantritt des Kaisers Alexander II. Die Frühlingswärme liberaler Gesinnung hatte das starre Eis der Autokratie hinweggethaut, liberale Ideen waren in allen Sphären der Staatsregierung an der Tagesordnung; die Vorarbeiten zur Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft hatten begonnen. Kein Wunder, daß die Polen mit kecker Zuversicht in die Zukunft schauten. Ihre revolutionären Bestrebungen umfaßten so ziemlich die ganze Nation, die jedoch in zwei scharf von einander geschiedene Parteien zerfiel. An der Spitze der gemäßigten Revolutionäre, der Weißen, stand die höhere Aristokratie. Sie mußten bald den Extrem-Gesinnten, den Rothen, weichen. Es war dies die nothwendige Folge des Schwankens und der Systemlosigkeit des Statthalters. Als Fürst Gortschaków im Mai 1860 starb und, nach kurzer zeitweiliger Verwaltung des Königreichs durch den Kriegsminister Sſuchosanét, Graf Lam-

bert zum Statthalter ernannt wurde, erhoben die Rothen immer kühner das Haupt. Geheime Zeitungen und Flugblätter erschienen und erhitzten die Gemüther. Politische Demonstrationen mehrten sich von Tag zu Tag. Auch Graf Lambert blieb nur kurze Zeit in Warschau. Ihm folgte, nach abermaligem kurzen Intermezzo Sſuchosanéts, General von Lüders. Jetzt wurde es den Rothen unheimlich, die Regierung auf der Bahn liberaler Reformen im rüstigen Fortschreiten begriffen zu sehen. Sie sollte zu energischen Maßregeln, zu feindseligem Verhalten gereizt werden und zu diesem Zwecke veranstalteten die Rothen am 27. Juni 1860 ein Attentat auf den General von Lüders, welches jedoch mißlang.

Inzwischen hatte Kaiser Alexander II. begonnen, seine großherzigen liberalen Intentionen in Bezug auf die polnischen Provinzen zu verwirklichen. Der neue Reichsrath ward eröffnet und in ihm die Majorität der Polen ganz auf Seiten der Regierung. Der dem Kaiser im Alter am nächsten stehende Großfürst Konstantin, der geistreichste unter den kaiserlichen Brüdern, wurde zum Statthalter des Königreichs ernannt und erhielt den Auftrag, als Friedensvermittler die beiden, Jahrhunderte hindurch einander feindselig gegenüberstehenden, großen slavischen Nationen zu versöhnen. Jetzt drängte sich den Rothen die wolbegründete Furcht auf, daß durch weitere Reformen dem intelligenten Theil der Nation Genüge geschehen und ein friedlicher Zustand, wie vor der Verwaltung des Fürsten Gortschaków, herbeigeführt werde. So beschlossen sie denn, weiter und ungestümer vorzugehen auf dem Pfade der Feindseligkeit und Verbitterung. Das Unerhörte geschah. Großfürst Konstantin traf in Warschau ein und am Tage nach seiner Ankunft wurde ein Attentat auf ihn verübt. Alle Welt war über diese Unthat entrüstet, sogar die polnischen Zeitungen des Auslandes. Dem Mordanfall auf den Prinzen folgten bald zwei neue Attentate auf den Chef der Civilverwaltung, Markgraf Wjelopólski.

Damit war nun der Zeitpunkt gekommen, wo das ganze Land mit aufrührerischen Truppen überschwemmt und unter die Herrschaft der revolutionären Regierung genöthigt werden sollte. Am 4. Januar 1863 verließen die ersten Soldaten der aufrührerischen Armee die Hauptstadt Warschau. Die Ueberrumpelung der beiden Städte Plozk und Plonsk scheiterte. Auch in den südlichen Gegenden des Königreichs blieben verschiedene Angriffe ohne Erfolg, wenn auch der Aufstand im allgemeinen dort glücklicher war als im Norden. Vom 10. Januar an gingen die Wogen der Revolution höher und höher und bedeckten bald das ganze Land. Der offene Krieg des Aufstandes mit dem russischen Heere, ohne Schonung und Erbarmen, begann an fast allen Punkten des Königreichs.

Inzwischen bildete sich innerhalb der Weißen eine neue gemäßigte Partei, die sich von der Bewegung fernhielt und eine abwartende Stellung beobachtete. Den Mitgliedern dieser neuen gemäßigten Vereinigung war es klar, daß die aufrührerischen Banden sich nicht halten konnten. Das Ergebniß des begonnenen Guerillakrieges konnte kein anderes sein als die vollständige Zerrüttung und Zerstörung des Landes mit der schließlichen Zurücknahme aller Privilegien, welche die russische Regierung vor dem Aufstande mit offener Hand geboten hatte. So blieb denn für diese maßvoll gesinnte Partei nur eins übrig: sich des Aufstandes zu bemächtigen und ihm durch einen Führer ihrer eigenen Anschauung eine andere und bessere Richtung zu geben. Diese aufständische Reactionspartei, welche sowohl gegen die Rothen wie gegen die große Mehrheit der Weißen operirte, mußte, wie es ihr Zweck erforderte, äußerst vorsichtig und in aller Stille zu Werke gehen. Den erwünschten Führer glaubte sie in Marjan Melchior Langiéwicz gefunden zu haben. Derselbe war damals 36 Jahre alt und hatte im Januar von Oesterreich her den polnischen Boden mit einem Aufruf betreten, der in den weitesten Kreisen den größten Eindruck gemacht hatte.

Die Operationen der russischen Truppen gegen die vereinigten revolutionären Banden (unter Langiéwicz standen allein gegen 2000 Mann) wurden mit abwechselndem Glücke geführt und endigten damit, daß die Aufständischen bis zwölf Stunden von Krakau zurückgedrängt waren. Der eine Kosak, der in den officiellen russischen Berichten häufig als der einzige im Gefecht Gefallene bezeichnet wurde und über den die Polen und mit ihnen andere Leute zu lachen pflegten, beruht auf thatsächlicher Wahrheit. Denn sämmtliche polnische Revolutionstruppen waren entweder miserabel bewaffnet oder verstanden, wo sie gute Waffen hatten, dieselben nicht zu gebrauchen, so daß es wirklich eine Seltenheit war, wenn auf russischer Seite mehr als ein übermüthiger Kosak, der sich zu weit vorgewagt hatte, getödtet wurde. Uebrigens nennen die Polen seit jener Zeit die Eins im Dominospiel den „Kosak".

Eine Episode von kürzester Dauer in diesem letzten polnischen Aufruhr war die Berufung des alten Revolutionärs Mierosławski, der sich in Paris aufgehalten, durch die rothe Volksregierung zum Diktator. Er überschritt von Oesterreich her die Grenze und als nach kurzem Aufenthalt im revolutionirten Terrain die kleine Bande, welche ihn empfangen hatte, zerstreut war, kehrte er schleunigst wieder ins sichere Ausland zurück.

Wie das bei einem polnischen Unternehmen nicht anders zu erwarten war, wurde die Kraft der Aufständischen durch Zwietracht zersplittert. Das Lemberger Comité operirte gegen das Warschauer und umgekehrt; das Krakauer weiße Comité verfolgte nur seine eigenen Interessen und war für Langiéwicz.

Auf den Antrag des preußisch-polnischen Grafen Grabowski wurde während einer Versammlung in Krakau, wo auch die Weißen aus Posen und Lemberg vertreten waren, Langiéwicz zum Diktator gewählt und am 9. März nach einer kirchlichen Feier vom Heere in seiner Würde proklamirt.

Wie es mich zu weit führen würde, das reichlich vorhandene biographische Material über Langiéwicz zu verwerthen, so kann ich auch auf die interessante Lebensgeschichte seines bekannten weiblichen Adjutanten, Anna Pustowoitow, nicht näher eingehen, obwol ihre Laufbahn an wechselvollen Abenteuern den reichsten Stoff darbietet. Sie war die Tochter eines russischen Officiers, ihre Mutter eine fanatische Polin, ihre Großmutter eine glühende polnische Patriotin. Auf ihrer Sittlichkeit als Weib haftet nicht der geringste Makel; die Mühsale des aufständischen Lebens hat sie wie ein Mann ertragen.

Selbstverständlich sank die Bedeutung der zeitweiligen Volksregierung, wiewol sie immer noch fortbestand, nach der Einsetzung des neuen Diktators bis auf den Nullpunkt herab. Langiéwicz ernannte ein neues Ministerium, Abtheilungschefs und eine ganze Anzahl anderer Beamter. In Warschau herrschte große Freude unter den Massen; alles glaubte, der Aufstand habe einen wesentlichen Schritt vorwärts gethan.

Russischerseits ergriff man nun alle nothwendigen Maßregeln gegen den sehr tüchtigen Diktator und zwar mit solcher Energie und einem so bedeutenden Erfolge, daß der Kriegsrath, den Langiéwicz berief, den Beschluß faßte, der Diktator solle nach Krakau gehen und dort in aller Ruhe überlegen und ins Auge fassen, was weiter zu thun sei.

Langiéwicz überschritt die österreichische Grenze unter falschem Namen, wurde aber nach seiner Photographie erkannt und von der österreichischen Regierung zuerst nach Krakau verwiesen und später in der kleinen Festung Josephstadt internirt. Diese unerwarteten Ereignisse erschütterten das Fortbestehen des Aufstandes in seinen Grundvesten. Ein Tag nach dem andern verstrich, Langiéwicz erschien nicht wieder und als die Kunde von seiner Verhaftung in Polen sich verbreitete, ließen die meisten Aufständischen jede Hoffnung fahren.

Im Norden des Königreichs, auf dem rechten Ufer des Bug und der Weichsel, hatte der Aufstand geringen Erfolg gehabt. Jetzt ergriff das Comité der Rothen von Neuem die Zügel und erklärte das Streben nach der Diktatur für Landesverrath. Die Macht und das Ansehen der neuen Volksregierung stiegen täglich höher, besonders durch den furchtbaren Terrorismus, den sie einführte und schonungslos handhabte. Die geheimen Henker dieser verborgenen Blutregierung, die Hängegensdarmen und Stilétniki, bildeten in Warschau allein eine Bande von 250 Mann und führten jeden Befehl ihrer Oberen mit grauenhafter Gefühllosigkeit aus. Jeden Morgen fand man im Weichbild der Residenz eine größere oder geringere Anzahl Leichen ermordeter Gegner des Aufstandes.

So sah sich denn die russische Regierung zu kräftigem Auftreten gezwungen und fand ihren Mann dazu in dem General Grafen Berg, der im März zum Gehilfen des Oberkommandirenden im Königreich Polen und später zum Statthalter ernannt wurde. Graf Berg, 1790 geboren, entstammte einem alten livländischen Adelsgeschlecht, hatte von 1810 bis 1812 in Dorpat studirt und war dann in den Militärdienst eingetreten, in welchem er rasch Carriere machte. Obgleich bereits 73 Jahre alt, war er frisch und kräftig wie ein Jüngling. Ende März in Warschau eingetroffen, mischte er sich geraume Zeit in keiner Weise in die öffentlichen Angelegenheiten und begnügte sich mit umfassender und gründlicher Beobachtung. Als er sich genügend unterrichtet glaubte, ging er zum energischen Eingreifen und Handeln über und traf solche Anordnungen, wie sie die Polen seit langer Zeit nicht mehr kannten. Da beschloß die Gesammtpartei der Rothen, ohne sich darüber mit der Volksregierung zu verständigen, diesen Mann „abzuthun". Ein besonderes Projekt „zur Vernichtung des Grafen Berg" wurde bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgearbeitet. Weshalb dasselbe nicht sogleich zur Ausführung kam, ist unbekannt geblieben.

Selbständig ergriff Graf Berg die Zügel der Regierung erst im August 1863, als der Statthalter, Großfürst Konstantin, Warschau verlassen hatte und dessen Civilgehülfe, Markgraf Wielopólski (Ende Juni) abgetreten war. Der einzige Weg, den der neue Machthaber einschlagen konnte, war das rücksichtslose Niedertreten der rothen Partei, des Terrorismus. Eine kräftige und umsichtige Polizei wurde aus dem Schoße der Armee organisirt. Als Vorgesetzte erhielt dieselbe Freiwillige aus dem russischen Offiziercorps. 30000 Mann tapfere und zuverlässige Soldaten standen in jeder Nacht, von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, auf den Trottoirs und Hauptplätzen der Residenz vertheilt und bewachten die Sicherheit der Einwohner. Man spürte die Wirkung.

Die Schreckensregierung nahm jetzt das Projekt des Attentats auf den Grafen Berg wieder auf. Die Equipage des Oberkommandirenden sollte mit Granaten und Kartätschen überschüttet und dazu eine brennende Flüssigkeit ausgegossen werden, durch deren Feuer und erstickenden Rauch man eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen hoffte. Als Schauplatz wählte man das Haus des Grafen Zamoiski an der „Neuen Welt", das alle möglichen Vortheile bot. Als Zeitpunkt war der Nachmittag des 7. September bestimmt. Pünktlich um 6 Uhr kehrte an diesem Tage, wie er regelmäßig zu thun pflegte, Graf Berg mit seinem Adjutanten, einem jüngeren Offizier, von Wahl, und einem Convoi von 10 Kosaken, aus dem Schloß Laziénki nach Warschau zurück. Das Attentat wurde nach dem Programm pünktlich ausgeführt. Obgleich dasselbe große Verheerungen anrichtete, mehrere Kosaken schwer verwundet wurden, 17 Kugeln die Equipage durchbohrten, von denen eine den Ueberzieher des Generals durchlöcherte, erreichte der Mordanschlag seinen Zweck nicht. Graf Berg und von Wahl*)

*) Nach einer glänzenden militärischen Laufbahn steht derselbe jetzt in frischer Lebenskraft verehrt und hochgeschätzt als General und

blieben unverletzt. Die Attentäter behielten nach ihrem Plan Zeit genug, sich zu retten.

In nächster Zeit wurde wieder ein russischer Oberst auf offener Straße ermordet. Nun sollte der ganzen Stadt eine Contribution auferlegt werden und zwar nach den umfänglichen Steuerbüchern, die sich im Warschauer Rathhause befanden. Um diese Maßregel zu verhindern und da jene Steuerbücher zu zahlreich waren, um sie entwenden oder vernichten zu können, wurde auf Befehl der Volksregierung das Rathhaus niedergebrannt. Die Contribution wurde trotzdem erhoben.

Attentat folgte auf Attentat. Die Greuel der Volksregierung erregten den heftigsten Unwillen, selbst bei den Polen. Um der Schreckensherrschaft im Finstern entgegen zu treten, schuf man jetzt von Seiten der russischen Regierung ein neues Amt, die Stelle des Generalpolizeimeisters, die man dem ebenso umsichtigen wie energischen und kühnen General Trepow*) anvertraute. Sofort wurde auch gegen diesen ein Attentat geplant und ausgeführt, welches jedoch gänzlich mißlang.

Inzwischen war das Bandenwesen immer mehr in Abnahme begriffen. Nur in den Wäldern und Gebirgen des südlichen Königreichs trieben sich noch einige Ueberreste von versprengten Abtheilungen aufständischer Truppen umher. Den letzten Versuch eines bewaffneten Widerstandes in größerem Maßstabe machte der Bandengeneral, welcher als solcher den Namen Bósak führte. Die Geschichte der Familie, welcher derselbe angehörte, und speciell sein eigener Lebenslauf sind zu interessant, als daß

Oberpolizeimeister an der Spitze der städtischen Polizeiverwaltung von St. Petersburg.

*) Derselbe war ein Findelkind von deutscher Abkunft und wurde auf der Hoftreppe des Herrn v. Meyendorf in St. Petersburg gefunden, von dem er erzogen wurde und seinen Namen erhielt, der eigentlich Trepphof lautete. Als Oberpolizeimeister von St. Petersburg ist er später in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

ich sie nicht dem Leser in einigen Zügen wiedergeben sollte. Die Phantasie des Dichters kann die wechselvollen Erlebnisse eines Romans nicht düsterer und spannender gestalten, als es hier die Wirklichkeit gethan hat. Das Blut der angestammten Nationalität erscheint in Bósak als ein Fluch, welcher mit unerbittlicher Hand den Menschen seinem traurigen Geschick entgegentreibt. Uebrigens legen die nahen Beziehungen jenes Bandenführers zu einem edlen deutschen Fürstenhause mir eine gewisse Reserve auf, welche der Leser gerechtfertigt finden wird.

In Polen verfuhr auch die revolutionäre Regierung der Jahre 1830 und 1831 auf das Grausamste gegen ihre Gegner. Die Anhänger Russlands in den obersten Schichten der Gesellschaft wurden unerbittlich durch Schwert und Strang vertilgt. Dies Geschick traf auch den Grafen Moriz von Hauke, General der Artillerie, Kriegsminister und Wojewode des Königreichs. Er wurde von der aufrührerischen Gewalt zum Tode verurtheilt und in Warschau auf offenem Markte gehenkt. Die revolutionären Machthaber schreckten im Uebermaß ihres Hasses nicht davor zurück, diese Hinrichtung zu einem Akt unerhörter Grausamkeit zu gestalten. Die beiden Kinder des Delinquenten, der Knabe Joseph und das Mägdlein Julie, etwa 8 und 6 Jahre alt, mußten während der Dauer der Execution unter dem Galgen stehen, an dem ihr Vater zu Tode gebracht wurde. Welches menschliche Gemüth wäre von der grauenhaften Mißhandlung dieser armen, mitleidswürdigen Kinder nicht tief erschüttert worden?

Dem Kaiser Nikolái ging ihr Geschick sehr nahe; die Zukunft der beiden Waisen war ihm Herzenssache. Er betrachtete sich als ihren Adoptivvater und ließ sie unter seinen Augen erziehen. Gräfin Julie erhielt ihre Ausbildung in dem vornehmsten Stift St. Petersburgs und wurde Hoffräulein der Kaiserin. Graf Joseph wurde, wie sich das damals von selbst verstand, für die militärische Laufbahn bestimmt, in einem der

St. Petersburger Cadettencorps erzogen und im Jahre 1851 zum Offizier im Gardehusarenregiment ernannt.

Am kaiserlichen Hofe zu St. Petersburg lebte damals ein junger deutscher Prinz, der zu der Familie des Zaren in nahem, verwandtschaftlichem Verhältnisse stand. Ein Herzensbündniß zwischen ihm und dem schönen Hoffräulein, Gräfin Julie von Hauke, wurde am 28. Oktober 1851 in der Kirche des Winterpalais durch eine Trauung im Stillen sanctionirt und das junge Paar verließ Rußland, um von jener Zeit an, in einem idyllischen Winkel Deutschlands, in glücklichster, von Kindern gesegneter Ehe zu leben.

Zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Offizier quittirte Graf Joseph von Hauke den Dienst und lebte von 1855 bis 1857 in Paris, wo er fast nur in den Kreisen der polnischen Emigration verkehrte. Durch den Einfluß und auf Verwendung der Schwester wurde er dann abermals in den russischen Militärdienst aufgenommen und sogar zum Adjutanten des Kriegsministers ernannt. Ehe man sich's versah, hatten ihn seine polnischen Sympathieen wieder nach Paris gelockt und nur dem energischen Eingreifen von Verwandten und Freunden war es zu danken, daß Graf Hauke sich entschloß, in die Kaukasusarmee unter dem Fürsten Barjátinski einzutreten. Mit hervorragender Bravour betheiligte er sich an verschiedenen Gefechten, erhielt mancherlei hohe Auszeichnungen, unter anderm den goldenen Säbel für Tapferkeit, und war 1862 Oberst. Bald darauf finden wir ihn wieder in St. Petersburg, wo er hauptsächlich in polnischen Kreisen verkehrte. Hier war es, wo der Entschluß in ihm reifte, sich rückhaltslos der Sache des polnischen Aufstandes zu widmen, der ihm den Vater über seinem Haupte am Galgen gemordet hatte. Über Warschau begab er sich nach Paris und ging bald auf den Vorschlag des Fürsten Czartoriski ein, den Oberbefehl über die Streitkräfte im Königreich Polen zu übernehmen. Mit den betreffenden

Vollmachten versehen, erschien er Anfangs Oktober 1863 unter dem Namen Bósak im Gouvernement Radom und vereinigte die umherschweifenden zerstreuten Banden. Sein Widerstand dauerte nur kurze Zeit. Mehrfach wurde er aufs Haupt geschlagen, zuletzt am 9. Februar 1864. Der bewaffnete Aufstand war zu Ende. Was flüchten konnte, flüchtete. Bósak begab sich wieder nach Paris, trat beim Ausbruch des großen deutsch-französischen Kampfes in französische Kriegsdienste und fand im Januar 1871 in einem der Gefechte bei Dijon seinen Tod.

Auch die Tage der Volksregierung waren gezählt. Im März 1864 wurden die Häupter und Mitglieder derselben ausfindig gemacht und gefangen genommen. Am 5. August wurde der Urtheilsspruch des Gerichts, Tod durch den Strang, in der Alexander-Citadelle der polnischen Hauptstadt an ihnen vollstreckt. Warschau hatte jetzt nur noch eine Regierung, die russische, wenn sich auch die letzten Zuckungen des Aufstandes bis in das Jahr 1865 hinein bemerkbar machten.

Als im Herbst 1863 die aufrührerischen Banden vernichtet und die freilich noch immer unbekannte Volksregierung lahmgelegt war, als die in frevelhafter Weise provocirte und zu grausamer Strenge gezwungene russische Regierung im Königreich die Ruhe eines Gräberfeldes hergestellt hatte, — da wohnte in dem liebevollen, väterlichen Herzen Alexanders II. kein anderer Gedanke, als das Land wieder aufathmen, aufleben, wieder aufblühen zu lassen. Das Königreich sollte reorganisirt, Institutionen hervorgerufen werden, welche nicht allein für die Zukunft Ruhe und Frieden gewährleisteten, sondern auch des Volkes Wohlstand, seine Bildung, sein häusliches und öffentliches Leben heben, bessern, reifen lassen würden. Er wollte seinen polnischen Unterthanen nichts vorenthalten, was er den russischen Landeskindern zu ihrem Heil und Gedeihen gewährt hatte und noch gewähren wollte. Der Zar sah sich nach einem Manne um,

der seine Absichten in Polen zu verwirklichen, seine Ideen in's Leben zu rufen, willig, fähig und kräftig genug wäre, und seine Wahl fiel auf Nikolái Alexéjewitsch Miljútin.

Nikolái Miljútin war der jüngere Bruder des noch lebenden Mitgliedes des Reichsraths, Grafen Dmitri Alexéjewitsch, welcher zwanzig Jahre Kriegsminister war, im März 1893 sein sechzigjähriges Dienstjubiläum feierte und dem die russische Armee unserer Tage außerordentlich viel zu danken hat. Der Name Nikolái's ist auf das Engste verknüpft mit der Abfassung der jetzigen Städteordnung, mit der Umgestaltung des Kreditwesens, der Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der Einführung der Provinzial-Institutionen, mit der Organisation der agrarischen Verhältnisse der Bauern in Westrussland, vorzugsweise aber mit der fundamentalen Umgestaltung des ganzen bürgerlichen Lebens im Königreich Polen. Er war einer der größten und bedeutendsten Staatsmänner Russlands und sein Andenken muß jedem Russen für alle Zeiten theuer sein, der ein Herz hat für den Fortschritt und die Entwickelung seines Vaterlandes. Da beide Brüder von ehrlich demokratischer Gesinnung in der edelsten Bedeutung des Wortes waren, und vielleicht anknüpfend an die Thatsache, daß eine Reihe von Kleinverkaufs-Magazinen am Newski-Prospekt zu St. Petersburg nach dem Hause, in welchem sie sich befinden, die „Miljútin-Buden" genannt werden, haben ihre aristokratischen Gegner das alberne und an sich für Russland bedeutungslose Gerücht erfunden und verbreitet, die Miljútins seien nicht von adliger Abkunft, sie wären aus einer reich gewordenen Krämerfamilie hervorgegangen. Thatsache ist, daß das Geschlecht ursprünglich dem serbischen Adel angehörte und ein Miljútin von Peter dem Großen nach Lyon geschickt wurde, um dort die Fabrikation der Seide zu studiren und dieselbe nach Russland zu verpflanzen. Aus dieser Quelle stammt der frühere Reichthum der Familie, der vor Zeiten sehr ansehnlich gewesen sein muß.

Nikolái Alexéjewitsch wurde am 6. Juni 1818 geboren und in der sogenannten adligen Pension bei der Moskauer Universität erzogen. Es ist merkwürdig, wie gering und dürftig die Quellen sind, die uns über das Leben und Wirken dieses genialen Mannes Auskunft geben. Von seiner Jugend wissen wir so viel wie nichts; über sein staatsmännisches Wirken besitzen wir nur eine einzige Schrift von Werth: eine Reihe von Abhandlungen in der »Revue des deux mondes« von Anatole Leroy-Beaulieu. Die Arbeit dieses französischen Schriftstellers hat doppelte Bedeutung. Zunächst bringt sie eine beträchtliche Anzahl von Briefen an und von Miljútin, die den unbestreitbaren Werth historischer Dokumente haben; sodann ist der Verfasser, wie er in seinem großen Werke über Russland zur Genüge dargethan hat, ein vortrefflicher Kenner des Zarenreichs und wenn auch kein vorurtheilsfreier, doch immerhin ein sehr gebildeter und gescheuter Kopf. Seine Essays über Nikolái Miljútin, sechs an der Zahl, sind in den Jahrgängen 1880 und 1881 der genannten Zeitschrift veröffentlicht, stehen in unmittelbarem Zusammenhange, umfassen etwa 200 Seiten und bilden demnach für sich ein stattliches Schriftwerk. Sie beruhen auf der Correspondenz Miljútins und handschriftlichen Mittheilungen, welche die Familie nach dem Tode des Staatsmannes dem Autor übergab. Dabei ist nur zu bedauern, daß für die letzten Jahre der Wirksamkeit Miljútins das Material offenbar zu dürftig wurde oder dem Verfasser ganz ausging. Denn über die Thätigkeit des großen Staatsmannes, welche seine Lebenskraft erschöpfte und der Katastrophe unmittelbar vorausging, eine Thätigkeit, welche hochwichtige Reformen für das Königreich Polen begreift, findet sich bei Leroy-Beaulieu so gut wie nichts. Glücklicherweise bin ich im Stande, auch über diese letzten Arbeiten Miljútins für jenes unglückliche Land, an denen äußerlich mitzuarbeiten mir vergönnt war, hinreichende Auskunft zu geben.

In Bezug auf die Briefe des russischen Staatsmannes und seiner politischen Freunde, von denen wir in der »Revue des deux mondes« eine so bedeutende Anzahl vorfinden, möchte ich eines interessanten Umstandes hier beiläufig gedenken. Es ist mir sehr wol bekannt, daß die Gesandten und Botschafter fremder Staaten in St. Petersburg ihre politischen Depeschen gern zuverlässigen Freunden und Bekannten anvertrauen, um die Reichspost zu umgehen und dieselben sicher und intact über die Grenze zu befördern. Merkwürdiger Weise wird auch von Miljútin und den ihm Nahestehenden diese Beförderungsart ihrer Correspondenz sowol zwischen dem Auslande und Rußland, als innerhalb des Zarenreiches der Postsendung vorgezogen. Sapienti sat!

Beim Heranwachsen Miljútins fand sich das elterliche Vermögen ruinirt; doch hatte er angesehene Verwandte und war es für seine Zukunft wünschenswerth, ihn mit deren Unterstützung baldmöglichst im Staatsdienst unterzubringen. So begann er denn, 17 Jahre alt, seine staatsmännische Laufbahn im Ministerium des Innern und durchlief die unteren Rangklassen mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Im Jahre 1847 war die Leistungsfähigkeit des Neunundzwanzigjährigen bereits so vortheilhaft bekannt, daß er unter dem Grafen Perówski zum Mitglied des geheimen Comités für die Aufhebung der Leibeigenschaft ernannt wurde; unter Lanskói wurde ihm die hohe Stellung eines Ministergehülfen übertragen.

Während Miljútin sein schnelles Avancement zwei Eigenschaften verdankte, die ihn vor allen Anderen auszeichneten, dem Geist der Initiative und der Festigkeit seines Charakters, bewegten in hervorragender Weise zwei Motoren sein staatsmännisches Bewußtsein: die Liebe zum Volke und der Haß gegen die Privilegien. Seine Lebensarbeit sah er in dem Kampfe gegen die Vorrechte der Geburt, des Ranges, des Vermögens und in der Befreiung der allzulange unterdrückten

Masse des Volkes. In der Hebung desselben fand er die geheime Mission seines Daseins.

So wurde er durch die Richtung seines Geistes in dem großen Werke der Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft eines der bedeutendsten und thätigsten Elemente. Hier trat er zu jeder Zeit für den Landmann, für die Gründung und Befestigung seines Wohlstandes ein, und faßte erst in letzter Linie die Verluste ins Auge, welche die adligen Gutsbesitzer bei der Organisation des Bauerneigenthums erleiden mußten. Daß ihm die Grundprinzipien seiner Wirksamkeit, die er im Comité erfolgreich vertrat, eine beträchtliche Anzahl vielvermögender Feinde schufen, lag in der Natur der Verhältnisse. Der liberal gesinnte Großfürst Konstantin bekannte sich rückhaltslos bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu den Anschauungen Miljútins und trat auf seine Seite. Die Großfürstin Helena Páwlowna, Wittwe des Großfürsten Michail und Tante des Kaisers Alexander II., eine geborene württembergische Prinzessin, die gebildetste und geistvollste Dame am russischen Hofe, welche bei dem Werke der Bauernemancipation eine unermüdliche und von bestem Erfolg begleitete Thätigkeit entfaltete, war von hoher Achtung für Nikolái Alexéjewitsch erfüllt und bekundete diese Gesinnung dem Monarchen gegenüber nicht selten. In den Augen des Kaisers galt Miljútin, bei aller Anerkennung seiner vorzüglichen Gaben, als ein revolutionärer Kopf und wurde von ihm, wenn er humoristisch aufgelegt war, scherzweise „der Rothe" genannt.

Bei seiner Thätigkeit im Befreiungscomité wurde Miljútin von zwei gleichgesinnten Freunden und Altersgenossen auf das Energischste unterstützt, von Júri Fédorowitsch Ssamárin und Fürst Wladimir Alexandrowitsch Tscherkásski. Beide theilten die staatsrechtlichen Anschauungen Miljútins in ihrer ganzen Ausdehnung. Während der erste unter seinen Stammesgenossen im eigentlichen Rußland ein Volkstribun im besten Sinne war,

hatte er sich durch seinen Haß gegen alle Privilegien verleiten lassen, den Ostseeprovinzen gegenüber die bekannte traurige Rolle zu spielen.

Das schwierige Werk der Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft und der daraus nothwendig folgenden Organisation der agrarischen Verhältnisse war zum Gesetz geworden. Den Mitgliedern des Comités wurde kundgegeben, daß sie für ihre lange und mühevolle Arbeit durch Verleihung von Ordensdecorationen geehrt werden sollten. Miljútin und seine beiden Freunde lehnten diese Auszeichnung ab und der erstere antwortete: „an einem solchen Werke, wie die Befreiung der Bauern, theilgenommen zu haben, sei Belohnung genug für das ganze Leben". Die drei Männer wurden gegen ihren Willen decorirt, aber Ssamárin schickte den Orden zurück. Der grundbesitzende Adel scheute sich nicht, seiner Unzufriedenheit in lebhaftester Weise Luft zu machen. Die Regierung fand es angemessen, etwas zu thun, um diese vielvermögende Schicht der Nation zu versöhnen, und da letztere in Miljútin ihren Hauptfeind und Schädiger erblickte, so nahm man keinen Anstand, ihn zu opfern und, des Decorums wegen, den Minister mit ihm fallen zu lassen. Der letztere, Lanskói, war eine harmlose, in keinerlei Weise hervorragende Persönlichkeit. An seinem Rücktritt war nichts gelegen. Nikolái Alexéjewitsch aber hatte gehofft, sein Nachfolger zu werden und als Minister des Innern das Ideal seines Lebens, die vernünftige Organisation des russischen Bauernstandes, verwirklichen zu dürfen. So wurde er, dem Adel zu Gefallen, zur Unthätigkeit verurtheilt und bei Seite geschoben, bis die vom polnischen Aufstand her drohende dringende Gefahr ihn zu einer ebenso schwierigen wie undankbaren Aufgabe zurückrief. Im April 1861 wurden Lanskói und Miljútin ihrer Aemter enthoben, der letztere zum Senator ernannt und wegen seiner thatsächlich leidenden Gesundheit in's Ausland beurlaubt. Den Winter von 1861 auf

1862 brachte der kaltgestellte Volksfreund in Italien und Frankreich zu.

Bei Veröffentlichung der Correspondenz Miljútins durch Leroy-Beaulieu in der »Revue des deux mondes« wurden die Unterschriften der meisten Briefe nur durch einen Buchstaben angedeutet, doch wird es dem Sachkundigen nicht schwer, die Verfasser der Mehrzahl zu erkennen. So finden wir unter denselben auch verschiedene Schreiben des Staatssekretärs Golownín, späteren Ministers der Volksaufklärung, dessen Persönlichkeit ich in dem dritten Kapitel eingehend geschildert habe. Auch seine Briefe an Miljútin charakterisiren ihn als hervorragenden Staatsmann und trefflichen Menschen. Alle sind erfüllt von hingebender Verehrung für Nikolái Alexéjewitsch, die durch keine persönlichen Velleitäten verkümmert oder beirrt wird. Unter diesen Briefen Golownins befindet sich einer vom 20. April 1862, welcher die Mittheilung enthält, der Kaiser wolle Miljútin zum Chef der Civilverwaltung im Königreich Polen ernennen, und den Freund auffordert, zurückzukehren und die Gnade des Monarchen über sich ergehen zu lassen.

Wir erkennen in der Absicht des Kaisers ein fast beispielloses Vertrauen in den Charakter und die Leistungsfähigkeit Miljútins. Nikolái Alexéjewitsch hielt das Anerbieten für eine von falschen Freunden ihm gelegte Falle, die ihn aus ihrem Wege beseitigen sollte. Er glaubte, daß in der ihm zugedachten Stellung weniger Ruhm als Haß und Schmach zu gewinnen wäre.

Die Großfürstin Helene Pávlowna und der Großfürst Konstantin Nikolájewitsch bestärkten und unterstützten Miljútin in seiner Ablehnung. Trotzdem kehrte er, dem Rufe des Kaisers gehorchend, nach St. Petersburg zurück. Aber die Reise von Paris bis zur nordischen Residenz erforderte damals noch so viel Zeit, daß inzwischen ein Wechsel der Anschauungen an höchster Stelle recht wol eintreten konnte. Als Miljútin in St. Petersburg anlangte, waren die Ansichten des Großfürsten

inzwischen zur Geltung gelangt, Markgraf Wjélopólski wurde für das Amt ernannt, das man Miljútin zugedacht hatte; er selbst konnte in's Ausland zurückkehren.

Im Jahre 1863 wurde dem Staatsmann auf Reisen von Seiten Golownins ein neues Anerbieten gemacht. Die Direktion der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, eine Stellung von Rang und Ansehen, die an die Arbeitskraft ihres Inhabers nur geringe Ansprüche macht, wurde ihm angetragen. Wir gehen schwerlich irre, wenn wir diese Berufung, die Miljútin wegen mangelnder Fachkenntnisse bescheiden ablehnte, der Freundschaft Golownins zuschreiben. Inzwischen war die polnische Revolution ausgebrochen. Dem russischen Würdenträger wurde es unheimlich jenseits der Grenze; überall traf er auf Mißtrauen und Feindseligkeit gegen die Regierung seines Landes.

Wie ich bereits in früheren Abschnitten berichtet, erhob um diese Zeit in Rußland die sogenannte nationale Partei ihr Haupt. Die Sápadniki, die Anhänger westeuropäischer Institutionen, an deren Spitze Großfürst Konstantin mit seinen Freunden und Anhängern stand, mußten ihr das Feld räumen. Als die Mission des Großfürsten und Wjélopólski's in Warschau scheiterte, war ihre völlige Niederlage besiegelt. Im Sommer 1863 trat Miljútin die Heimreise nach Rußland an. Am 25. August traf er in St. Petersburg ein und erfuhr an demselben Tage die Rückberufung des Großfürsten von seinem Posten als Vicekönig. Miljútin war zur Organisation der Angelegenheiten des Königreichs ausersehen und der Kaiser hatte schon öfters ungeduldig nach ihm gefragt.

Am 31. August hatte Nikolái Alexéjewitsch beim Kaiser eine Audienz von zwei Stunden, in welcher der Monarch und sein neuer Rathgeber über die Lage des polnischen Gebiets sich auf das Gründlichste aussprachen und schließlich eine Übereinstimmung fanden. Man erkannte jetzt in Rußland, daß die Polen keineswegs die Absicht hätten, sich in ihren Forderungen

mit einer freien Verfassung zu begnügen, welche der russische Zar dem Königreich eventuell bewilligt haben würde; sondern daß sie das letztere nur als Operationsbasis betrachteten, um die westlichen Provinzen von Rußland loszureißen und das alte Polen wieder herzustellen. Bei solchem Stand der Dinge konnten Zar und Volk die einzige Lösung der polnischen Frage nur in der Assimilation, d. h. Russification, Polens sehen, — und zwar in derselben Weise, wie Preußen die Germanisirung der Provinz Posen in Angriff genommen hatte und durchführte. Kaiser Alexander II. mußte seine angeborene Milde in unbeugsame Strenge verwandeln. Unmöglich konnte man revolutionirenden Unterthanen eine freie Verfassung bewilligen, die man den andern ergebenen und gehorsamen Staatsangehörigen vorenthielt, weil sie die Reife dazu noch nicht erlangt hatten. Das war des Kaisers, das war Miljútins Ansicht.

Was den Zaren zur Wahl Miljútins für die Reorganisation Polens bestimmt hatte, war dessen politischer Standpunkt als Freund des Volkes, als Demokrat, gegenüber dem durch und durch aristokratischen Polen. Von der polnischen Aristokratie war für die Befestigung der russischen Herrschaft, für eine Reorganisation des Landes nichts zu hoffen. Man wollte es nun mit dem Volke, mit den Bauern versuchen, und dazu war Miljútin ganz der Mann. So wurde der Kaiser, genau genommen, durch sein altes Vorurtheil gegen Nikolái Alexéjewitsch zur Wahl desselben bestimmt, — ein Beweis hoher politischer Klugheit.

Miljútin lehnte jeden Posten, jede bestimmte Ernennung ab. Er erbat und verlangte vom Zaren, in außerordentlicher und zeitweiliger Mission nach Polen geschickt zu werden, nur um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen und zu überlegen, was für ihre Ordnung geschehen könne. Zu Gehülfen durfte der Bevollmächtigte des Kaisers wählen, wen er wollte, auch außerhalb des Kreises der angestellten Beamten.

Als der Zar von Nikolái Alexéjewitsch den Namen Ssamárins hörte, schien er erstaunt zu sein.

Nachdem Miljútin, soviel ihm die allzu kurze Zeit gestattete, die Literatur der Polonica durchforscht hatte, reiste er im Anfang des Oktober 1863 in Begleitung Ssamárins, des Fürsten Tscherkássski und einiger anderer tüchtiger, begabter und gesinnungsvoller Beamten nach Polen ab. Was er hier einführen wollte, war nicht für das Königreich erdacht, nicht durch den Haß gegen Polen eingegeben. Es war im Großen und Ganzen dasselbe, was in Rußland bei der Aufhebung der Leibeigenschaft geschehen war, nach dem Prinzip: Verleihung von Grundeigenthum an die Bauern.

Nach Verlauf von beinahe zwei Monaten anstrengender Arbeit kehrte Miljútin am 26. November nach St. Petersburg zurück. Unterwegs conferirte er einige Stunden mit Murawjéw in Wilna. Der Kaiser war noch in der Krym und die drei Delegirten (Miljútin, Ssamárin und Tscherkássski) hielten ihre Projekte sorgfältig geheim, wodurch sie manchen wißbegierigen Freund verletzten.

Endlich kam der Kaiser an und Miljútin konnte ihm den Entwurf einer neuen agrarischen Gesetzgebung für Polen vorlegen. Der Zar nahm denselben günstig auf und ernannte ein besonderes Comité zu seiner Berathung. Den Vorsitz führte Fürst Paul Gagárin; Mitglieder waren Graf Pánin, Tschewkin, Selenoi, Walújew, von Reutern, Plotónow, Arzemówitsch, Fürst Tscherkássski, Ssamárin und Miljútin. Noch vor dem Beginn der Berathungen hatte der Kaiser Miljútin zum Staatssekretär ernannt.

Es handelte sich, wie gesagt, in Polen nicht mehr um die Ertheilung politischer Rechte, sondern um eine ökonomische Wiedergeburt, enthalten in den Agrargesetzen, die jenem Comité zur Begutachtung vorgelegt waren. Sie wurden in ihrer ganzen Ausdehnung angenommen und vom Kaiser am Jahres-

tage seiner Thronbesteigung, den 19. Februar 1864, unterzeichnet.

Tscherkásski sollte das Hauptorgan ihrer Ein- und Durchführung werden und so wurde derselbe, der bisher der Beamtenhierarchie gar nicht angehört hatte, direkt zum Geheimenrath und Minister des Innern für das Königreich Polen ernannt. Miljútin begleitete ihn nach Warschau, um ihn dort zu installiren und ihm bei der Einführung der Agrargesetze behülflich zu sein. Dort fand man eigenthümliche Zustände. Es fehlte nicht allein an tüchtigen Beamten, sondern überhaupt an geeigneten Leuten für jeden Staats- und Privatdienst. Der Staatssekretär konnte seine Untergebenen nicht einmal als Gäste bei sich sehen. Es fehlte an Tischzeug, Geschirr, Bestecken und dergl. Jefrém, der bei Nikolái Alexéjewitsch die Aemter des Lakaien, Kammerdieners, Ceremonien- und Haushofmeisters, Küchenvorstehers, Kellermeisters u. s. w. u. s. w. in sich vereinigte und dem er mit fröhlichem Gehorsam alle Sorge für die materiellen Erfordernisse des Lebens überließ, hatte ihm streng untersagt, mehr als vierzehn Personen einzuladen. Für eine größere Anzahl genügte die Hauseinrichtung nicht.

Um ein allgemeines Verständniß der Agrargesetze anzubahnen, hielt Miljútin seinen neuen Beamten öffentliche Vorträge über die neue Organisation. Einige Tage vor den russischen Ostern präludirte eine kirchliche Feier ihrer Einführung. Dann vereinigte der Staatssekretär die sechzig jungen Beamten, welche die Edikte in den Provinzen proklamiren und ihr Inslebentreten überwachen sollten, zu einem Abschiedsfrühstück (doróshni sáwtrak) in seiner höchst mangelhaft ausgestatteten Wohnung und entließ sie dann in ihre Mission. Gleichzeitig traf in St. Petersburg eine Deputation polnischer Bauern ein, welche dem Kaiser den heißesten Dank für die glückliche Gestaltung ihres Schicksals darbrachte. Sie wurde von dem Magistrat der Hauptstadt, in Gegenwart des sichtlich erfreuten

und bewegten Zaren, reich bewirthet, wobei russische Landleute aus der Umgegend St. Petersburgs die Honneurs machten.

Bei der Lösung seiner Aufgabe begegnete Fürst Tscherkásski überall Feindseligkeiten und Gegenoperationen. Miljútin konnte ihn, den in diesen Umtrieben noch unerfahrenen und ungeübten in Warschau nicht allein lassen. Auf seine dringende Bitte kam Ssamárin, um in das Organisationscomité einzutreten, blieb aber nur wenige Wochen bis zur Ankunft Ssolowjéws.

Man hat Miljútin vielfach und von den verschiedensten Seiten als Russificator und Vernichter Polens geschmäht und gescholten, während er keine andere Absicht hatte, als die unterdrückte Masse des Volks aufzuheben und auf die Füße zu stellen, gegenüber der unterdrückenden Oligarchie. Um ihn zu charakterisiren und zu rechtfertigen, will ich hier wenige Worte aus einem der Briefe mittheilen, die er in dieser Zeit an vertraute Persönlichkeiten richtete, Worte, die ihn in seiner edlen und über jeden Kwaß-Patriotismus hoch erhabenen Tendenz deutlich erkennen lassen. Jene Stelle lautet: „Einstweilen müssen wir mit Russen operiren wegen der anormalen Zustände des Landes und wegen der augenblicklichen Unfähigkeit der Polen, etwas zu organisiren, außer ihren blödsinnigen Traditionen. Diese Fähigkeit wird sich nicht früher zeigen, bis jedes Band, das sie mit jenen Traditionen verknüpft, zerrissen ist. Alsdann wird ein Acteur auf der Scene erscheinen, der bisher unbekannt war in der polnischen Geschichte, — das Volk."

Anfangs April 1864 kehrte Miljútin nach St. Petersburg zurück. Hier nahm er mit einer Anzahl von Gehülfen die gesetzgeberische Seite der Reorganisation Polens in Angriff und es erschienen eine Anzahl kaiserlicher Edikte, welche sämmtlich das Grundprinzip ihres Autors verwirklichten: Hebung des Bauernstandes und der niederen Geistlichkeit auf Kosten der reichen und mächtigen Aristokratie und der höheren geistlichen

Würdenträger. Miljútin wollte diese Reorganisationsedikte, welche in der That eine Kette demokratisch-administrativer Meisterwerke bilden, bei ihrem Erscheinen sofort den Augen der ganzen civilisirten Welt vorlegen. Zu diesem Zwecke mußten sie, neben dem russischen Text, gleichzeitig deutsch, französisch und theilweise auch englisch publicirt werden. Wegen der Übersetzung und Redaktion jener Staatsschriften in den genannten fremden Sprachen war Miljútin an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwiesen worden und man hatte ihm für das Französische und Englische sprachgewandte Beamte zur Verfügung gestellt. Für das Deutsche fand sich eigenthümlicher Weise keine geeignete Kraft im auswärtigen Amt. Da jedoch damals grade die volle Gunst jenes Ministeriums aus ihrer Mittagshöhe auf mich herniederstrahlte, verfiel man auf nichts Besseres, als mich dem Staatssekretär Miljútin für die deutsche Redaktion jener Dokumente zu empfehlen. Dieser Vorschlag wurde von dem Reorganisator Polens mit Bereitwilligkeit angenommen. Er war, wie wir bei Ssamárin und Tscherkásski gesehen, in der That der letzte, der ausschließlich in amtlichen Stellungen vorbereitete und geschulte Mitarbeiter für seine Wirksamkeit verlangte. So erhielt ich denn Gelegenheit, eine Reihe von Monaten hindurch mit diesem genialen Manne zu arbeiten und fast täglich mit ihm zu verkehren. Ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß es mir gestattete, in dieser Weise einen der begabtesten Staatsmänner des damaligen Zarenreichs in nächster Nähe kennen zu lernen und mich in den Stand zu setzen, ihn gegen die Schmähungen in Schutz zu nehmen, die er damals, wie noch heute, zu erdulden hatte.

Meine Thätigkeit für Miljútin wurde in verschiedener Weise in Anspruch genommen. Zunächst kam es darauf an, die Edikte über die Reorganisation Polens aus dem russischen Text in das geliebte Deutsch zu übertragen. Das hatte in der Regel, in Betreff der dazu gegebenen Frist, seine großen Schwierigkeiten.

Ich bekam die Dokumente, die bis zum Zeitpunkte ihrer Veröffentlichung als Staatsgeheimnisse betrachtet wurden, nicht früher in die Hand, als bis der letzte Feilstrich am russischen Originale geschehen war. Dann sollte aber ihr Erscheinen um keinen Augenblick verzögert werden und zwar sollte dasselbe in den verschiedenen angeführten Sprachen gleichzeitig geschehen. So mußten nicht selten Staatsschriften von fünfzig bis hundert Oktavseiten gewöhnlichen Druckes im Verlauf von 18 bis 24 Stunden übersetzt, redigirt, gefeilt und vollständig typographisch fertiggestellt werden. Natürlich konnte ich, neben meinen übrigen Beschäftigungen, diese Masse von Arbeit in der kurzen Zeit nicht allein bewältigen und nahm, mit Miljútins Erlaubniß, zwei der geschicktesten Uebersetzer meiner Redaction zu Gehülfen, mit denen vereint ich beim dampfenden Sfamowár die Nacht hindurch an der Arbeit saß, um am folgenden Morgen dem Staatssekretär das erste in deutscher Sprache gedruckte Exemplar des betreffenden Reorganisationsedikts vorlegen zu können. So mußten meine Gehülfen ebensogut wie ich selbst die Zeit nothwendiger Erholung der Arbeit für den Staat opfern. Aber Miljútin — im Gegensatz zum auswärtigen Amt*) — wußte sehr wohl, daß eine solche anstrengende und aufreibende Thätigkeit glänzend belohnt werden müsse und jede Summe, die ich für meine Mitarbeiter verlangte, wurde mir auf das Bereitwilligste zugestanden und auch meine eigene Thätigkeit auf das Liberalste honorirt.

Die letztere hatte aber noch eine andere, schwierigere Seite. Es galt, auf journalistischem Wege das Publikum des In- und Auslandes auf die bevorstehenden Edikte und ihre Leitmotive vorzubereiten und die bereits erschienenen ihm zu erklären und schwierige Stellen durch geeignete Interpretation verständlich zu machen. Hier also war es meine Aufgabe, journalistisch

*) Vgl. Kap. 5.

selbstschaffend zu arbeiten, wobei häufige Conferenzen mit dem Staatssekretär zu meiner Instruktion nothwendig waren. Bei diesen Besuchen hatte ich denn Gelegenheit in Fülle, die ganze Liebenswürdigkeit, Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit des Charakters Nikolái Miljútins kennen zu lernen. Bei unserer ersten Zusammenkunft bedauerte er, der deutschen Sprache nicht soweit mächtig zu sein, um sich mit mir in derselben unterhalten zu können. Deutsche Bücher las er mit Geläufigkeit. Ich selbst war im Russischen nicht geübt genug, um diese Sprache als Verkehrsmittel mit ihm zu gebrauchen. So kamen wir denn überein, französisch mit einander zu reden, da uns beiden die Verständigung in dieser Sprache gleich bequem war. Beim Beginne unserer Bekanntschaft hatte er eines Tages sämmtliche Chefredakteure der russischen Residenzzeitungen zu sich kommen lassen, um ihnen das Wesentliche der neuen Regierungsmaßregeln als Grundlage für entsprechende Leitartikel mitzutheilen. Einige Stunden später wurde ich zu ihm gebeten und er machte mir dieselben Eröffnungen wie meinen russischen Collegen. Am folgenden Tage brachten sämmtliche Zeitungen St. Petersburgs an hervorragender Stelle ihre Artikel über die Reorganisation Polens. Als ich Miljútin wieder sah, trat er mir freundlich entgegen: „Es ist merkwürdig!" — sagte er — „ich habe mit den russischen Herren Redakteuren eine Stunde lang in ihrer und meiner Muttersprache gesprochen, und sie haben mich nicht verstanden. Mit Ihnen sprach ich zehn Minuten in einer Sprache, welche uns beiden eine fremde ist, und Sie haben mich sogleich und vollkommen begriffen! Voilà ce que c'est du talent!"

Der Leser wird mir um so eher die Wiedergabe dieser schmeichelhaften Anerkennung des großen Staatsmannes verzeihen, als ich ihrer ganz besonders aus dem Grunde gedenke, weil Miljútin in den deutschen Kreisen der Residenz und in den baltischen Provinzen wegen seines Hasses gegen die Deutschen verschrieen war. Damit hatte es aber dieselbe Bewandtniß,

wie mit so manchen Schmähungen und Verlästerungen, die ihre Entstehung dem Parteihasse verdanken. Als ich in späterer Zeit in einem genügend vertrauten Verhältnisse zu ihm stand, um ihn fragen zu können, wie er in den Ruf gekommen, die Deutschen zu hassen, da ich selbst nur das Gegentheil an ihm zu erfahren Gelegenheit gehabt hätte, antwortete er: „Wie kann man von mir glauben, daß ich eine Nation zu hassen im Stande wäre, welche geistig so ungemein hoch steht wie die deutsche. Ich achte, ich schätze sie, denke aber, daß Russland von den Russen regiert und verwaltet werden sollte, nicht von den Deutschen. La Russie pour les Russes! Voilà tout!" Und diesen Standpunkt konnte man ihm, als russischen Patrioten, wahrlich nicht verdenken.

Im persönlichen Verkehr war Miljútin von einer Liebenswürdigkeit, wie man sie bei den höchsten Staatsbeamten — ich kann es dreist behaupten — nur in Russland und auch da noch selten genug findet. Als ich nach den ersten Besuchen mich eines Morgens bei ihm befand, — er hatte bis dahin während meiner Anwesenheit, wie ich merken konnte, die brennende Cigarre fortgelegt, — frug er: „Sie rauchen?" Ich bejahte. „Dann lassen sie uns bei der Cigarre weiter plaudern." Und er coupirte eine vorzügliche Havannah, die er mir mit dem brennenden Lichte über den Riesenschreibtisch hinüberreichte, an dessen Rückseite sich der bequeme Lehnstuhl befand, den ich bei unsern Zusammenkünften einzunehmen pflegte. Jetzt zündete er sich gleichfalls eine Cigarre an und unsere Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Von jenem Tage an empfing er mich stets, nachdem mich der Kammerdiener angemeldet hatte, indem er mir die eben coupirte Cigarre überreichte. Es sind das Kleinigkeiten, die aber das Bild des Mannes vervollständigen.

In allen politischen Dingen schenkte mir Nikolái Alexéjewitsch bald das größte Vertrauen, und zwar nicht bloß in rückhaltsloser Mitteilung der Thatsachen, sondern noch mehr in der Art

und Weise, wie er in oft sehr verfänglichen Dingen meinen Rath begehrte. Eines Morgens hatte ich mich kaum bei ihm niedergelassen, als er mir lächelnd sagte: „Wir haben ihn, den Erzbischof von Warschau! Seine revolutionären Umtriebe sind aktenmäßig nachgewiesen. Was fangen wir mit ihm an; wozu rathen Sie?" „Excellenz", antwortete ich, „machen Sie keine religiösen Märtyrer! Interniren Sie ihn in einem Klima, so gut Sie es haben, und geben Sie ihm soviel Geld, als er zum größten materiellen Behagen verbrauchen kann. Aber nur keine Strafe, keinen erzbischöflichen Märtyrer." Zu meiner größten Genugthuung erfuhr ich einige Tage später, daß man für den Patriarchen von Polen — wenn ich nicht irre in Kursk — ein comfortables Heim gegründet hatte.

Es mag mir hier gestattet sein, die Reorganisation des Königreichs Polen, wie sie von Miljútin gedacht und geschaffen, von Kaiser Alexander II. bestätigt und von Miljútins Organen ausgeführt wurde, in kurzen Zügen zu schildern.

Nach der Zählung von 1859 hatte das Königreich 4333000 Einwohner. Wohl in keinem Lande der Welt war die Bevölkerung durch den starrsten Kastengeist in so viele und verschiedenartige Schichten zersetzt als dort. 5000 kleine mit absoluter Gewalt ausgestattete Tyrannen besaßen den größten Theil des Grundeigenthums und verfügten ohne Controle und gesetzliche Schranke über das Schicksal und die Arbeitskraft von 3270000 menschlichen Wesen, die ihrer Willkür vollkommen preisgegeben waren. Außerdem übten diese 5000 kleinen Selbstherrscher ein überliefertes Patronat über 250000 Klienten, die, selbst ohne Besitz, als eine Art Schmarotzerpflanzen vom Adel existirten und in knechtischer Abhängigkeit von ihm lebten. Dazu kamen noch etwa 4500 Geistliche, die, wenn sie auch nicht der unbeschränkten Willkür des Adels unterworfen waren, doch durch eine Menge weltlicher Vortheile zu gemeinschaftlichem Handeln und zur Erreichung gemeinschaftlicher Ziele mit ihm

verbunden waren. So beherrschten jene 5000 Souveräne eine Schar von 3000000 Sklaven und erhielten die übrige Bevölkerung theils in knechtischer, theils in ehrerbietiger Abhängigkeit.

Ein freier Bürgerstand existirte nicht. An dessen Stelle trat aus Polens Vergangenheit in die Gegenwart hinüber ein zahlreiches städtisches Proletariat, in materieller wie in moralischer Hinsicht im bejammernswerthesten Zustande.

In diesen günstigen Boden hatte die kosmopolitische revolutionäre Propaganda ihre Zünder geworfen.

Unter dem Einflusse einer verblendeten Emigration reichte der polnische Adel, eben jene 5000 kleinen Tyrannen der Propaganda die Hand, und obwohl viele bald den Abgrund erkannten, dem man sie rettungslos zuführte, hatten sie doch nicht Muth genug zum Widerstande. So brach der Aufstand aus.

Das ganze gesellschaftliche Leben Polens wurde jetzt bis in seine Grundtiefen erschüttert. Der revolutionäre Terrorismus herrschte unumschränkt. Der Mord wurde organisirt und zu einem selbständigen Gewerbe gemacht. Die Familienbande lösten sich auf. Die junge Generation, von zersetzenden Theorien infizirt, beherrschte die öffentliche Meinung. Die ältere unterwarf sich; zwischen beiden herrschte Groll und Erbitterung. Die katholische Kirche trat in ein enges Bündniß mit den extremsten Revolutionären. Durch ihre unumschränkte Gewalt über die Frauen beherrschte sie die Männer. Geistliche und Mönche predigten offen Widerstand und Gewaltthat gegen die Regierung und forderten Empörung und Mord als heilige Pflicht. Politische Landstreicher verfügten über jedes Eigenthum. Den Bauern wurde zur Belohnung für die Theilnahme an der Revolution, Land versprochen; den Gutsbesitzern unter Androhung des Todes verboten, Abgaben von den Bauern anzunehmen.

Solchen Zuständen gegenüber konnte von politischen Combinationen nicht die Rede sein, ganz abgesehen davon, daß alle

in früheren Zeiten versuchten staatlichen Umgestaltungen an dem polnischen Wankelmuth und Eigensinn gescheitert waren. Jetzt, seitdem die Weltrevolution und der Socialismus das Gebäude der polnischen Gesellschaft zertrümmert hatten, konnte man gegen diese Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung nur durch eine vernünftige Neugestaltung der Gesellschaft selbst ankämpfen. Nur durch eine rationelle, staatskluge und gerechte sociale Organisation konnte Polen aus dem Chaos, in welches die Revolution das Land verwandelt hatte, gerettet werden. Nach der Niederwerfung des Aufstandes blieb nichts anderes übrig als die sociale Reorganisation — und diese war es, welche Miljútin beabsichtigte und in die Hand genommen hatte.

Einer der schwersten inneren Schäden des Königreichs, dessen Heilung der weise Arzt vor allen anderen für nothwendig hielt, war die bisherige Lage des Bauernstandes. Seit Jahrhunderten schmachtete dieser in tiefster Erniedrigung. Von seinen Gebietern durfte er nichts hoffen. So war denn sein Blick von jeher erwartungsvoll auf die Regierung des Zaren gerichtet und auch in dem letzten Kampfe hatte er seine Treue gegen den Thron durch hunderte blutiger Opfer gebüßt. Ihn zunächst zu retten, forderte die Menschlichkeit, aber auch die Klugheit. Da alles Unheil zu jeder Zeit durch die höheren Stände über das Land gekommen war und dieselben sich auch in der letzten Katastrophe an allem Sinn für Wahrheit und Recht bankrott erwiesen hatten, mußte ein neues gesunderes Element gefunden werden, in welchem der Schwerpunkt der Volkskraft ruhen konnte. Dies war der Bauer.

Die Neugestaltung des Bauernstandes wurde durch vier Edikte vom 19. Februar 1864 angebahnt. Das erste enthält die Organisation im engeren Sinne, das zweite die Einrichtung der Landgemeinden, das dritte handelt über die Liquidationscommission und das vierte über die Art und Weise der Durchführung dieser neuen Bauernverordnungen. Sämmtliche vier

Edikte umfassen im Sonderabdruck den Raum von 83 Oktavseiten.

Durch diese kaiserlichen Erlasse wurde die Patrimonialgewalt der Gutsherren über die Bauern aufgehoben. Die letzteren, in autonomische Landgemeinden und Dorfschaften gegliedert, erhielten, jede Familie für sich, eine Parzelle Landes als Eigenthum und die Regierung übernahm die Entschädigung der Gutsbesitzer. Zugleich wurde ein sog. Organisations-Comité ernannt, welches die Durchführung aller dieser Reformen, so wie der ihnen später nachfolgenden zu überwachen hatte und von dem die speciellen, für die einzelnen Landestheile eingesetzten, Commissionen abhängig waren.

Bei diesem ersten, kühnen Schritte war sich die Regierung der Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, wol bewußt. Es war ihr bekannt, daß sich alle höheren Stände gegen sie verschwören und ihr offen und heimlich, durch Intriguen und Verleumdungen, durch passiven Widerstand und vielleicht auch mit offener Gewalt entgegentreten würden. Dennoch wagte sie diesen Schritt im Vertrauen auf ihre gute Sache und den gesunden Sinn der Massen. Und sie irrte sich nicht. Das ganze gemißhandelte polnische Volk fiel ihr zu.

Aber noch ein anderes tiefwurzelndes Übel mußte in Polen ausgerottet werden: Die Unwissenheit und Rohheit, welche nicht nur die Masse des niederen Volkes, sondern, wie die letzten Ereignisse gezeigt hatten, trotz des Glanzes einer geborgten Civilisation, auch die höheren Stände mit Schmach bedeckten. Diesem Krebsschaden traten fünf Edikte über die Organisation des öffentlichen Unterrichts im Königreich Polen entgegen, die zu Jugenheim (bei Darmstadt) am 30. Aug. (11. Septbr.) 1864 vom Kaiser unterzeichnet wurden. Nach einem Rescript des Zaren an den Statthalter im Königreich, welches die allgemeinen Gesichtspunkte enthält, folgt das erste Edikt über die Einrichtung der polnischen Elementarschulen. Das zweite befiehlt die Gründung

weiblicher Gymnasien und Progymnasien im Königreich. Das dritte enthält die Bestimmungen über das russische Gymnasium in Warschau. Das vierte ordnet die Errichtung einer deutschen, evangelisch-lutherischen, Schule in der polnischen Hauptstadt an. Das fünfte verfügt die Einsetzung der Unterrichtsdirektionen, welche dem Bildungswesen der einzelnen Landesgebiete vorstehen sollten. Die fünf Erlasse mit dem Reskript umfassen 52 Seiten Oktav.

Ein freisinniger Geist hatte bei der Entwerfung dieser Edikte, deren Nothwendigkeit der Kaiser selbst scharf betonte, den Vorsitz geführt. Durch sie wurde das polnische Volk in seiner nationalen Entwicklung in keiner Weise beschränkt. Der freie Gebrauch seiner Sprache, die freie Übung seines religiösen Bekenntnisses wurde ihm nicht um ein Haar breit verkümmert. Allerdings wurde der Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf die Erziehung des Volkes, der sich bis dahin so verderblich gezeigt hatte, in vernünftige Schranken verwiesen und keine Unterdrückung anderer Nationalitäten, wie sie früher in Polen an der Tagesordnung war, gestattet. Neben den polnischen Volksschulen und höheren Lehranstalten werden auch für die im Königreich lebenden Russen, Deutschen und Lithauer Schulen in's Leben gerufen. Ein besonderes Gewicht legen die Edikte auf die Erziehung der Frauen, welche vom Kaiser selbst als die beste Bürgschaft für eine gesunde Entwicklung kommender Geschlechter bezeichnet wird.

An demselben Tage unterschrieb Alexander II. noch einen andern Erlaß, welcher eine Milderung aller Strafbestimmungen und die Aufhebung der Körperstrafen anordnete. Diese humane Maßregel, welche die Regierung zu ergreifen nicht zögerte, als der Aufstand kaum noch beschwichtigt war, mußte zur Moralisirung der Massen wesentlich beitragen.

Am 27. Oktober (8. Novbr.) 1864 unterzeichnete der Kaiser in Zárskoje-Sseló das Edikt über die Reform der Klöster

im Königreich Polen und bestätigte gleichzeitig die Ergänzungsvorschriften für die Ausführung desselben.

Durch diese kaiserlichen Verordnungen werden sämmtliche Mönchs- und Nonnenklöster im Königreich aufgehoben, welche weniger als die von den kanonischen Regeln vorgeschriebene Anzahl von Insassen (acht) enthalten. Sodann wird die augenblickliche Schließung sämmtlicher Klöster verfügt, welche offenen und erwiesenen Antheil an dem Aufstande genommen hatten. Dabei wird der Fortbestand aller Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten, sowie aller Pfarrkirchen, die mit den aufgehobenen Klöstern verbunden waren, auf Kosten des Staates gesichert.

Sämmtliche Klöster, welche nicht sofort geschlossen wurden, unterschied man in etatmäßige und nichtetatmäßige, von denen die letzteren gleichfalls aufgehoben werden sollten, sobald die Zahl der thatsächlich in denselben wohnenden Mönche oder Nonnen unter die kanonische Acht herabgesunken wäre.

Alle Klöster werden der allgemeinen Diöcesanbehörde untergeordnet. Jede andere Verbindung derselben mit außerhalb des Landes residirenden Oberen (Ordensgeneralen u. dergl.) wird aufgehoben. Das Vermögen der sequestrirten Klöster wird zu Zwecken des Gottesdienstes und des Unterrichts verwandt.

Gleichzeitig wurde als drittes Aktenstück der Klosterreform ein Bericht veröffentlicht, welchen die auf kaiserlichen Befehl niedergesetzte „Specialcommission über die römisch-katholischen Klöster im Königreich Polen" erstattet hatte. In diesem Bericht wird die Theilnahme sowohl einzelner Mönche wie ganzer Brüderschaften an der Revolution aktenmäßig nachgewiesen. Diese Theilnahme, von politisch religiösen Demonstrationen, von Versammlungen Klostergeistlicher zur Ausbreitung des Aufstandes ausgehend, wurde bald zur Werbung für die Banden, zur Theilnahme am bewaffneten Aufstande, steigerte sich zur Bergung

von Anführern, Hängegensdarmen, Dolchmännern und von ganzen Banden, zur Vereidigung der Aufständischen, ihrer Henker und Truppen in den Kirchen und Zellen der Klöster, sowie zur Betheiligung der Mönche an der revolutionären Organisation und gipfelte endlich im offenbaren vorbedachten Morde. Dabei hatte die Commission sämmtliche Fälle — und deren waren nicht wenige — unberücksichtigt gelassen, welche nicht dokumentarisch erwiesen waren.

Von den 150 Mönchs- und 42 Nonnenklöstern, welche Polen vor dem Aufstande zählte, enthielten 71 Mönchs- und 4 Nonnenklöster nach dem Aufstande nicht mehr die vorgeschriebene Anzahl von Insassen. Von den Mönchsklöstern hatten 39 erwiesenen Antheil an der Revolution genommen, so daß bei der Ausführung des kaiserlichen Erlasses 110 Mönchs- und 4 Nonnenklöster geschlossen wurden und von den ersteren 45, von den letzteren 38 im Königreich übrig blieben.

Zu den genannten Staatsschriften, welche 27 Seiten Großquart umfassen, gesellte sich noch ein historisches Memoire über den „Kampf der Staatsgewalt mit dem Mönchsthum der römisch-katholischen Kirche" und ein erläuternder Bericht „über die Klosterreform im Königreich", welche zusammen 11 Seiten Großquart einnahmen und gleichfalls unter Miljútin's Augen entstanden.

Am Schlusse des Jahres 1864 wurde endlich eine eingehende Staatsschrift über den Gang der Bauernangelegenheit im Königreich Polen veröffentlicht, welche 20 Seiten Großquart umschließt, und die Einführung und Durchführung der Agrargesetze von Seiten des Organisationscomités und der ihm untergeordneten Commissionen bis in alle Einzelnheiten verfolgt. Hier wird die Stimmung der Bauernbevölkerung nach der Publikation der Edikte, sowie das Verhalten der Bauern während der Neugestaltung ihrer Lebensverhältnisse ausführlich geschildert. Die polnischen Bauern wählten die neuen Vorgesetzten aus ihrer

Mitte mit großer Einsicht und mit vollem Verständniß ihrer neuen Rechte. Diese Vorgesetzten benahmen sich mit Takt, Würde und Unparteilichkeit. Erschreckend groß war die Zahl der Bittschriften verschiedenen Inhalts, welche nach Publikation der Edikte den Commissionen von den Bauern übergeben wurden und meistentheils die Verletzung gewisser den Landleuten zustehenden Rechte betrafen. Sie erreichten die enorme Ziffer von 74,557 und baten größtentheils um Rückerstattung ihnen abgenommener oder widerrechtlich umgetauschter Landestheile oder auch um Restitution von Servituten, wie Weiderecht, Sammeln von Fallholz, Streu u. dergl. Die Commissionen, die vom Volke überall mit Freude, Jubel und Dank aufgenommen wurden, erzielten eine Fülle von Resultaten, deren Zahl ganz enorm erscheint, zumal da die Thätigkeit der Behörden, wie zu erwarten war, von den Gutsbesitzern beträchtlich erschwert wurde. Die schwierigste Aufgabe der Commissionen bestand in der Zügelung der häufig gerechtfertigten Erbitterung der Bauern gegen ihre Gutsherren.

So waren die Hauptwege für die Entwickelung des polnischen Volkes in materieller, intellektueller und moralischer Hinsicht gebahnt. Miljútin konnte befriedigt auf die große gethane Arbeit zurückschauen und mit neuem Muth neue Aufgaben in die Hand nehmen, wenn ihm nicht der fortdauernde Kampf gegen die Umtriebe offener und heimlicher Feinde das Leben und die höchste Freude des Lebens, die Arbeit, verbittert hätte.

Ehe ich von den letzten Tagen und Werken des großen Mannes rede, mag es mir vergönnt sein, einige von Miljútin an mich gerichtete Briefe mitzutheilen, welche sein Charakterbild vervollständigen dürften. Ich gebe sie hier im französischen Original, wie er sie geschrieben, weil sie durch Uebertragung viel von ihrer natürlichen Farbe und Frische einbüßen würden.

1.

$\frac{31 \text{ mars}}{12 \text{ avril}}$ 1865.

Monsieur,

En réponse à votre billet d'hier, je m'empresse de vous informer, que tous les bruits, qu'on a fait courir sur le changement du personnel russe à Varsovie, et notamment sur le remplacement du pr. Tscherkassky — sont *complètement* **faux!** On croit facilement à ce que l'on désire: c'est la principale raison, à ce qu'il paraît, de l'extrême crédulité de certains journaux étrangers au sujet des affaires polonaises. Aujourd'hui, comme l'année dernière, le gouvernement est fermement décidé à pousser, *avec vigueur*, mais *sans brusqueries inutiles*, la réorganisation *sociale* du Royaume. En parlant le plus souvent que vous pourrez dans ce sens Vous contribuerez à éclairer le public et à dévoiler les tripotages d'un certain parti, qui tient à raviver les passions *politiques* en Pologne. Mais en infligeant à chaque nouveau mensonge un démenti catégorique, il est essentiel, de ne pas lui donner le caractère d'une réponse *officielle* ou *officieuse*, car toutes ces nouvelles mensongères me font l'effet de n'être que des *provocations* à l'adresse du gouvernement.

Mille compliments empressés

N. Milutine.

2.

Vendredi.

Permettez-moi d'attirer votre attention *d'abord* sur deux articles de la »Kreuz-Zeitung« (N°. 264 et 284), concernant l'affaire des paysans en Pologne, et *ensuite* sur le compte-rendu officiel, publié dans les quatre derniers numéros de

»l'Invalide«. Il me semble, qu'une traduction exacte du compte-rendu pourrait intéresser le public allemand. On y puiserait des faits et des chiffres, qui réduiraient à leur juste valeur les calomnies de la »*Gazette de la Croix*« qui, en s'inspirant à d'autres sources, ne fait *au fond* que répéter les arguments du »*Czas*« et du »*Dziennik Posnanski*«. Il serait curieux de confronter ces journaux, en montrant la touchante harmonie, qui existe entre les organs des aristocraties polonaise et allemande. Bref, je vous serais bien reconnaissant, si vous vouliez, dans un article *spécial,* relever la *nouvelle* attitude de la gazette prussienne dans la question des paysans. Son article, d'ailleurs, est tellement *illogique* et *contradictoire* (p. ex. dans l'étrange défense de la noblesse polonaise), qu'il ne vous sera pas difficile de démontrer l'ineptie de ce journal. Tout ce qu'il dit sur la dotation de *tous* les journaliers et valets de ferme est d'une exagération évidente. Sur 1 300 000 paysans qui n'entrent pas dans la catégorie des fermiers (krest'jáne bessemél'nyje), il y en a à peine 20 m. qu'on a dotés jusqu'à présent de terrains, dont ils jouissaient déjà *de fait.* Vous trouverez les chiffres exactes dans le compte-rendu. Je pourrai vous communiquer d'autres détails, si vous voulez bien me faire l'honneur de passer chez moi Samedi soir ou l'un de ces matins, entre 1 et 3 heures.

Dans tous les cas, la réfutation de la »Gazette de la Croix« ne devrait pas, à mon avis, être mêlée avec les articles de fond, que vous pourrez juger nécessaire d'insérer dans votre journal à propos du compte-rendu officiel.

Avez-vous remarqué l'escamotage du »Moniteur« et de toute la presse française au sujet de la réforme des couvents? J'espère, qu'on relèvera cette nouvelle intrigue franco-

polonaise dans »l'Invalide« et dans le »Journal (français) de St. Pétersbourg«.

Mille compliments sincères.

N. Milutine.

3.

Monsieur,

Je vous demande pardon de ne pas vous avoir répondu jusqu'à présent. L'article de »l'Invalide«, concernant l'attaque de la »Kreuz-Zeitung« n'a paru qu'hier. Vous y trouverez une réfutation un peu pâle (il est vrai), mais s'appuyant sur des faits incontestables. Il serait désirable, que votre honoré journal revienne à la charge d'une manière plus vigoureuse. *Je suis autorisé spécialement* à relever les faussetés et les perfidies de la »K.-Z.« et je me fais un devoir de vous y engager tout particulièrement.

Ce qu'il y a de remarquable dans les deux articles de la »K.-Z.«, surtout dans celui du N°. 292, c'est le soin, que prend l'auteur, de séparer la *législation* de *l'exécution.* Il glorifie *l'oukase* et en même temps *toutes les critiques* ne portent que sur *le sens et la lettre* de ce même oukase. En parlant de *l'exécution,* il fait des allusions très transparentes et toutes *personnelles,* il dénonce au gouvernement russe l'infidélité présumée de ses agents, en un mot, il fait une dénonciation en forme (donoss). Le publiciste se transforme insensiblement en *mouchard.* C'est très caractéristique.

Vous pouvez affirmer catégoriquement qu'excepté l'oukase du 19 février il n'y a d'instructions que celles qui ont été délibérées, discutées et arrêtées par l'utschreditelni komitét, c. à. d. par une institution *collégiale,* présidée par le Namiestnik et composée de 7 à 8 membres. Toutes ces instructions sont portées à la connaissanee Suprême; toutes sont imprimées en forme de circulaire à l'usage

des 133 commissaires, et celles qui déterminent les droits et les obligations des propriétaires et des paysans sont publiées par les journaux. En dehors de cela il n'y a aucune instruction secrète, dénoncée par la »K.-Z.«.

Quant au fond de la question, vous trouverez tous les renseignements nécessaires dans l'Ottschét et dans l'article d'hier de »l'Invalide«.

J'attends avec impatience la traduction de l'Ottschét, dont je vous prie de faire tirer 300 exemplaires séparés.

Mille compliments sincères

N. Milutine.

L'hypocrisie jésuitique de la »K.-Z.« reçoit sa récompense. Le »Czas« l'approuve complètement en disant, que la »K.-Z.« ne fait que répéter ses raisonnements et prend son point de vue.

4.

Monsieur,

Vos nouvelles publications m'ont fait le plus grand plaisir. Je vous remercie surtout d'avoir dévoilé les tripotages de la »K.-Z.«.

Sur les 600 exemplaires du Compte-rendu, veuillez en faire remettre 200 au Secrétariat d'État du R. d. P., pour être expédiés a Varsovie (au Utschreditel'ni komitét), 2 à 300 aux libraires de St. Pétersbourg et de l'étranger, — et le reste chez moi.

Je profite de l'occasion, pour vous remettre quelques documents, qui pourront vous intéresser.

Mille compliments empressés.

N. Milutine.

Es handelt sich, wie man sieht, in diesen Briefen hauptsächlich um perfide Angriffe der „Kreuzzeitung", die scheinbar

gegen die ausführenden Beamten in Polen gerichtet, in der That die kaiserlichen Edikte selbst und ihre Urheber treffen sollten. Es war damals noch die Zeit, wo das Organ der preußischen Ultra-Conservativen vor der russischen Regierung schweifwedelte. Diesen Umstand abgerechnet, erkennt man aus der ganzen Art des Angriffs und seiner Mittel, daß die „Kreuzzeitung" unserer Tage in dem verflossenen Menschenalter nichts gelernt und nichts vergessen hat. Es kam ihr damals nur darauf an, die polnischen Agrarier in Schutz zu nehmen und zu diesem Zwecke wurden alle jene lügnerischen Behauptungen erfunden, von denen Miljútin spricht. Daß jene Schützlinge des feudalen Blattes gegen ihren Herrn und Kaiser mit bewaffneter Hand aufgestanden waren, darauf kam es der „Kreuzzeitung", wie die Sachen damals lagen, nicht an. Aus Miljútins viertem Briefe erkennt man, daß er in seiner Erwartung, ich würde die Verleumdungen des preußischen Blattes enthüllen und widerlegen, sich nicht getäuscht sah. Es fiel mir nicht schwer, alle Behauptungen der „Kreuzzeitung" über die Agrargesetze und ihre Ausführung in das Nichts aufzulösen, aus dem sie entstanden waren. Die rührende Übereinstimmung des deutschen Blattes mit dem »Czas« und »Dziennik posnanski« ließ vermuthen, daß der Haudegen, welcher in der „Kreuzzeitung" für die polnische Aristokratie seine Lanze brach, in seinem Donquixote-Eifer der dupe einiger feingeschliffenen Pans geworden war.

Der Kampf Miljútins gegen die Intriguen seiner Feinde, auf den ich oben hingewiesen habe und welcher nach seiner Rückkehr aus Warschau im April 1864 begann, dauerte $2^1/_2$ Jahre und kostete ihm das Leben. Ich habe schon früher angedeutet, daß die Weichheit im Charakter Alexanders II. eine gewisse Doppelseitigkeit in seinem Verhalten bewährten Staatsmännern gegenüber erzeugen mußte. Es war ihm unmöglich, jemand zu verletzen, der bei ihm in Ehren stand. Nikolái Alexéjewitsch fand erbitterte Gegner unter den aktiven Ministern

und andern hochstehenden einflußreichen staatsmännischen Persönlichkeiten. Er hatte ein neues sociales Leben in Polen zu schaffen und bei allem, was er unternahm, trat ihm der Statthalter Graf Berg hindernd und hemmend entgegen. Zar Alexander stand in seinen Anschauungen entschieden auf der Seite Miljútins und schützte ihn gegen die eigenen Minister, gegen den eigenen Statthalter: aber er that auch nichts, um seine Stellung zu stärken, um ihm die Kämpfe zu ersparen, die sein Leben aufreiben mußten. Die Gegner Miljútins beschuldigten den Kaiser, mit letzterem gemeinsam gegen seine eigene Regierung zu complotiren. Beide Seiten wurden vom Zar durch äußerliche Gunstbezeugungen öffentlich ausgezeichnet. Graf Berg wurde zum Feldmarschall ernannt und Miljútin im April 1866, nach langem Sträuben, zum Minister für das Königreich Polen. Fürst Gagarin hatte zu ihm das bezeichnende Wort gesprochen: „Sie wollen lieber Minister machen, als selbst Minister sein". Nur wenige Monate verblieb er in dieser hohen Stellung. Der letzte Rest seiner Kraft war aufgezehrt. Häufig wurde er von beängstigenden Zufällen heimgesucht; die Sorge für seine Gesundheit verschob er von einem Tag zum andern. Zunächst wollte er damit zu Ende kommen, was er seine Galeerenexistenz nannte. Man verhandelte im Minister-Comité über eine Vorlage Miljútins, welche die Beziehungen des Kaiserreichs zur katholischen Hierarchie betraf. Die kirchlichen Angelegenheiten Polens traten hier in den Vordergrund. Es war im November 1866. Die Sitzung dauerte übermäßig lange und forderte von Miljútin bei der Vertheidigung seiner Projekte einen enormen Kraftaufwand. Seine Vorschläge wurden angenommen. Es war seine letzte Anstrengung, sein letzter Triumph.

Am Abend nach jener Sitzung wurde er vom Schlage gerührt. Er verlor das Bewußtsein und kam wieder zu sich — gelähmt, unfähig zu jeder Arbeit. Er war kaum 48 Jahre

alt. Nicht die Arbeit war es, die für ihn nie zu groß und zu schwer sein konnte, es war der beständige Kampf, der ihn zu Grunde richtete.

Als Miljútin sein Bewußtsein wieder erlangt hatte, blieb dasselbe klar bis zum Ende, das erst nach einigen Jahren eintreten sollte. Mit rührender Geduld trug er den Anblick der eigenen Ohnmacht. Vergeblich suchte er Genesung im Süden, an den Quellen der Wissenschaft, in den Strahlen einer wärmeren Sonne. Zuletzt ließ er sich in Moskau nieder, wohin ihn die Erinnerungen der Kindheit, die Neigungen des Mannes zogen. Dort fand der arme Kranke Ssamárin und Tscherkásski wieder, welche beide in's Privatleben zurückgetreten waren. Nikolái Alexéjewitsch Miljútin starb am 16. Januar 1872.

Für Individuen wie für Nationen giebt es etwas Höheres als Talent und Genie -- das ist Ueberzeugungstreue, das Festhalten an den für wahr erkannten Ideen ohne jegliche Selbstsucht. Wir dürfen Miljútin diese Eigenschaft im höchsten Maße zusprechen. Im Jahre 1861, als sein Ideal, die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft, zur Wirklichkeit werden sollte, glaubte und hoffte er als Minister des Innern in der Ausführung jenes gewaltigen Unternehmens wahrhaft nützen zu können. Er sah sich bei Seite geschoben. Als man ihm die große Aufgabe der Reorganisation Polens übertrug, unterzog er sich diesem schwer zu beurtheilenden Werke mit größter Selbstlosigkeit und zweifellos mit größtem Erfolge.

Seine Feinde waren ohne Zahl. Die russischen Großgrundbesitzer haßten ihn wegen des Schadens, den sie hauptsächlich durch sein Vorgehen bei der Emancipation der Bauern erleiden mußten. Der polnische Adel haßte ihn wegen der demokratischen Reform des Königreichs; die deutschen Balten sahen in ihm nur den Freund Ssamárins und die Tradition, welche ihn fälschlich als Feind der Deutschen und Russificator bezeichnete, wurde von ihnen weiter verbreitet, obgleich, wie ich gezeigt zu

haben glaube, von keiner dieser Stimmungen und Tendenzen eine Spur in ihm vorhanden war.

Die Zeit wird die Flecken, die man seinem Charakter angedichtet hat, auslöschen. Rußland hat das Recht, auf ihn stolz zu sein und wir andern Nationen müssen ihm, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, unsere volle Hochschätzung und Ehrerbietung zu Theil werden lassen.

7. Glückliche Zeiten der russischen Presse.

(1861–1867.)

Betrachten wir das Verhältniß der Staatsverwaltung zur Tagesliteratur, wie es sich unter den Regierungen der letzten drei russischen Kaiser historisch gestaltete, so dürfen wir drei scharf von einander gesonderte Perioden oder Fortschrittsstufen unterscheiden. Der erste Zeitraum umfaßt die Handhabung strengster Präventivcensur unter Nikolái I. Alles, was in den Schilderungen des ersten Abschnitts dieses Buches mitgetheilt wurde, bezieht sich fast ausschließlich auf diese Periode. Der zweite Zeitraum enthält die Umgestaltung der Präventivcensur in liberalem Sinne unter Alexander II. Sowohl die Spitzen der Preßbehörde, wie die ausübenden Censoren dieser zweiten Periode haben ihren Beruf in so überaus edlem Sinne aufgefaßt und dieser Auffassung in so menschenwürdiger Weise praktische Folge gegeben, daß ich nicht anstehe, die Jahre dieses Regimes als die glücklichsten und besten der russischen Presse im Allgemeinen und meiner Zeitung im Besonderen zu bezeichnen. Nachdem ich die Zeiten fast unerträglicher Bedrückung und ihre Handlanger gezeichnet, scheinen Pflicht und Recht gebieterisch zu fordern, auch jene braven und aufgeklärten Männer zu nennen, ihr Verhalten der Presse gegenüber zu schildern und auch von diesen Zeitläuften ein Spiegelbild zu entwerfen. Das Gefühl

innigster Dankbarkeit, zu dem ich mich diesen Trefflichen gegenüber verpflichtet fühle, sollte für sich schon einen solchen Tribut der Gerechtigkeit heischen. Aber grade die Dankbarkeit, die ich für jene Männer im Herzen trage, welche den freien Ausdruck einer gesunden politischen Anschauung weckten und förderten, hält mir Hand und Feder zurück. Ausschreitungen einer allzu jugendlichen, durch Sitte und Bildung noch ungezügelten Presse, gefährliche Umtriebe und Verschwörungen, Attentate, Aufstände und Personenwechsel in den obersten Regierungskreisen riefen als dritten Zeitraum eine Reaktion in's Leben, welche sich der Presse in der unangenehmsten Weise fühlbar machte. Freilich wurde und blieb die Präventivcensur für die Blätter der Residenz abgeschafft und an ihre Stelle trat das System der Verwarnungen; aber diese Scheinfreiheit brachte der Presse keinen Gewinn. Das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit lastete fortan auf dem Haupte des Redakteurs, und die Strafgewalt, welche durch die neue Ordnung der Dinge in die Hand der leitenden Persönlichkeiten gelegt war, wurde mit einer solchen Willkür, Härte und Parteilichkeit gehandhabt, daß die Journale, wollten sie ihre Existenz nicht täglich auf's Spiel setzen, zu einer viel größeren und peinlicheren Aengstlichkeit und Zurückhaltung verurtheilt wurden als jemals vorher, wo der Censor den größeren Theil der Verantwortung für den Inhalt der Zeitung zu tragen hatte. Die liberalen Männer der zweiten Periode wurden allmählich beseitigt und bei anerkannter Tüchtigkeit in anderen Ressorts verwandt. So sind noch jetzt mehrere von ihnen zum offenbaren Vortheil Rußlands in Amt und Thätigkeit. Wollte ich ihre denkwürdige Wirksamkeit, die selbstverständlich nur wenigen bekannt wurde, hier in einer in's Einzelne gehenden Schilderung niederlegen, es würde ein schlechter Lohn für edle Gesinnung sein, ich würde diese Männer — so schmerzlich mir es ist, ich muß es unumwunden aussprechen — einer bis heute mächtigen Partei

denunciren und sie unberechenbaren Verfolgungen aussetzen. So will ich die Namen nur derjenigen nennen und mein Verhältniß zu ihnen eingehender schildern, die der Tod längst allen irdischen Verfolgungen entzogen hat oder deren unabhängige Stellung sie vor den letzteren schirmt.

Ein Jahrzehnt war vergangen, seitdem ich die obere Leitung der deutschen „St. Petersburger Zeitung" übernommen hatte. Es ist eine schwierige und mühselige Arbeit, einem heruntergekommenen Tageblatte von Neuem Anerkennung und Erfolg zu erringen. Ein erst entstehendes Organ der Presse hat es darin viel leichter. Es bedarf einer viel größeren Anstrengung, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen, als ein nicht besessenes zu erwerben. In dem verstrichenen Zeitraum hatte ich es wahrlich an Fleiß und mühseliger Arbeit nicht fehlen lassen, um das tiefgesunkene Blatt wieder zu heben, und es hatte sich auch in der That beträchtlich aufgerichtet, ohne daß mir auch nur ein einziger Mensch ein gutes Wort dafür gesagt hätte.

Bis dahin hatte der Curator des St. Petersburger Lehrbezirks, neben der obersten Verwaltung der Universität und sämmtlicher Lehranstalten seines ausgedehnten Gebiets, auch noch den Posten eines Präsidenten des St. Petersburger Censur-Comités verwaltet und war somit Chef der Censur aller in der Metropole erscheinenden Zeitschriften, sämmtlicher in seinem Wirkungskreise publicirten Bücher, sowie der aus dem Auslande importirten Schriften. Die Welt war damals erfüllt von den liberalen Tendenzen des jungen Kaisers Alexander II. Alles sprach von den großen politischen Aufgaben, die der freisinnige Zar zu lösen bereits unternommen hatte oder in nächster Zeit in die Hand nehmen würde. Daß eine Hebung der Presse, eine Erleichterung der Censur zu den Hauptbedingungen eines freier gestalteten staatlichen Lebens gehöre, darüber schien noch niemand ernstlich nachgedacht zu haben. So war es auch nicht

besonders aufgefallen, daß bei der Ernennung eines neuen Vorsitzenden des St. Petersburger Censur-Comités die alte Regel nicht befolgt wurde und, statt des Curators des Lehrbezirks, einem andern höheren Beamten die Leitung der Censur in der Hauptstadt übertragen wurde. Man dachte eben

Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun ist's ein Span.

Ist's nicht der eine, so ist's der andere; der andere ist doch nicht anders als der eine. So hatte auch auf mich die Ernennung des damals wenig bekannten Geheimeraths Wassili Andréjewitsch von Zehe zum obersten Lenker der Censur keinen erheblichen Eindruck gemacht. „Wenn er mich nur in Ruhe läßt, kann er mir schon recht sein!" So dachte ich, so dachten damals mit mir alle Geister, die täglich sich den Nörgeleien der Censur auszusetzen hatten.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich eines Tages, ohne jeden vorhergegangenen Conflikt mit dem Censor, zum Chef des Censur-Comités eingeladen wurde. Ich war mir keines Fehls bewußt und mit der Ruhe der Unschuld, aber doch sehr gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, trat ich bei dem Herrn Geheimerath ein. Der Empfang machte mir sofort klar, daß in Rußland andere Zeiten gekommen waren. Während sonst der Chef der Censur einem Zeitungsredakteur gegenüber zuweilen wol recht gnädig und herablassend sein konnte, aber doch nie von der Höhe seines bedeutungsvollen Amtes herunterstieg, reichte mir Herr von Zehe sofort beide Hände, zog mich neben sich auf den Divan und versicherte mir hellstrahlenden Antlitzes, wie sehr er sich freue, meine Bekanntschaft zu machen, nach der er sich schon längst gesehnt habe. Dann sagte er mir außerordentlich viel Schmeichelhaftes über meine Zeitung, für deren Leitung mir seinen ganz besondern Dank auszusprechen er für seine angenehme Pflicht hielt. Alles das erfüllte mich, wie begreiflich, mit dem größten Wolbehagen. Die Einzeln-

heiten wird mir der freundliche Leser erlassen. Jedenfalls war auch in meinem Antlitz die Sonne aufgegangen. Im Laufe unseres Gesprächs versicherte mir Herr von Zehe, so lange er in seinem jetzigen Amte bleiben würde, solle ich keine Bedrängniß von der Censur erleiden. Er werde zwar, wie es das Gesetz verlange, officiell einen neuen Censor für meine Zeitung ernennen, zum wirklichen Censor des Blattes aber bestimme er mich selbst. Er setze das unbeschränkteste Vertrauen in mich, daß ich ihm nie durch oppositionelle Artikel gegen die Regierung Verlegenheiten bereiten würde und er werde meinem Censor entsprechende Instruktionen ertheilen. Herr von Zehe versprach allerdings viel, aber er hielt auch sein Wort wie wenige. Meine Zeitung hat nie glücklichere Censurverhältnisse erlebt als während der Zeit seiner Amtsverwaltung. Die Censur existirte für mich eigentlich nur dem Namen nach. Ich war mein eigener Censor und ich glaube, daß der freisinnige Mann, der dies Amt officiell inne hatte, nicht allzu häufig von dem Inhalt meines Journals Kenntniß gehabt hat.

Aber die Unterhaltung mit dem neuen Chef berührte noch einen andern hochwichtigen Punkt. Er bekundete seine feste Ueberzeugung, daß er nicht im Stande sein könne, sein Amt gewissenhaft, zum Wohle der Gesellschaft und des Staates zu verwalten, wenn die angesehenen und bewährten Herren von der Presse mit ihrem Rath und ihrer Unterstützung ihm nicht zu Hülfe kämen. Von ihnen erwarte er über die Regungen des Zeitgeistes auf dem Laufenden erhalten zu werden, von ihnen müsse er die Lebensbedingungen der Presse kennen lernen, die erwünschten Verbesserungen in ihrem Verhältniß zum Staate erfahren. Und in dieser Beziehung habe er in hervorragender Weise auf mich gerechnet. Er bitte mich, ihn recht häufig, mindestens einmal in der Woche, zu besuchen. Es würden sich wichtige Gegenstände genug für eine ergebnißreiche Besprechung finden. Auch diese Worte des neuen Chefs wurden zur Wahr-

heit. Ich besuchte ihn nicht selten und fand in ihm stets denselben liebenswürdigen, wolwollenden, freisinnigen und hochgebildeten Mann, der es mit den Pflichten seines Amtes sehr ernst nahm und der jedesmal, wenn ich ihn sah, ein wichtiges Thema bereit hatte, um dasselbe mit mir zu besprechen und zu berathen. Wenn es das Wohl des Staates und das Gedeihen der Presse galt, war ihm keine Arbeit zu viel und dasselbe setzte er bei denen voraus, die ihm nahestanden. In mir freilich sollte er sich in dieser Beziehung nicht getäuscht haben und so lange unser ausgezeichnetes Verhältniß dauerte — es waren leider nicht volle drei Jahre — habe ich tüchtig für ihn arbeiten müssen und habe es von Herzen gern gethan. Ich komme darauf zurück.

Hier will ich nur in kurzen Zügen wiedergeben, was ich im Verlaufe späterer Zeit aus zuverlässigster Quelle über den neuen Chef der Censur in Erfahrung brachte. Die Familie des Herrn von Zehe, deren Namen sofort als nichtrussisch in die Augen fällt, stammt aus Schweden, ist aber vor mehr als 150 Jahren in Rußland eingewandert. Sie gehört dem Erbadel des Gouvernements Pskow (Pléskau) an, in welchem das Gut liegt, das Herr von Zehe vom Vater erbte. Er erhielt seine Ausbildung mit vielen ausgezeichneten Männern derselben Generation im Lyceum von Zárskoje-Sjélo, das er im December 1839 verließ, um im Januar des folgenden Jahres in den Staatsdienst einzutreten. Seine Sporen verdiente er sich im Ministerium des kaiserlichen Hauses unter Fürst P. Wolkónski. Acht Jahre später widmete er sich ganz und gar der Landwirthschaft, für welche er eine besondere Vorliebe hatte. 1858 trat er als Direktor der Kanzlei der Reichscontrole wieder in den aktiven Dienst und blieb in dieser Stellung bis zu seiner Berufung in das Unterrichtsministerium. Auch schriftstellerisch thätig war Herr von Zehe, zwar nur einmal, aber mit ausgezeichnetem Erfolge. Im Anfange des Jahres 1858 ver-

öffentlichte er in dem russisch-officiösen Brüsseler „Nord" sechs Briefe, selbstverständlich in französischer Sprache, über die Aufhebung der Leibeigenschaft. Er drang darauf, den Bauern die volle Freiheit zu geben, aber das Band, das sie seit Jahrhunderten mit dem Gutsbesitzer verknüpfte, zum Wohle beider nicht zu zerreißen. Leider hat man damals die trefflichen Worte des Autors nicht genügend beachtet. Vieles Üble, das er vorausgesehen, ist eingetroffen, aber die heilenden Maßregeln in seinem Geiste kamen zu spät. Diese Briefe des Herrn v. Zehe erschienen später als Brochüre.

Am 10. März 1862 wurde Geheimerath v. Zehe zum Präsidenten des St. Petersburger Censur-Comités ernannt. Einige Tage später hatte er die erste Audienz bei Kaiser Alexander. Er entwickelte vor dem Monarchen den vollständigen Plan, den er in der Leitung der russischen Presse zu befolgen beabsichtige und wiederholte dann — auf den Wunsch des Zaren — alles mündlich Vorgetragene schriftlich. Bei beiden Gelegenheiten sprach der Kaiser seine unbedingte Billigung aus.

Das Programm, das Herr von Zehe dem Kaiser vorgelegt hatte, bestand wesentlich darin, daß die ungeheuere Kraft, die in der Presse ruhe, gut geleitet, dem Staate und der Gesellschaft die größten Dienste zu leisten vermöge. Zu dieser guten Leitung sei aber erforderlich, daß die Censur ihren bisherigen, ausschließlich repressiven Charakter aufgebe und einen andern Weg betrete, der dem Geist der neuen Zeit entspreche. Darauf antwortete der Kaiser: „Vollkommen richtig — doch wünsche ich, daß die Censur überhaupt beibehalten werde, und theile nicht die Meinung derjenigen, die sie abschaffen wollen. Es ist besser, dem Feuer vorzubeugen, als es später zu löschen*)."

Unter dem neuen Weg, den Geheimerath von Zehe als Leiter der Censur einzuschlagen beabsichtigte, begriff er zunächst

*) Des Kaisers eigene Worte.

die Herstellung eines vertrauensvollen Verkehrsverhältnisses zwischen ihm und den hervorragenden Männern der Literatur, gerade so, wie er es in der ersten Zusammenkunft mit mir angebahnt hatte. Wenn ich nicht irre, hat er sogar bei den berühmtesten russischen Schriftstellern officielle Besuche gemacht, was, so unerhört es war, selbstverständlich den besten Eindruck hervorrief und die Ritter vom Geiste sofort für den zuvorkommenden, freundlichen Mann gewann, dem sie gern ihre aufrichtige und volle Unterstützung zusagten. Bei dieser Gelegenheit erklärte ihnen denn auch der neue Chef der Presse die Hauptprincipien, die er in der Tagesliteratur zur Geltung gebracht haben wollte. Vor allem forderte er die Einstellung jeder Herabsetzung, Anschwärzung und Verspottung des Adels, wie sie damals in den Zeitungen zu den Modeartikeln gehörten. Er fand es unpolitisch und nicht einmal ehrlich, einen Stand zu beleidigen und öffentlicher Verspottung preis zu geben, der zum Wohle des Landes und Volkes die Hälfte seines Vermögens geopfert hatte*). Sodann verlangte Herr von Zehe das Aufgeben aller Angriffe gegen die nichtrussischen Nationalitäten des Kaiserreichs, zu welchem Volksstamm sie gehören, zu welchem Glauben sie sich bekennen mochten. Diese Angriffe bereiteten seiner Ansicht nach der Regierung nur Schaden und unnütze Sorge und widersprächen durchaus dem wahren Charakter des russischen Volkes, welches sich seit unvordenklichen Zeiten durch eine großherzige Toleranz ausgezeichnet habe**), eine der Hauptursachen seiner schnell herangewachsenen Macht und Größe. Im Gegensatz zu dem Vorigen gab dagegen der neue Chef alle rechtswidrigen Handlungen, sei es officiellen, sei es privaten Charakters, in welchem Ressort und von welchen Personen sie auch ausgegangen waren, ausnahmslos der Besprechung

*) Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft.

**) Wie weit hat man sich heute von diesen Grundsätzen entfernt!

und Kritik in der Presse frei, selbstverständlich in anständiger Form und wenn sie auf Wahrheit beruhten. Herr von Zehe betrachtete dies Zugeständniß als einen eminenten Vortheil für die Regierung, welcher dadurch ein neues Mittel in die Hand gegeben wurde, die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung zu controliren. Die Censoren waren auf das Strengste angewiesen, der ihnen vorgeschriebenen Richtung genau zu folgen.

Die neu organisirte Censur bewährte sich auf das Vorzüglichste und eine damals erscheinende Carrikatur, welche die hervorragendsten Literaten St. Petersburgs als Orchester darstellte mit Herrn von Zehe als Dirigenten, der mit seinem Fidelbogen den Takt schlug, traf den Nagel auf den Kopf.

Des Morgens um 8 Uhr empfing Herr von Zehe die Hauptredakteure der St. Petersburger Zeitungen, welche von ihm das mot d'ordre erhielten, d. h. sie erfuhren von ihm, über welche Gegenstände des Staatslebens man ohne Weiteres schreiben könne; über welche andere, die noch nicht reif waren, der Kritik der öffentlichen Meinung preisgegeben zu werden, man einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten müsse; über welche endlich die Regierung absolutes Schweigen verlange. Man war Herrn von Zehe für diese Einrichtung sehr dankbar, wurde doch durch dieselbe eine große Masse vergeblicher Arbeit beseitigt, indem es jetzt nur höchst selten vorkam, daß größere Aufsätze der Censur vorgelegt wurden, denen man die Druckerlaubniß versagte. Die natürliche Folge war eine gehobene und freundliche Stimmung der Tagespresse, denn unnütze Arbeit macht böses Blut und verdirbt die Laune.

Diejenigen von den damaligen Ministern, welche am meisten mit dem Censur-System des Herrn von Zehe sympathisirten, waren der Finanzminister von Reutern, der Minister der Volksaufklärung Golownin, der Justizminister Samjátnin und der Chef der dritten Abtheilung der Kaiserlichen Kanzlei (Geheime Polizei) Fürst Dolgorúkow.

Der letztere, auf den nicht wenig ankam, wurde durch die folgenden Umstände für das Programm des Herrn von Zehe vollständig gewonnen. Es war die Zeit der größten Blüthe des Kólokol (die Glocke), jener revolutionären russischen Zeitschrift, welche der Flüchtling Alexander Herzen (Iskánder) in London herausgab, die trotz Duane und geheimer Polizei in großen Massen nach Rußland eingeführt und von dem dortigen Publikum eifrigst gelesen wurde. Um jeden Preis sollte die Einfuhr des gefährlichen Journals verhindert werden. Vom Minister Golownín darüber zu Rathe gezogen, antwortete von Zehe: „Man muß jeden Feind mit seinen eigenen Waffen bekämpfen. Ich werde der einheimischen Presse gestatten, den Kólokol zu widerlegen." So geschah's. Man begann damit, in der „Nordischen Biene" eine Rede zu veröffentlichen, welche Herzen im Jahre 1834 in Wjatka bei Eröffnung der dortigen Bibliothek gehalten hatte. Sie war das diametrale Gegenbild aller neueren Publikationen des Revolutionärs. Er konnte sich darin nicht genug thun, alle Vorzüge der russischen Regierung zu schildern und sie vor allem als eine Führerin der Gesellschaft auf dem Wege der Bildung zu preisen. Als der Artikel erschien, war Fürst Dolgorúkow entsetzt über das Ereigniß*). Herr von Zehe ersuchte ihn, die Wirkung abzuwarten. Gleich darauf autorisirte er den Druck eines Aufsatzes von Katków in der Moskauer Zeitung, in welchem Herzen lächerlich gemacht und ihm der Titel „General der Revolution" beigelegt wurde. So entspann sich bald zwischen dem Kólokol und den russischen Zeitungen eine Polemik, deren Resultat durchaus zu Ungunsten des ersteren ausfiel, der binnen kurzer Zeit sein Prestige in Rußland vollkommen eingebüßt hatte.

Um jene Zeit bereitete sich ein Ereigniß vor, das für die Entwickelung der russischen Preßverhältnisse von wesentlichstem

*) Daß man nun gar in Rußland selbst Herzens literarische Produkte veröffentlichte.

Einfluß werden sollte. Die Censur hatte bis dahin zum Ressort des Unterrichtsministeriums gehört und wurde jetzt dem Ministerium des Innern untergeordnet. Welches die eigentlichen Beweggründe waren, die den Kaiser Alexander zu diesem Wechsel veranlaßten, vermag ich nicht zu sagen. Es waren schlimme Zeiten. Der polnische Aufstand tobte im Südwesten. Die nihilistischen Verschwörungen wuchsen im Nordwesten den Polizei- und Gerichtsbehörden über den Kopf und explodirten in den berüchtigten St. Petersburger Brandstiftungen. Dem Einfluß der liberalen Presse wurde mancherlei Schuld aufgebürdet und die Handhabung der Censur für alle vorkommenden Ausschreitungen verantwortlich gemacht. Da lag es denn nahe, Polizei und Censur zu identificiren, die Abwehr geistiger und materieller Gesetzes-Contraventionen zu verbinden und sie in der Hand eines einzigen Chefs, des Ministers des Innern, zu vereinigen.

Es wird auch erzählt, der Minister des Innern, Walújew, habe in einem nichts weniger als collegialischen Verhältniß zum Minister der Volksaufklärung, Golownin, gestanden und die in der That vorhandenen höchst schwierigen Verhältnisse benutzt, um die Censur und in ihr den unliebsamen Collegen anzugreifen und herabzusetzen, bis der letztere, der ununterbrochenen Fehde müde, selbst bei dem Zaren beantragt habe, sein Ressort von der Censur zu entlasten und dieselbe dem Ministerium des Innern aufzubürden.

Welches nun auch die leitenden Ursachen gewesen sein mögen, die Wandlung ging vor sich und man war kurze Zeit hindurch in Ungewißheit, ob Geheimerath von Zehe, der die Censur in Wahrheit zu einem nützlichen und die Literatur fördernden Institut gemacht hatte, dieselbe bei ihrem Scheiden vom Ministerium der Volksaufklärung begleiten oder sie aufgeben und ihrem Schicksal im neuen Ressort überlassen werde.

Herr von Zehe hatte keine besondere Sympathie für den Minister des Innern und befürchtete, daß der humane Charakter,

den er der Censur verliehen unter der neuen Oberleitung sich in Wirklichkeit dem polizeilichen nähern würde. Aus sicherster Quelle ist mir bekannt, daß er den Minister der Volksaufklärung ersuchte, ihm eine andere Stelle in seinem Ressort anzuweisen, worauf jener bereitwillig einging. Als er jedoch die Angelegenheit dem Kaiser zur Entscheidung vorlegte, wollte dieser von Herrn von Zehe's anderweitiger Verwendung nichts hören. Der Zar war mit der bisherigen Leitung der Censur so zufrieden, daß er darauf bestand, Herr von Zehe müsse mit seinem Departement zum Ministerium des Innern übergehen. So war denn jeder weitere Widerspruch unmöglich. Die Beförderung zum Staatssekretär, die Minister Golownin für Herrn von Zehe plante, wurde von diesem abgelehnt. Er zog die Ernennung zum Senator vor, welche ihm, seinem neuen Chef, dem Minister Walújew gegenüber, eine völlig unabhängige Stellung verlieh. Am 14. Januar 1863 ging die Censur an das Ministerium des Innern über, am 23. desselben Monats wurde Herr von Zehe vom Kaiser zum Mitglied des Senats ernannt.

Ich nehme die Schilderung meines Verhältnisses zum Chef der Censur wieder auf und komme zu den verschiedenen Arbeiten, die ich in seinem Auftrage übernahm.

Eines Tages sprachen wir über die Eigenschaften, die man bei einem Censor voraussetzen dürfe. Meine Ansichten gefielen Herrn von Zehe. Er bat mich, dieselben als eine Art Memoire schriftlich abzufassen und ihm zu übergeben. Das geschah. Ein anderes Mal sprachen wir über die Censur der ausländischen Druckschriften und die unabweisbare Nothwendigkeit, dieselbe zu erleichtern. Auch über diesen Gegenstand hatte ich ihm einen schriftlichen Essay auszuarbeiten. Häufig war das Verhältniß des Gouvernements zur Presse das Thema unserer Gespräche. Ohne zu ahnen, wie sehr er meine Ansichten theile, machte ich ihn einst darauf aufmerksam, wie verkehrt es von der Regierung sei, ihrer Censur nur den prohibitiven Charakter zu verleihen. Das Gouvernement

erreiche damit nichts weiter, als die Gedanken der Presse zu castriren und ihm Unangenehmes zu unterdrücken. Dabei werde aber das Publikum niemals über die Ansichten und Absichten der Staatsregierung aufgeklärt, was in der Mehrzahl der Fälle bedeutend wichtiger sei. Und nun entwickelte ich ihm meine Anschauungen über die Einrichtung einer Central-Preßstelle, von welcher nicht nur die Censur, sondern auch alle Mittheilungen ausgehen sollten, die der Staat in der Gesellschaft verbreitet zu sehen wünsche. Mit freudigem Eifer ging Herr von Zehe auf die Sache ein. Ich mußte abermals ein Memoire ausarbeiten und dasselbe mit ihm berathen. Inzwischen war der Minister des Innern unsere oberste Instanz geworden. Ihm hatte Herr von Zehe meine Ideen über die Central-Preßstelle mitgetheilt und auch der Minister war mit Beifall und großer Bereitwilligkeit auf die Sache eingegangen. Nun mußte ich ein vollständiges Projekt für die Errichtung dieser künftigen Staatsbehörde entwerfen und zwar mit allen Einzelnheiten, mit Aufzählung der nothwendigen Beamten, ihrer Pflichten und Rechte u. s. w. Herr von Zehe verhehlte mir dabei nicht, daß nach seiner und des Ministers Absicht niemand anders zum Chef der neuen Central-Preßstelle ernannt werden solle, als der Urheber der Idee, der Verfasser dieser Erinnerungen.

Mein Projekt war in's Russische übersetzt und hatte bereits in jeder Beziehung die Form einer Vorlage für den Kaiser. In den nächsten Tagen sollte es der Majestät zur Bestätigung und Unterzeichnung vorgelegt werden — da, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erfolgte plötzlich, unvermuthet, von niemand vorhergesehen — selbstverständlich nach erbetenem Abschied — die Entlassung des Senators von Zehe als Chef der Censur und mit ihm, wie sich das in autokratischen Staaten von selbst versteht, verschwanden alle von ihm herrührenden Projekte vom Schauplatz. Zwar sagte mir der Minister später, mein Plan sei nicht vergessen und werde zu geeigneter Zeit dem Kaiser

vorgelegt werden, aber — der Zukunftstraum einer russischen Central-Preßstelle, mit dem Schreiber dieser Skizzen an der Spitze, war für immer in's Wasser gefallen.

Die Ursache, welche Geheimerath von Zehe bewog, die Leitung der Censur niederzulegen und sich auf seinen ehrenvollen Platz im Senat zurückzuziehen, war seiner durchaus würdig. Sein Abschied ist ein lehrreiches Beispiel moderner Sagenbildung aus disparaten von den Tagesereignissen gebotenen Elementen. Sofort nach seiner Entlassung wurde die Geschichte derselben mit allen Motiven und näheren Umständen berichtet. Sie erhielt sich als eine von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Tradition — und doch war an der ganzen Erzählung alles falsch und noch heute sind die wirklichen Umstände, die seinen Rücktritt herbeiführten, nur wenigen bekannt. Der reichbegabte Schriftsteller Tschernyschéwsky erfreute sich damals eines großen Leserkreises und vielseitiger Anerkennung. Er veröffentlichte unter dem Titel: „Was thun?" (tschto djélat') im Jahrgang 1863 der Zeitschrift »Ssowreménnik« (der Zeitgenosse) einen stark nihilistisch angehauchten, socialdemokratischen Tendenzroman. Der bessere Theil desselben schildert neue gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse, die auf bekannten modernen socialistischen Schriften beruhen und der Heldin der Erzählung in ihren Träumen vorschweben. Der bei weitem schwächere, aber gefährlichere Theil versucht jene theoretischen Phantasieen mit dem wirklichen Leben zu verknüpfen. Während jener Roman gedruckt wurde, befand sich der Autor bereits als Staatsgefangener in den Kasematten der St. Petersburger Festung. Das Werk machte ungeheures Aufsehen, das durch die schlimme Zeit, in welche seine Veröffentlichung fiel, noch über alle Maßen verstärkt wurde. Alle staatserhaltenden Geister schrieen Zeter und warfen die Frage auf, wie es möglich gewesen, daß die Censur den Druck dieser durch und durch revolutionären Schrift gestattet habe. Mitten in diesen Lärm hinein fiel wie eine

Bombe die Entlassung des Geheimeraths von Zehe und nun war der Mythus fertig, der sich bis auf den heutigen Tag mit bewunderungswürdiger Lebenszähigkeit erhalten hat. Es hieß, Kaiser Alexander habe befohlen, den Censor, welcher Tschernyschéwsky's Roman das »Imprimatur« ertheilt, nach Sibirien zu schicken. Dieser Censor, der das Buch in der Zerstreutheit gar nicht gelesen habe, ein alter kränklicher Mann, der unmittelbar vor dem Termin der Ausdienung seiner Pension stand, sei zu Herrn von Zehe gekommen und habe ihn fußfällig um Rettung angefleht. Der wackere Senator habe sich nicht lange besonnen. Er sei für den verzweifelten alten Mann eingetreten, habe erklärt, die Druckerlaubniß des Tschernyschéwsky'schen Romans rühre von ihm selbst her und damit sei denn seine Entlassung besiegelt gewesen.

Wie diese Geschichte im Volksmunde entstehen konnte, ist um so merkwürdiger, als in Wahrheit kein einziger der St. Petersburger Censoren, ihren Chef mit eingeschlossen, den Roman Tschernyschéwsky's vor dem Druck desselben auch nur *gesehen* hatte. Der Verfasser war Staatsgefangener und stand unter der unmittelbaren Controle der politischen (geheimen) Polizei. So hat denn die Erlaubniß zum Drucke seines Romans kein geringerer ertheilt als der damalige Chef der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei, General Potápow, dessen eigenhändige Unterschrift noch heute auf dem bei den Akten befindlichen Original-Exemplar des Buches zu lesen ist. Diese in der That höchst komischen Personalverwechselungen erinnern mich lebhaft an ähnliche Umstände, die mir selbst begegneten und die ich im nächsten Abschnitt zu erzählen gedenke. Tschernyschéwsky wurde übrigens im Mai 1864 zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt, und die feine Welt der nordischen Residenz veranstaltete eine Collekte, um dem hart gestraften Autor zu seiner Uebersiedelung in den Norden Asiens eine bequeme Reiseequipage anzuschaffen.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß Senator von Zehe den Dichter Tschernyschéwsky kurz vor seiner Verhaftung zu sich eingeladen hatte, um ihm in freundlichster Weise Vorstellungen über die falsche Richtung zu machen, die er sein eminentes Talent habe nehmen lassen, eine Richtung, in der es dem Staat, der Gesellschaft und am meisten dem Autor selbst zum Schaden gereichen müsse. Tschernyschéwsky hatte die Wahrheit des Ausgangspunktes dieser wolgemeinten Warnung zugestanden und anerkannt und Herrn von Zehe das Versprechen gegeben, in seinen künftigen Werken eine andere Richtung einzuschlagen. Doch könne und dürfe dieses nur ganz allmählich geschehen, damit seine Autorität beim Publikum nicht geschädigt werde. Tschernyschéwsky hatte offenbar die Absicht, sein Wort zu halten. In der nächsten Nummer des „Ssowreménnik" schlug er bereits einen viel milderen Ton an, — da wurde die Zeitschrift verboten, der Autor verhaftet und damit Herrn von Zehes beinahe gelungene Absicht, den jungen Schriftsteller durch freundliche Vorstellungen auf andere Bahnen zu lenken, vereitelt. Mir ist genau bekannt, daß Geheimerath von Zehe in derselben Weise auch auf andere junge Schriftsteller, wie z. B. Pissarew, einen moralischen Einfluß auszuüben bemüht war, um ihnen eine Richtung zu geben, die ihrem Vaterlande wirklich zur Ehre und zum Nutzen gereichte, — ein Bemühen, das noch nach vielen Jahren, wenn in der russischen Presse von jener Zeit die Rede war, immer die aufrichtigste Anerkennung fand.

Mit dem Rücktritt des Herrn von Zehe aus dem Ressort der Presse hatte es in Wahrheit folgende Bewandtniß: Von Mißtrauen erfüllt war er, wie ich angeführt, in das Ministerium des Innern übergetreten. Man hatte geglaubt, er würde mit seinem Vorgesetzten, dem Minister Walújew, harmoniren, da beide Anhänger des Adels waren; doch war diese scheinbare Uebereinstimmung eine rein äußerliche. Von Zehe war ein

eifriger Parteigänger des Landadels, den er für die eigentliche Stütze des Thrones und den Schutz der Bauern hielt; während Walújew, indifferent gegen den adligen Grundbesitzer, vorzugsweise dem Hofadel zuneigte. Dazu kamen allerlei Differenzen über die Ernennung von Censoren und ähnliche Angelegenheiten, bis endlich die Umstände eintraten, die ein vollständiges Zerwürfniß herbeiführten. In der Zeitschrift „Wrémja" (die Zeit), herausgegeben von Michail Michailowitsch Dostojéwski*) hatte der Schriftsteller Strachow einen Essay veröffentlicht, in welchem der Beweis geführt werden sollte, daß im Kampfe zwischen Stämmen höherer Bildung gegen solche von niedrigerer Kultur die letzteren stets unterliegen müssen; eine Ansicht, die, so falsch sie ist, Kaiser Alexander II. im Gespräche mit einem hohen Staatsbeamten getheilt haben soll. Daß dieses Prinzip, wie gesagt, nicht richtig ist, weiß jeder Geschichtskundige: die Griechen unterlagen den Römern, die Römer den Germanen, die osteuropäischen Völker den Mongolen, die südeuropäischen den Arabern — immer wurde die höhere Kultur von der überwiegenden rohen Gewalt besiegt. Nachdem jener Artikel längst gedruckt war, kam man erst dahinter, daß er zu Gunsten der aufrührerischen Polen geschrieben sei und man begann die ertheilte Druckerlaubniß zu incriminiren. Die Zeitschrift wurde verboten, der Censor sollte bestraft werden. Das erstere fand Herr von Zehe durchaus rechtswidrig, da man den Herausgeber nicht für einen Artikel bestrafen könne, welchem die zuständige Behörde die Druckerlaubniß gegeben hatte. Für den Censor — er hieß Ignatówitsch — trat er ebenso großmüthig ein, wie man es ihm bei dem Tschernyschéwsky'schen Falle angedichtet hatte. Er nahm die ganze Schuld auf sich und erbat seine Entlassung, die ihm nicht vorenthalten wurde.

*) Der weniger bekannte Bruder des berühmten Féodor Dostójewski. Michail hat Schillers Don Carlos und Göthes Reineke Fuchs in's Russische übersetzt.

Senator von Zehe lebt noch heute, 73 Jahre alt, in rüstiger Geistesfrische. Zar Alexander II. erhielt ihm sein Wohlwollen unwandelbar und die russische Presse hat bei dem fünfzigjährigen Jubiläum des edlen Mannes seiner großen, unschätzbaren Verdienste um ihre Entwickelung in reichster Anerkennung gedacht.

Mit dem Uebergange der Angelegenheiten der Presse an das Ministerium des Innern wurde die endgültige Entscheidung aller mit der Literatur in Zusammenhang stehenden Fragen in die Hand des Ministers dieses Ressorts, Peter Alexándrowitsch Walújew, gelegt. Das große Wohlwollen, dessen ich mich von Seiten des Präsidenten des St. Petersburger Censurcomités erfreute, veranlaßte diesen, mich und meine publicistische Thätigkeit zum Gegenstand eines besonderen und eingehenden Berichts an seinen neuen Vorgesetzten zu machen. Die nächste Folge war eine Einladung zum Minister, der mich persönlich kennen zu lernen wünschte.

Das Triennium, in welchem bisher Peter Alexándrowitsch Walújew die inneren Angelegenheiten Rußlands verwaltete, hatte ein klares Bild seiner Kraft und seines Strebens vor Land und Volk hingestellt und in den Gemüthern aller Unabhängigen und Wohldenkenden die Ueberzeugung gefestigt, daß kein Mann von mehr Geist, Bildung, Humanität der Gesinnung und größerem administrativen Talent jemals ein russisches Portefeuille verwaltet habe.

Zur bestimmten Stunde meldete ich mich in der Dienstwohnung des Ministers und wurde sofort in sein Arbeitskabinet geführt.

Die Welt hat vielleicht nie eine schönere, eine imposantere Männergestalt gesehen als Peter Alexándrowitsch. Freilich lag die Zeit schon lange hinter ihm, wo er, ein neugebackener Kammerjunker, bei der Aufführung lebender Bilder in dem Hause des Grafen Michael Wielhórski die Crême der St. Petersburger Gesellschaft durch seine gradezu blendende Jugendschöne

entzückt hatte. Auch der Tag, mir unvergeßlich, war schon lange im Meere der Zeit versunken, wo er, der die Residenz wegen seiner unglücklichen Ehe mit der Fürstin Wjäsemski gemieden und unter dem damaligen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, Fürsten Ssuwórow, als einfacher Beamter in Riga lebte, bei einem Diner im Hause des Grafen Medem in Kurland neben mir am unteren Ende des Tisches saß. Er fiel mir damals nicht weniger durch seine brillante, kenntnißreiche Unterhaltung in allen modernen europäischen Sprachen, die er fehlerlos handhabte, wie durch seine wunderbare männliche Schönheit auf. Es waren seitdem für ihn Jahre des Glücks, Jahre glänzender Anerkennung, aber auch Jahre schwerer Sorge und überanstrengender Arbeit vergangen. Zwar hielt sich die hohe, schlanke Gestalt noch ebenso gerade und aufrecht wie ehemals, aber in das feine Antlitz hatten am Schreibtisch durchwachte Nächte ihre Furchen eingegraben, das schöne Haar, der stattliche Bart begannen bereits hie und da zu ergrauen.

Von Peter Alexándrowitsch Walújew als Staatsmann und Leiter seines wichtigen Ressorts ist in dem Buche: „Aus der Petersburger Gesellschaft" eine getreue Schilderung gegeben, der ich mich in jeder Beziehung anschließe und deshalb hier nicht wiederholen will, was dort vorzüglich und in hinreichender Ausführlichkeit gesagt ist.*) Nur wenige ergänzende Worte drängt es mich, jener im Ganzen treffenden Charakteristik hinzuzufügen.

Sieben Jahre hat Walújew das Ministerium des Innern geleitet und seine Verwaltung fällt mit der ruhmreichsten und

*) Um einer unrichtigen Auffassung zu begegnen, sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß ich mit dem übrigen Inhalt jenes Buches durchaus nicht in allen Beziehungen harmonire und weder durchgängig mit den dort niedergelegten Ansichten und Urtheilen übereinstimmen, noch alle in den verschiedenen Abschnitten erzählten Thatsachen als richtig anerkennen kann.

dornenvollsten Epoche der Reformen zusammen, welche die Regierung Alexanders II. verherrlichen. Die großartigsten Errungenschaften der neueren Zeit verdankt das russische Reich entweder in ihrer ganzen Ausdehnung der Initiative und Arbeit des bedeutenden Mannes oder ihm gebührt wenigstens an ihrer Verwirklichung ein ganz hervorragender Antheil. Ich nenne hier nur die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beseitigung der Branntweinpacht, eines furchtbaren Krebsschadens an der inneren Administration Rußlands, von dem man bei uns kaum eine leise Ahnung hat, die Schöpfung der Provinzialinstitutionen der einzelnen Landesbezirke nach dem Prinzip des Selfgovernments, die neue Organisation der Städteverwaltung, die Aufhebung der Censur für die Residenzen und die vollständige Umgestaltung aller Preßverhältnisse, die wesentliche Besserung in der Stellung der Juden u. s. w.

Die hervorragende Theilnahme an jenen großen Ereignissen der Kulturgeschichte Rußlands ist es jedoch nicht allein, was Peter Alexándrowitsch so hoch stellt. Mehr noch ehrt und erhebt ihn der gesunde klare Blick, mit welchem er denjenigen Richtungen gegenüber stand, die den neuen Verhältnissen abgeneigt waren und die er, wo es nöthig war, bekämpfte, ohne dabei das Odium zu scheuen, welches in den Augen fanatischer Schwärmer auf ihm lastete. Und welche Richtungen waren das! Da begegnen wir dem Freiheitsschwindel à la Herzen in den Jahren 1861 und 1862 mit obligaten Brandstiftungstheorien und dem ganzen Gefolge nihilistischer Dogmen, den Extravaganzen der Presse, welche die ungewohnte Freiheit nur zu oft mißbrauchte, Ueberschreitungen selbst bei den neuen Institutionen, welche die Gesellschaft zu mündigen Staatsbürgern erziehen und an die Wahrung ihrer eigenen Interessen gewöhnen sollten, Ueberschreitungen, die grade in solchen Sphären stattfanden, wo man das klarste Verständniß für die Bedürfnisse des Landes hätte erwarten sollen. Gegen alle diese feindseligen Strömungen mußte

Walújew Stand halten. Und er hielt Stand! Er that es mit bewunderungswürdigem Scharfblick für das allein Ersprießliche mit vollständiger Verachtung wohlfeil zu erwerbender aber immerhin schmeichelnder Volksgunst. Was endlich Walújews Verhältniß zur Presse betrifft, so konnte man unter den obwaltenden Verhältnissen in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe nicht mit mehr Verständniß und Humanität verfahren, als er es gethan.

Ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf. Der Minister bewillkommnete mich in der freundlichsten und herzlichsten Weise, sprach mir die liebenswürdigste Anerkennung für meine publicistischen Leistungen aus, dankte mir herzlich für das, was ich bisher gewirkt, und forderte mich auf, sobald mir von irgend einer Seite in Bezug auf die Angelegenheiten meines Journals Schwierigkeiten gemacht würden, mich sofort an ihn zu wenden. Ich brauche nicht zu versichern, daß dieser Empfang zu den befriedigendsten Momenten meiner publicistischen Thätigkeit in Rußland gehörte.

Der Augenblick, wo ich von der Vergünstigung des Ministers Gebrauch machen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. An der Spitze der Oberpreßverwaltung stand damals der Senator Schtscherbinin, eine antiquirte, halb nikolaïtisch-reaktionäre, halb moskowitisch-inficirte, unselbständige Persönlichkeit. Präsident des Censurcomités war der frühere Moskau'sche Censor Petrów, eine sehr gutmüthige, aber im höchsten Grade beschränkte und beständig ängstlich nach oben schielende Natur. Eines schönen Tages ließ Herr Petrów mich rufen und hielt mir einen Artikel meiner Zeitung entgegen, in welchem der deutschfeindlichen russischen Presse und namentlich Herrn Katków ordentlich zu Leibe gegangen war. Der Präsident des Censurcomités erklärte diese Polemik für durchaus unstatthaft und verwerflich und eröffnete mir schließlich, er habe mir im Auftrage der Oberpreßverwaltung eine mündliche Verwarnung zu ertheilen.

Nun war aber das neue Preßgesetz vom April 1865 bereits in Wirksamkeit getreten, am 22. September war die erste Nummer meiner Zeitung ohne Präventiv-Censur erschienen. Die Strafbestimmungen der neuen Verordnung für jede Art von Contravention enthielten wohl gerichtliche Verfolgung auf Antrag der Oberpreßverwaltung, Geldstrafen, Entziehung des Straßenverkaufs und schriftliche Verwarnungen von Seiten des Ministers, welche bei der dritten Wiederholung die Suspension der Zeitung nach sich ziehen sollten — von mündlichen Verwarnungen des Präsidenten der Censurbehörde war nirgends die Rede.

Ich antwortete deshalb Herrn Petrów, ich hätte das Bewußtsein, vollkommen recht, gerecht und nach dem Gesetze gehandelt zu haben. Ich müsse die mündliche Verwarnung als einen illegalen Akt mit Protest zurückweisen und ihn auffordern, wenn ich es verdient hätte, eine officielle schriftliche Verwarnung bei dem Minister zu beantragen. Eine solche könne ich dann publiciren und mich dadurch in den Augen des Publikums rechtfertigen, wenn ich aufhören müsse, die mir durch meine Stellung vorgeschriebenen Pflichten zu erfüllen. Damit verabschiedete ich mich.

Zu Hause angelangt, schrieb ich sofort an den Minister. Ich erzählte ihm, was vorgefallen und bat um eine Audienz, um von ihm selbst zu erfahren, wie er zu der Sache stehe und künftig zu mir stehen wolle.

Ich erhielt umgehend Antwort und wurde aufgefordert, Herrn Walújew am folgenden Abend zu besuchen. Er empfing mich auf das Freundlichste.

„Vor allen Dingen", hub Peter Alexándrowitsch an, „muß ich Ihnen sagen, daß ich von dem Schritt gegen Sie nichts gewußt habe und ihn mißbillige. Ich theile vollkommen die Ansicht, die Sie in Ihrer Polemik vertreten, habe das den Herren von der Preßbehörde ausdrücklich ausgesprochen und

ihnen befohlen, Sie künftig in Ruhe zu lassen. Daß Sie Ihre Polemik gegen Herrn Katków und seine Nachbeter fortsetzen, findet in mir nicht allein kein Hinderniß, sondern ich ersuche Sie darum und bin Ihnen dankbar dafür. Da wir nun aber doch einmal beisammen sind, so gestatten Sie mir, Ihnen meine Ansichten über diesen Gegenstand ausführlich zu entwickeln."

Der Minister entwarf nun in scharfen Zügen ein höchst treffendes Bild von Katków, schilderte die Lächerlichkeit und den kläglichen Standpunkt der nationalen Partei, nach welchem sie sich nicht entblöde, Landschaften, wie etwa Riga und Rjäsan, über einen Kamm zu scheeren, ging dann speciell auf die Mittel ein, welche Katków gebraucht, um den großen Haufen für sich zu gewinnen und constatirte die Thatsache, daß der Mann, „welcher seine Feder in Weisheit taucht" — wie die Moskauer auf einem Katków gewidmeten Tintenfaß ihn nannten —, auf den verwerflichsten Wegen dahin gelangt sei, einen großen Anhang zu gewinnen. Peter Alexándrowitsch setzte mir nun auseinander, aus welcher Ursache er Katków um keinen Preis zum Märtyrer machen wollte, weshalb er auch nicht mit der Strenge gegen ihn vorgehe, die jener verdiene. Ihn zum Märtyrer machen heiße nur, ihm den Willen thun, und das wünsche der Minister vor allem zu vermeiden. Aus demselben Grunde bitte er mich, die Polemik gegen den Herausgeber der „Moskauer Zeitung" und seine Parteigenossen nur nicht in serieusem Tone zu halten. Je ernster die Angriffe gegen Katków, desto angenehmer wären sie ihm als Mittel und Gelegenheit zur Glorifikation. Man müsse ihm die erborgte Toga von den Schultern reißen und ihn in seiner ganzen lächerlichen Blöße hinstellen; das sei der beste Weg, ihn unschädlich zu machen. Humor und Satire wären die wirksamsten Mächte, die man gegen dergleichen Schreier in's Feld zu führen habe und er bäte mich, den in meinem Besitz befindlichen Vorrath nicht zu schonen und meine Polemik in diese Form zu kleiden.

Das war freilich bereits nach Möglichkeit geschehen. Ich ging aber gern auf die Absichten des Ministers ein und habe in seinem Sinne geleistet, was in meinen Kräften stand. In Bezug auf mein Verhältniß zur Preßbehörde hielt Walújew Wort wie ein Mann. Man ließ mich fast gänzlich in Ruhe und wollte man sich auch einmal an mir reiben, so hatte ich in ihm stets eine kräftige und zuverlässige Stütze.

Am Schluß unserer Unterhaltung bezeichnete mir Peter Alexándrowitsch eine Stunde, in welcher er täglich mich zu empfangen bereit sei, ich möge mich nur mit allen Fragen, Zweifeln und Klagen direkt und persönlich an ihn selbst wenden. Von dieser Gunst habe ich nur in seltenen Fällen Gebrauch gemacht. Wenn es geschah, ging der Minister immer mit derselben entgegenkommenden Liebenswürdigkeit auf meine Anliegen und Beschwerden ein und wußte stets ihnen gerecht zu werden. So bildete sich ein Verhältniß, wie es gewiß selten in den Annalen der Presse zwischen dem Chefredakteur einer durchaus unabhängigen Zeitung und dem Minister der innern Angelegenheiten eines großen Reiches gefunden wird. Er würdigte meinen ehrlichen guten Willen, den vernünftigen Fortschritt in Rußland nach Kräften zu fördern.

An einem anderen Orte*) habe ich des Mangels an Energie gedacht, den Walújew bekundete, als Kaiser Alexander ihn Katków gegenüber verleugnete. Daß der Minister damals seine Stelle nicht niederlegte, bezeichnete ich als die tragische Schuld, die seinen Sturz poetisch gerechtfertigt erscheinen lasse. Ich möchte das nicht in der gewöhnlichen Schärfe des Ausdrucks aufgefaßt wissen. Allerdings lag es in dem Charakter des Ministers, daß er nachgab, wo er mit seiner Ueberzeugung nicht durchdringen konnte, und das ging so weit wie in jenem Falle, wo Peter Alexándrowitsch vom Kaiser offenbar in seiner Ehre verletzt wurde und dabei doch auf dem Posten blieb. Die Motive, die

*) Im vierten Abschnitt S. 62.

ihn dabei leiteten, kennt nur der, welcher Herz und Nieren prüft. Es ist aber nicht unmöglich, daß Walújew im Gefühl seiner staatsmännischen Größe und seiner faktischen Unentbehrlichkeit für Rußland sein verletztes Ehrgefühl damals zum Opfer brachte, die Kränkung ertrug und sich so dem Vaterlande in seiner bedeutungsvollen Stellung erhielt. Jedenfalls gehört dazu mehr Muth und Selbstverleugnung, als zur Niederlegung eines Portefeuilles.

Aber die Zahl der Feinde und ihrer Angriffe gegen ihn wuchs lawinengleich. Die nationale Partei gewann überall an Macht und Boden und wußte auch den damals noch sehr jungen und wenig selbständigen Großfürsten Thronfolger in ihre Netze zu ziehen und zur Feindschaft gegen den verdienstvollen Minister des Innern aufzustacheln.

Das Jahr 1867 brachte eine fast allgemeine Mißernte und im Winter raffte die gefräßige Hungersnoth Tausende und aber Tausende sorgloser Landbewohner hin, welche verzweifelnd vor den leeren Kornmagazinen lagen, deren Inhalt, zur Rettung in der Noth bestimmt, von den lustigen Gemeindeältesten in guten Jahren verkauft und der Erlös von der Gemeinde vertrunken war. Nun hieß es, der Minister des Innern sei Schuld an allem Elend. War die Calamität in Wirklichkeit schon groß genug, so wurde sie von den Gegnern Walújews noch um das Hundertfache vergrößert. Die Reaktion warf ihm vor, den Landgemeinden zuviel Freiheit und Selbständigkeit verliehen zu haben; die nationale Partei, er habe nicht zeitig genug von dem Umfange der Noth Kenntniß gehabt und deshalb nicht zu guter Stunde die erforderlichen Maßregeln ergreifen können. So lächerlich diese Vorwürfe waren — denn wenn der liebe Gott selbst in Rußland Minister des Innern wäre, könnte er eine so apathische, sorglose und leichtsinnige Landbevölkerung vor Hungersnoth nicht sicherstellen —, sie waren für den Augenblick hinreichend, um dem angefeindeten Staatsmann Kränkungen

und Schmähungen ohne Zahl und aus Regionen zuzuziehen, aus denen er sie nicht länger ertragen mochte. Seine Gesundheit war zerrüttet, er brach unter den übermenschlichen Anstrengungen, die er sich aufgebürdet, physisch und psychisch zusammen, forderte seinen Abschied und erhielt ihn im Februar 1868, nachdem er sieben Jahre hindurch mit dem Glanz seiner Begabung, mit den Schätzen seiner Erfahrung und seiner Kenntnisse, mit der wunderbaren Kraft seines unermüdlichen Fleißes das hohe Amt, das er bekleidet, geschmückt hatte.

Beim Abschied von den Beamten seines Ressorts sprach er in würdigem und bescheidenem Selbstbewußtsein unter Anderem die einfachen Worte: „Ich glaube, daß in dieser Zeit das Ministerium des Innern weder an seiner Bedeutung noch an seiner Würde verloren hat; aber zur Ausführung dieses Gedankens, ich erlaube mir zu sagen — dieser Ueberzeugung, füge ich kein einziges Wort hinzu. Die Zeit wird ihr Wort sprechen."

Walújew ging. Ihm folgte der damalige Chef des Postwesens, Generaladjutant Timáschew, welchen die nationale Partei willkommen hieß. Als die officielle Entlassung des hochverdienten Mannes veröffentlicht wurde, war meine Zeitung das einzige russische Blatt, welches dem Scheidenden einen warmen, begeisterten Nachruf widmete.

Nachdem Walújew sein dornenvolles Amt niedergelegt, reiste er in's Ausland, um seine in ihren Grundvesten erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Wahrscheinlich hat er die wenigen Jahre der Muße, die ihm jetzt geboten wurden, zu dichterischer Thätigkeit benutzt und in jener Zeit den Roman geschrieben, der erst viel später, als er wieder in Amt und Würden war, veröffentlicht wurde. Das Werk enthält eine treue Schilderung der russischen Gesellschaft, zu deren typischen Erscheinungen er selbst lange Jahre hindurch gezählt wurde.*)

*) Lorin, Roman in drei Theilen von Graf P. A. Walújew. Aus dem Russischen übersetzt. 2. Aufl. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1882. 8°.

Inzwischen kam man in seiner Heimat zur Besinnung und begriff das Unrecht, das man an ihm begangen. Vier Jahre nach seiner Entlassung als Minister des Innern gab ihm sein Kaiser volle Genugthuung und ernannte ihn zum Minister der Reichsdomänen. Dies Ressort wurde von jeher wegen der ungeheuren Ausdehnung der russischen Staatsgüter als Hauptmotor aller agrarischen Reformen angesehen und die russische Landwirthschaft hat ihm zahlreiche Fortschritte zu danken. Das erste gewaltige Unternehmen Walújews im neuen Bereich seiner Wirksamkeit, die Austrocknung und Urbarmachung der Sümpfe von Polózk, hatte einen so überaus glänzenden Erfolg, daß der Kaiser ihm eine Reihe verschiedener, außerhalb seines Ressorts liegender Aufträge von größter Wichtigkeit übertrug. Zu diesen gehörte die Leitung einer ausgedehnten Untersuchung über den Zustand der Landwirthschaft (1873), der Vorsitz einer Commission zur Regelung der Arbeiter- und Dienstbotenverträge, die Durchsicht des Statuts für die höheren Unterrichts-Anstalten (1874) und das Präsidium der Commission zur Feststellung der Ausnahme-Maßregeln gegen die nihilistischen Verschwörungen (1879). Die neue Thätigkeit Walújews hatte den Kaiser so außerordentlich zufrieden gestellt, daß er ihn im Jahre 1880 von der Verwaltung des Domänenministeriums entband, ihm den Vorsitz im Ministercomité übertrug und ihn einige Monate später in den Grafenstand erhob.

Das Amt eines Vorsitzenden des Ministercomités in Rußland ist in keiner Beziehung mit der Stellung eines Ministerpräsidenten in westeuropäischen Staaten zu vergleichen. Derselbe giebt dem Ministerium keineswegs die leitenden Ideen, die Direktive, er präsidirt eben nur ihren collegialischen Berathungen. Trotz dieser, eigentlich geringen Wichtigkeit des Amtes gönnte man dasselbe dem in der Gunst des Kaisers Alexander II. so hoch Gestandenen nicht mehr, als die unter der jetzigen Regierung zur Herrschaft gelangte Partei den siegreichen Feldzug gegen

alle Anhänger der westeuropäisch-liberalen Richtung unternahm. Der bekannte frühere Botschafter und Unterhändler des Friedens von San Stefano, Graf Ignátjew, Walújews erbittertster Feind, im Jahre 1881 Minister des Innern, veranlaßte eine empörende Beschuldigung gegen ihn in den beleidigendsten Formen. Er sollte als Chef des Domänen-Ministeriums Staatseigenthum in unverantwortlicher Weise verschleudert haben. Graf Walújew rechtfertigte sich vollständig und glänzend. Trotzdem konnte er unter den gegebenen Verhältnissen eine Bestrafung seiner Ankläger nicht erwirken. Nun erbat er seinen Abschied und erhielt ihn (1882). Seitdem blieb der vielgeprüfte, vielgeschmähte, hochverdiente Staatsmann der Oeffentlichkeit fern. Er starb am 27. Januar 1890.

„Die Zeit — wie Peter Alexándrowitsch sich selbst ausdrückte — wird ihr Wort sprechen." Wenn eine leidenschaftslose Kritik sich Bahn gebrochen hat, wird man ihm eine der glänzendsten Seiten im Buche der russischen Geschichte anweisen.

8. Qui pro quo.

(1865.)

Es war im März des Jahres 1865. Am Ufer der Newa blühen um diese Zeit weder Veilchen noch Schneeglöckchen. Der Fluß trägt noch geduldig seinen meterstarken Eispanzer und die Straßen sind unter ansehnlichen Schneehügeln verschwunden. Wenigstens war letzteres in dem genannten Jahre der Fall, alldieweil der sogenannte Trépow'sche Frühling, d. i. die unaufhörliche, sorgsamste Säuberung der Straßen vom Schnee, eine segensreiche Neuerung des bekannten, verstorbenen Stadthauptmanns, Generaladjutant Trépow, damals noch nicht erfunden war.

Es war fünf Uhr Nachmittags, d. h. tiefdunkle Nacht, und ein Wetter, in dem man nicht allein einen Hund, sondern selbst einen Journalisten nur ungern vor die Thüre gejagt hätte. Der Schnee wurde vom Aequinoktialsturm mit wahrer Berserkerwuth aus den fliehenden Wolken auf die Erde gepeitscht und klatschte in großen ballenartigen Flocken an die wohlverkitteten Doppelfenster. Der letzte meiner Mitarbeiter hatte das Büreau verlassen und der Diener den Riegel vorgeschoben. Die Redaktion war bis zum Abend geschlossen.

Mein jüngster Knabe hatte mich schon lange zu Tische gerufen — fünf Uhr ist die gewöhnliche Mittagszeit der nordischen

Residenz —, ich beendigte in meinem Kabinet die Transskription einiger eben eingetroffenen Telegramme und begab mich durch die Familienräume des Hauses in das Speisezimmer, wo die Meinigen, um die dampfende Suppenschüssel versammelt, meiner harrten. Während der Jahrzehnte langen Dauer meiner Wirksamkeit als Chef-Redakteur war das stets der schönste Augenblick des Tages. Vom Morgengrauen bis zu diesem Moment Arbeit, mühselige Arbeit und dazwischen allerlei geringere und größere Unannehmlichkeiten, die sich meistens nicht blos auf den sogenannten Hofjungensärger des guten Onkel Bräsig beschränkten. Meine Kinder hatte ich bis dahin kaum gesehen. Jetzt konnte ich aufathmen im ansehnlichen Kreise der Familie, jetzt „war ich Mensch, jetzt durft' ich's sein" mit dem Bewußtsein, wenigstens eine Stunde lang mir selbst anzugehören. Die Hauptlast des Tages war getragen.

So saß ich denn fröhlich und munter mit Weib und Kindern. Es wurde gescherzt, es wurde gelacht und der Sorgen des Lebens vergessen.

Die Glocke an der in der Nähe befindlichen Eingangsthür der Wohnung erklang. Kein Mensch achtete darauf, wurde sie doch den ganzen Tag über von Briefträgern, Zeitungsboten, Druckereilehrlingen und anderem bekannten Personal belagert.

Wir hatten gerade das erste Gericht verzehrt; die Uhr zeigte halb sechs. Da trat der Diener ein und meldete: „Ein Courier aus dem Ministerium des Innern will Eure Hochwohlgeboren persönlich sprechen".

Ein Courier der Oberpreßverwaltung hieß in damaliger Zeit: „Man hat einen deiner Artikel anstößig gefunden"; ein Courier aus dem Ministerium des Innern aber bedeutete: „Du bist mit einem deiner Aufsätze über alle Maßen tief hineingefallen". Meine Frau sah mich fragend und besorgt an. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele", rief ich ihr lachend zu und ging hinaus zum

Boten des Gerichts. Der bekannte, ausgediente Unteroffizier grüßte militärisch und entledigte sich seines Auftrages in kurzen Worten wie folgt:

„Peter Alexándrowitsch ersucht Eure Hochwohlgeboren um 6 Uhr zu erscheinen".

Peter Alexándrowitsch aber war der Minister des Innern — Staatssekretär Walújew.

Ich wußte ihn mir wohlwollend und zugethan, konnte mir aber in diesem Augenblicke nicht verhehlen, daß eine Botschaft, die mich zu dieser Tageszeit, nach Verlauf einer halben Stunde zu ihm forderte, nichts Erfreuliches bedeuten könne.

Natürlich war's sogleich mit dem traulichen Mittagsmahl vorüber. Der Wagen wurde bestellt, ich kleidete mich in die vorgeschriebene Gala und fuhr in das Ministerium, das von meiner Wohnung wol eine gute Viertelstunde entfernt lag.

Sofort nach meiner Ankunft wurde ich durch die Empfangssäle direkt in das Kabinet des Ministers geführt, dessen ungeheurer Raum, nur von wenigen Lampen mit gedämpftem Lichte erhellt, wie gewöhnlich in mystischer Dämmerung lag. Der Minister trat mir entgegen.

„Das muß mir mit Ihnen widerfahren!" sagte Peter Alexándrowitsch, indem er mir ein Zeitungsblatt hinhielt. Die gewinnende Freundlichkeit, die einnehmende liebenswürdige Umgangsform, ja ein gewisser Grad von Gemüthlichkeit, die mich an dem hochgestellten Manne stets entzückt hatten, wenn ich Gelegenheit fand, mich mit ihm zu unterhalten, sie schienen bis auf die letzte Spur verschwunden. Kalt und ernst stand er mir gegenüber und zeigte fast drohend auf das bedruckte graue Papier.

Ich nahm das Blatt entgegen. Es war eine Nummer der „Posener Zeitung" und gleich auf der ersten Seite des unansehnlichen publicistischen Machwerks bezeichneten derbe, breite Rothstiftstriche einen incriminirten Artikel.

Derselbe begann mit den Worten: „Die officielle »St. Petersburger Zeitung« schreibt:". Dieser Anfang schon enthielt ein Falsum. Die von mir herausgegebene Zeitung war niemals officiell, höchstens, wie ich erzählte, etwa ein Jahr verschleiert officiös gewesen. Nach jenem Eingangspassus folgte der kolossalste politische Unsinn, den wohl jemals ein hirnverbrannter Zeitungsschreiber in die Welt gesandt hat. Dem wesentlichsten Inhalte nach bestand der Artikel aus einem Projekt, das österreichische und preußische Polen mit dem russischen zu einem slawischen Nebenreiche Rußlands zu vereinigen.

Ich las das merkwürdige Elaborat und gab das Blatt dem Minister zurück. „Hohe Excellenz", sagte ich — in Rußland titulirt man den Minister „hohe Excellenz" (Wyssókoprewoschoditelstwo) — „die »Posener Zeitung« ist in diesem Falle doch wohl kein Corpus delicti, das gegen mich zeugt. Wäre es meine eigene Zeitung, die Sie mir vorlegten, und jener Artikel stände in derselben, die Sache wäre zwar unerklärlich, aber unwiderleglich. So aber gebe ich Ihnen mein Ehrenwort und fordere Sie auf, die Wahrheit meiner Behauptung auf das Strengste untersuchen zu lassen, daß ein solcher Blödsinn nie in meiner Zeitung gestanden hat."

Das Antlitz des Ministers zeigte wieder einige matte Sonnenstrahlen.

„Ihr Ehrenwort genügt mir vollkommen", sagte Peter Alexándrowitsch, „aber wie ist es möglich, daß die »Posener Zeitung« sich auf die Ihrige als die Quelle eines solchen Vorschlags berufen kann? Der Statthalter im Königreich Polen, Graf Berg, hat mir diese Zeitungsnummer aus Warschau gesandt und sich bei mir bitter darüber beklagt, daß Sie ihm durch Publikation solcher Artikel seine politische Wirksamkeit in unverzeihlicher Weise erschweren. Die Veröffentlichung von dergleichen Projekten — meint der Graf — müsse die Regierungen von Preußen und Oesterreich im höchsten Grade gegen Rußland

aufbringen. Man müsse auf das Strengste gegen Sie verfahren und ein Exempel statuiren."

„Ich glaube nicht" — war meine Antwort —, „daß Sie in dem vorliegenden Falle dazu Veranlassung finden werden. Für den Augenblick finde ich keinen Zusammenhang in der Sache. In der morgen erscheinenden Nummer meines Blattes werde ich auf das eigenthümliche Citat der »Posener Zeitung« hinweisen und eine Aufforderung und Bitte an die ausländischen Zeitungen daran knüpfen, bei Angabe der Quellen ihrer Nachrichten über Rußland gewissenhafter und genauer zu verfahren. In dieser Weise wird hoffentlich die Wahrheit an den Tag kommen, die ich nicht verfehlen werde, Eurer hohen Excellenz sofort mitzutheilen."

„Es ist mir lieb, daß diese Angelegenheit eine solche Wendung nimmt" — sagte der Minister in alter, freundlicher Weise und reichte mir die Hand —, „lieb vor allen Dingen Ihretwegen und dann auch wegen des Censors, welchem die Durchsicht Ihrer Zeitung obliegt. Ich schätze den Mann, der sein schwieriges Amt mit Takt und humaner Gesinnung verwaltet, und hätte ihn doch wegen der groben Nachlässigkeit, einen Artikel wie den vorliegenden unbeanstandet zu lassen, von seinem Platze entfernen müssen. Ich habe ihn heute Abend zu mir beschieden und bin erfreut, daß ich keinen Schuldigen in ihm zu strafen gezwungen bin."

„Der Raum, den Ihre Einsicht dem Flügelschlag der jungen russischen Presse gewährt" — erwiderte ich —, „ist weit genug, um den ruhigen und vernünftigen Theil der Publicistik vor solchen Ueberschreitungen zu bewahren."

„Bei Ihnen freilich bin ich sicher", meinte Peter Alexándrowitsch, „und habe in Wahrheit nicht einen Augenblick an Ihre Schuld geglaubt. Aber seien Sie auch künftig auf Ihrer Hut:

»quandoque bonus dormitat Homerus«.

Seien Sie aufmerksam, damit nicht in einem unbewachten Moment etwas durchschlüpfe, das Sie compromittiren könnte."

Peter Alexándrowitsch Walújew war, ohne von der Existenz Büchmanns etwas zu ahnen, in den „geflügelten Worten" der Dichter des klassischen Alterthums ebenso gut zu Hause wie in den Lieblingsstellen aller modernen europäischen Autoren.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich den braven Censor vor, der mich in angstvoller Aufregung in meinem Kabinet erwartete. Als er seine Einladung zum Minister erhielt, hatte er erfahren, daß auch ich zur „hohen Excellenz" citirt war, und da die vorliegende Angelegenheit selbstverständlich uns beide betreffen mußte, wünschte er zu erfahren, um was es sich handle. Ich konnte ihn beruhigen.

Am folgenden Tage erschien die erwähnte Publikation in meinem Blatte. Sie hatte den vorausgesehenen und erwünschten Erfolg. Kaum eine Woche war nach der Veröffentlichung meiner Rüge über den Artikel der „Posener Zeitung" verflossen, da wurde dieselbe in der „Kölnischen Zeitung" reproducirt und die folgende Aeußerung daran geknüpft: „Wir begreifen auch nicht, wie die »Posener Zeitung« darauf verfallen konnte, die »St. Petersburger Zeitung« als Quelle anzugeben. Wir haben denselben Artikel aus dem Original reproducirt und befindet sich dasselbe in dem »Warschawski Dnjewnik« vom 13. März."

Im ersten Augenblick glaubte ich, die „Kölnische Zeitung" habe sich einen Scherz erlaubt, dem jedenfalls das Prädikat der guten Erfindung in vollem Maße gebührte. Als Quelle des von dem Statthalter Polens verfolgten Artikels, für den ich als vermeintlicher Autor vom Grafen Berg auf Grund des Citats der „Posener Zeitung" peinlich angeklagt worden, als Quelle dieses Artikels den »Warschawski Dnjewnik« hinzustellen, das in Warschau erscheinende officielle Organ des Grafen Berg selbst, das auspiciis et auctoritate des mächtigen Stellvertreters des Zaren, unter seinen eigenen Augen, in seiner eigenen Kanzlei, von seinen eigenen Beamten redigirt und

censirt wurde — wahrlich, diese Erfindung wäre des witzigsten Schalks des Kölner Carnevals würdig gewesen. Aber dennoch — der ganzen Fassung nach war die Mittheilung der „Kölnischen Zeitung" ernst gemeint.

In den Redaktionsbüreaus St. Petersburgs fand sich nicht eine einzige ältere Nummer des »Warschawski Dnjewnik«. Das Blatt wurde überhaupt wenig oder gar nicht beachtet. Ich verschrieb mir die Zeitung aus Warschau. Mit einem wahren Heißhunger durchwühlte ich das nach einiger Zeit eingetroffene Paket. Endlich! da war die von der „Kölnischen Zeitung" bezeichnete Nummer und da stand auch der bewußte, verfehmte Artikel darin, und — die „Kölnische Zeitung" hatte Recht!

Ich glaube, Peter Alexándrowitsch Walújew hat während der sieben dornenvollen Jahre seiner Laufbahn als Minister des Innern nicht ein einziges Mal so herzlich gelacht wie in dem Augenblick, als ich ihm die betreffende Nummer des »Warschawski Dnjewnik« übergab und den Zusammenhang der Sache erklärte.

In welcher Weise dem Grafen Berg geantwortet und die tragikomische Geschichte mitgetheilt wurde, habe ich natürlich nicht erfahren.

Im Januar des Jahres 1874 war der greise General-Feldmarschall zur Hochzeitsfeier der Kaiserstochter nach St. Petersburg gekommen. Noch vor den Hymenäen lag er im Sarge. Als ich an seinem Katafalk stand, den die Hand der Pietät mit eben aus Algier eingetroffenen herrlichen Veilchen bestreut hatte, mußte ich unwillkürlich der kurzen schlimmen Minuten und der langen ungeheuren Heiterkeit gedenken, deren Ursache vor neun Jahren der alte Kriegsmann, gewiß recht gegen seinen Willen, gewesen.

9. Ein Stündchen beim Kanzler des Norddeutschen Bundes.

(1867.)

Wo auch nur heute und in künftigen Tagen deutsche Herzen sich an dem Dasein des erstandenen deutschen Reiches erfreuen, da wird der Name des großen Staatsmannes genannt werden, dem nächst der weisen und kräftigen Führung Wilhelms des Siegreichen und der beispiellosen Tapferkeit und Aufopferung des Volkes in Waffen das hervorragendste Verdienst gebührt an der Größe und Einheit des neuen Deutschlands.

Wie emsig wir auch die Seiten der Geschichte durchblättern mögen, wir finden keinen Mann, der den Haß und die Feindseligkeit seiner Zeitgenossen mit mehr Geduld und Gleichmuth über sich ergehen ließ, während er und sein Land der Vollendung einer großen Zeit entgegenwuchsen, wir finden keinen, der mit schärferem Blick die verwickelten Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft durchschaute, keinen, der mit entschiedenerer Festigkeit und größerem Muth das Anbrechen des Tages erwartete, an dem er mit starker Hand in die Räder der Weltgeschichte eingreifen konnte, keinen, der diese Geschicke sicherer und genialer zu lenken gewußt hätte:

Wind und Wellen spielen mit dem Schifflein,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.

Als Otto Freiherr von Bismarck im Jahre 1862 die Leitung des Auswärtigen Amtes in Preußen übernahm, wurde er gerade von denen am erbittertsten gehaßt, die es am redlichsten mit der Zukunft Deutschlands meinten. Seit den Befreiungskriegen lebte der Gedanke der Einigung Deutschlands in den Herzen seiner besten Söhne. Er war der Traum ihrer Jugend, das Ziel ihrer Manneskraft, die Sehnsucht ihres Greisenalters. Aber seine Verwirklichung erstrebte man nicht in der Energie der That, man suchte sie im Schwunge der Begeisterung, in der Macht des Wortes, in der Harmonie des Gesanges. In diesen anmuthigen, mit Blumen umrankten Irrthum hinein warf der preußische Staatsminister das scharfe, kecke Wort: „Nicht durch Majoritätsbeschlüsse, nicht durch Turnerversammlungen, Schützenfeste und Liedertafeln wird Deutschland einig, sondern durch Blut und Eisen".

Und eine neue Flut des Zornes friedfertiger Patrioten brach über ihn hin. Da kam das Jahr 1866. Es galt den Kampf um das Führeramt in Deutschland. Und wiederum erhoben sich die Stimmen der besorgten Vaterlandsfreunde und der Angstschrei ertönte in Süd und Nord: „Soll Bismarck'sches Regiment nun herrschen über ganz Deutschland?" Aber das Häuflein dieser Geängsteten war bereits zusammengeschmolzen und mancher war zu der Einsicht gelangt, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der größer war als sein äußerer Schein, daß für diesen Mann recht eigentlich das Wort des Dichters gesprochen wurde:

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken".

Und vertrauensvoll sammelte sich um ihn die Schar derjenigen, welche die Zukunft Deutschlands nicht mehr in rosigen Träumen suchten. Preußens Macht wuchs gewaltig empor, und der Norddeutsche Bund war ein starker Fels der Einigung, an dem alle feindlichen Gelüste ohnmächtig zerschellten.

Es kam das Jahr 1870, das Jahr, dessen Schlachtendonner noch in den Herzen vieler Lebenden nachbebt, und Graf Bismarck hatte die Geschicke des Bundes so zu leiten gewußt, daß die süddeutschen Staaten, daß das deutsche Volk in ihm das Heil seiner Zukunft erblickte. Und als das französische Heer die Ufer des Rheins bedrohte, da stürzte die Schranke, welche die Brüder von einander schied, in Trümmer, und Deutschland war einig, einig durch Blut und Eisen!

Der Krieg, der Tausende von Leichen über die zertretene Frucht des Feldes hinstreckte, er hat Deutschlands Geschicke für alle Zeiten entschieden. Deutschland ist stark, einig und groß geworden und von der Nordsee bis zu den Alpen, vom Niemen bis zu den Gipfeln der Vogesen schlägt jedes wahrhaft deutsche Herz voll Dankes für den großen Lenker der politischen Geschicke Deutschlands, der durch seine Voraussicht, seine Klugheit und Staatsweisheit die Bahn ebnete, auf der das siegreiche Heer unter seinem tapferen Könige Deutschlands Einheit und Größe zurückerkämpfen konnte.

Und so wurde ein zweites keckes Wort des allgemein gefeierten Mannes zur Wahrheit, ein Wort, das er zu jener Zeit sprach, als der wüthendste Haß in Preußen und Deutschland um ihn tobte, das Wort: „Ueber Jahr und Tag werde ich der populärste Mann in Preußen sein". Und dieses Wort, das damals als ein Uebermaß der Arroganz gebrandmarkt wurde, heute erscheint es uns rührend in seiner Bescheidenheit. Nicht der populärste Mann in Preußen, nicht der populärste in Deutschland, Fürst Bismarck ist der populärste Mann der Welt und die Geschichte Deutschlands wird ihn mit Stolz nennen, wenn alle Augen, die ihn einst gesehen, schon längst die Nacht des Todes deckt.

So werden es die freundlichen Leser dieses Buches nicht allein gerechtfertigt finden, sie werden es mir gern Dank wissen, wenn ich ihnen eine inhaltsreiche Unterredung mittheile, die

mir einst von unserem großen Zeitgenossen vergönnt wurde, um so mehr, da sie sich von dem Thema meiner Erinnerungen nicht entfernt. —

Als der Sommer des Jahres 1866 ins Land gekommen, erschien auch uns im hohen Norden der politische Horizont nicht vollkommen klar, aber an einen Krieg, einen unmittelbar bevorstehenden Krieg glaubte niemand. Ich beurlaubte den treu mir zur Seite stehenden ersten Gehülfen in eine weit entlegene Sommerfrische und gedachte mich in der ruhigeren Zeit der heißen Monate mit der verdoppelten Arbeit allein durchzuschlagen. Das erschien an sich diesmal schon keine kleine Aufgabe, da eine wahrhaft saharische Hitze den Körper lähmte und den Geist erschlaffte.

Die Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich hielt man in unseren Kreisen nicht für tiefgreifend genug, um einen Krieg zwischen verwandten Stämmen herbeizuführen. Die Vermittelung des Kaisers Alexander schien die Gefahr eines blutigen Conflikts vollständig auszuschließen, und wir sahen dem Kommenden ruhig entgegen. Da brachte der plötzliche und unvermuthete Ausbruch des Kampfes zwiefache Ueberraschung, und dazu mir keinen gelinden Schrecken, da ich nun einer vielfach gesteigerten Arbeit ohne kräftige Unterstützung entgegensehen mußte. Aber die Nachricht, welche die in St. Petersburg lebenden eingewanderten Deutschen wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, trug ein Moment in sich, wol geeignet, auch die schwerste und anstrengendste Arbeitslast leicht zu machen. Wie ein dunkler Schleier zerriß es vor meinen Augen; ich sah das Buch der Zukunft vor mir aufgeschlagen und las darin in goldenen Riesenlettern: „Das ist der Weg zu Deutschlands Einheit".

Mancher Leser wird bei diesen Worten denken: „Es ist keine Kunst, die Vorhersagung von Thatsachen für sich in Anspruch zu nehmen, die seit beinahe drei Decennien der Vergangenheit angehören", aber die täglichen Leitartikel der „St. Peters-

burger Zeitung" aus jener Zeit, die ich damals sämmtlich allein zu schreiben hatte und die in den gesammelten Exemplaren des Blattes im Archive der Redaktion, in der Bibliothek der Akademie und in der kaiserlichen Bibliothek aufbewahrt sind, können jedem Ungläubigen sofort zum Beweise dienen, daß ich beim Eintreffen der Kriegsbotschaft in der That die richtige Ansicht von der Tragweite des Ereignisses hatte und öffentlich aussprach.*)

*) Ich will hier als einzigen Beleg die folgende Stelle aus der „Rundschau" vom 22. Juni (4. Juli) 1866 (Nr. 40 der „St. Petersburger Zeitung") mittheilen:

„Um möglichen Mißverständnissen zu begegnen, kommen wir nochmals auf unseren Standpunkt in Betreff beider kriegführenden Parteien zurück. Was es mit dem Standpunkte in dem gegenwärtigen Kampfe für eine Bewandtniß hat, haben wir hier und dort angedeutet; es läßt sich in kurzen Worten zusammenfassen. In Betreff des formellen Vorwandes zum Kriege, der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, ist Preußen wie Oesterreich vom Standpunkte des Bundesrechts wie des Staats- und Erbrechts im Unrecht. Beide verfuhren vom Gesichtspunkte der praktischen Politik, das heißt des Nützlichkeitsprinzips; beide haben den Bund wie das Erbrecht perhorrescirt; beide bemächtigten sich der Herzogthümer als Kriegsbeute, ohne den Schein irgend einer anderen Begründung ihrer Ansprüche, und beide sind über die Theilung der Beute in Streit gerathen.

Aber der gegenwärtige Krieg entscheidet für Deutschland über ganz andere Dinge als die verhältnißmäßig armselige schleswig-holsteinische Angelegenheit; es ist der wieder zum Ausbruch gekommene Kampf, der eine Zeit lang offen, seit hundert Jahren versteckt geführt wurde, der Kampf um das Uebergewicht Preußens oder Oesterreichs in Deutschland. Wir hatten uns dahin ausgesprochen, daß, wie die Sachen liegen, wir für das Heil Deutschlands unbedingt den Waffen Preußens den Sieg wünschen müssen. Wenn uns darauf jemand entgegnete: »Also in ganz Deutschland soll Bismarck'scher Absolutismus eingeführt werden, in ganz Deutschland soll der Parlamentarismus unterdrückt, sollen die Rechte des Volkes mißachtet werden wie jetzt in Preußen?« so würden wir antworten: »Das verhüte Gott, das kann unsere Meinung nicht sein!«

Und das kostete keinen geringen geistigen Kampf, mir selbst und den St. Petersburger Deutschen gegenüber. Fast ausnahmslos gehörten wir in der Politik einer liberalen Richtung an und hegten für das preußische Regiment und namentlich für den Minister Grafen von Bismarck-Schönhausen nichts weniger als sympathische Gefühle. Als ich mich nun in mehreren fortlaufenden Artikeln ganz entschieden auf die Seite Preußens stellte und darauf hinwies, daß hier die Zukunft Deutschlands sei für alle Zeit, stieß ich auch in deutschen Kreisen, und gerade bei den besseren, zunächst auf Widerstand, der sich aber bald in herzliche und begeisterte Zustimmung verwandelte. Das Mißtrauen, welches die deutschen Landsleute in Rußland anfänglich dem Vorgehen Preußens entgegentrugen, verwandelte sich bald in enthusiastische Anerkennung, die man nicht selten

---

Der Krieg, der gegenwärtig in Deutschland die Felder mit dem Bruderblute von vielen Tausenden tränkt, dieser Krieg entscheidet Deutschlands Geschicke für andere Zeiten als die unseren, für Zeiten, in denen jedwede Hand, die heute dieses Blatt hält, längst vermodert ist, für Zeiten, in denen König Wilhelm wie sein mächtiger Minister längst vom Schauplatze der Thaten abgetreten sind und der Geschichte angehören, und jene Zeiten

Sie bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

Für diese Zeiten fallen um Deutschlands Geschicke heute auf den Schlachtfeldern die eisernen Würfel, und fragen wir uns, ob für jene Zukunft Preußen oder Oesterreich in Deutschland präponderiren soll, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Mit demselben Freimuth, mit dem wir die Politik des Grafen Bismarck verwerfen, bekennen wir, daß wir in dem preußischen Volke, dem preußischen Staate die Träger deutscher Intelligenz und nationaler Selbständigkeit sehen, darum wünschen wir Preußen und nicht Oesterreich an Deutschlands Spitze, darum wünschen wir den Waffen Preußens und der mit ihm verbundenen norddeutschen Staaten den Sieg."

mir persönlich zubrachte und die mich mit Freude und Befriedigung erfüllte. Man wird es begreiflich finden, daß mir unter diesen Umständen die in der That sehr bedeutend anwachsende Arbeit leicht von der Hand ging, und ich habe — die Zeit des Krieges gegen Frankreich ausgenommen — nie wieder mit solcher Lust, und ich darf wohl sagen mit solchem Erfolge, die Feder geführt.

Meine Stellung war dabei eine eigenthümliche und keineswegs dornenfreie. Der russische Hof und die gesammte russische Presse standen auf österreichischer Seite; natürlich auch das „Journal de St. Petersbourg", das officiöse Organ des Ministeriums des Auswärtigen, welches in den Jahren 1870 und 1871 einen völlig unparteiischen Standpunkt einzunehmen wußte. Tag und Nacht trafen Telegramme ein, bald aus dem preußischen, bald aus dem österreichischen Lager. Die russische Presse erklärte die letzteren für die reine, ungeschminkte und unangreifbare Wahrheit, während es mir nicht schwer wurde, die thatsächliche Unmöglichkeit dieser Nachrichten aus den begleitenden Umständen nachzuweisen. So führte ich täglich mit den Waffen des Humors und der Satire den Kampf gegen die gesammte Presse St. Petersburgs.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß sich zwischen der diplomatischen Vertretung Preußens am russischen Hofe und mir Beziehungen bildeten, welche mich in meiner Arbeit und meinem Streben ermuthigten und förderten. Der damalige Geschäftsträger, der leider zu früh verstorbene, hochbegabte Graf Heinrich von Keyserling-Rautenburg, welcher mir, neben seinem Dank für die kräftige Unterstützung der preußischen Politik, persönlich zugethan war, versah mich mit allen Nachrichten von Wichtigkeit, die er erhielt, und gab mir so neue und zuverlässige Waffen zur Fortsetzung des Streites in die Hand.

Gegen Ende des Krieges erließ ich im Verein mit dem nun längst entschlafenen Akademiker von Kämtz einen Aufruf

zu Beisteuern für die Verwundeten, wobei jeder, welcher eine Gabe darbrachte, bestimmen konnte, welcher von beiden Armeen sein Schärflein zu Gute kommen sollte. Der Ertrag unserer Sammlung belief sich auf viele Tausende von Rubeln und eine ganze Schiffsladung Leinwand, Wäsche, Charpie u. dgl. Alles war für Preußen bestimmt, mit Ausnahme von hundert Rubeln, welche der österreichische Consul für Oesterreich gespendet hatte.

Welchen Anstrengungen ich mich während des freilich wunderbar schnellen Verlaufs des Krieges hatte unterziehen müssen, machte sich erst nach eingetretener Ruhe fühlbar, und ich sah mich genöthigt, im Sommer 1867 eine längere Kur- und Erholungsreise anzutreten. Beim Abschiede äußerte Graf Keyserling den Wunsch, ich möchte mich in Berlin dem inzwischen zum Kanzler des Norddeutschen Bundes gewordenen Grafen von Bismarck vorstellen, für dessen Größe ich jetzt die aufrichtigste und und begeistertste Verehrung empfand. Ich brauche nicht zu sagen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit ich auf die Idee des befreundeten Diplomaten einging.

Am 11. August um halb neun Uhr Abends wollte mich Graf Bismarck empfangen. Er war erst in der Nacht vorher in Begleitung des damaligen Legationsraths von Keudell nach Berlin von Ems zurückgekehrt, wo er bei seiner Majestät dem Könige verweilt hatte. Punkt halb neun Uhr befand ich mich in dem Empfangszimmer des Bundeskanzlers. Er war ausgefahren, wurde aber in kürzester Zeit zurückerwartet. Zehn Minuten später rollte ein Wagen auf die Rampe, und ich wurde ersucht, in das Kabinet des Bundeskanzlers einzutreten.

Graf Bismarck kam mir entgegen und reichte mir die Hand. Er bat um Entschuldigung, daß er mich habe warten lassen, er habe jetzt viel mit der Einrichtung des Sitzungslokals für den Reichstag des Norddeutschen Bundes zu schaffen.

Nach einigen Worten von meiner Seite sagte Graf Bismarck: „Sie sind uns eine so kräftige, eine mit so viel Dank

anerkannte Stütze, daß ich, obgleich ich eben von der Reise zurückgekommen und mit Geschäften überhäuft bin, es mir nicht habe versagen wollen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Graf reichte mir einen Sessel und ersuchte mich, Platz zu nehmen. Wir setzten uns.

„Sie sind kein in Rußland geborener Deutscher", fuhr Graf Bismarck fort, „man hört das sogleich an Ihrer Mundart."

„Ganz richtig, Herr Graf", erwiderte ich, „ich bin ein Waldecker. Eigenthümlicher Weise wollen aber gerade an meiner Sprache viele erkennen, daß ich aus Rußland komme."

„Die müssen für die Nüancen der Dialekte kein feines Gehör haben; bei Ihnen kann durchaus kein Zweifel sein. — Ihre Stellung ist jetzt eine sehr schwierige geworden, wie ich höre."

Ich mußte dieser Ansicht beipflichten und schilderte dem Bundeskanzler die ununterbrochenen Angriffe und Machinationen der nationalen Partei, ihren brennenden Haß gegen die Deutschen und alles deutsche Wesen und ihre Versuche, das russische Volk gegen die Deutschen aufzuhetzen.

„Und doch sind die höheren Regionen der russischen Gesellschaft von diesem Hasse durchaus frei geblieben", entgegnete der Kanzler. „Ich habe viele vornehme Russen gesprochen, welche die Gesinnungen und Stimmungen jener Partei keineswegs theilen."

Ich bestätigte, daß die unteren und oberen Schichten des russischen Volkes von dem Haß der politischen Spitzführer gegen die Deutschen noch nicht inficirt worden, der seinen Herd vorzüglich in der mittleren Sphäre, den Kreisen der niederen Beamten, Literaten ꝛc., habe.

„Ich glaube nicht, daß dieser Haß jemals in andere Kreise vordringen wird", sagte Graf Bismarck. „Es kann ja auch nicht anders sein; der Russe wird den Deutschen nie entbehren können. Der Russe ist ein sehr liebenswürdiger Mensch. Er

hat Geist, Phantasie, ein angenehmes Benehmen, gesellige Talente — aber täglich auch nur acht Stunden arbeiten, und das sechs mal in der Woche und fünfzig Wochen im Jahr — das wird in Ewigkeit kein Russe erlernen. Ich erinnere mich der treffenden Worte, die ein russischer Militär in meiner Gegenwart äußerte. Die Unterhaltung berührte den Umstand, daß so viele Officiere deutscher Abstammung in der russischen Armee bis zum General avanciren. »Wie sollte ein Deutscher nicht General werden!« sagte jener Militär, »er trinkt nicht; er stiehlt nicht; er ist nicht liederlich; er reitet sein Pferd selbst — da muß er es schon bis zum General bringen.«"

„Ein vortrefflicher Beitrag zur Charakteristik des russischen Volkes", sagte ich, „ist die Schilderung der Art und Weise, wie der russische Edelmann zu Bette geht. »Jefim«, sagt er zu dem Diener, »entkleide mich!« Es geschieht. »Gieb mir zu trinken!« Jefim gehorcht. »Lege mich in's Bett!« Jefim thut es. »Decke mich zu!« Jefim deckt ihn zu. »Bekreuzige mich!« Jefim schlägt das Kreuz über seinem Herrn. »So«, sagt derselbe, »nun kannst Du gehen; das Einschlafen werde ich selbst verrichten.«"

„Und ich bin überzeugt", sagte Graf Bismarck herzlich lachend, „daß gerade die ärgsten jener Schreier keine Arznei einnehmen würden, die ein russischer Apotheker bereitet hat. Die deutschen Pharmazeuten, Bäcker, Wurstmacher ꝛc. wird man in Rußland nie entbehren können. Aber auch in ganz anderen viel höheren Sphären werden sich die eigenthümlichen Eigenschaften des deutschen Namens stets Geltung verschaffen. — Der Reichskanzler Fürst Gortschaków war unter der Regierung des Kaisers Nikolái lange in nichtssagenden, untergeordneten Aemtern zurückgehalten worden; man hatte seine bedeutende Begabung nicht erkannt. Der Fürst schrieb die Zurücksetzung, die er erfahren, dem deutschen Einfluß zu, und als er an's Ruder kam, entfernte er, wo es irgend zulässig war, alle Deutschen aus dem

Geschäftsgebiet seines Ministeriums. Sehen wir uns nun heute nach dem Resultat um: Die wichtigsten Gesandtschaften: London, Paris, Wien ꝛc., sind mit Deutschen besetzt, die talentvollsten Redakteure des Ministeriums sind Deutsche*); ja, Fürst Gortschakow selbst würde nicht die Arbeitskraft haben, die er besitzt, wenn seine Mutter nicht eine Deutsche gewesen wäre; ich habe ihm das selbst gesagt."

Das Gespräch wendete sich nun zu den von der russischen Presse hier und da ausgesprochenen Befürchtungen, die deutsche Begehrlichkeit werde ihre Hände nach den baltischen Provinzen oder Polen ausstrecken. Ich erzählte dem Grafen, wie oft ich in ausführlichen Exposés den unwiderlegbaren Beweis geführt habe, daß der Erwerb der russischen Ostseeprovinzen für Preußen nur eine Schwächung sein könne, daß es mir aber nicht gelungen sei, die russischen Germanophoben zu überzeugen und zu beruhigen.

„Was sollte uns auch dieser lange, vorgeschobene Streifen, zwischen dem Meere und Polen, ohne Hinterland — ein Nichts, für das wir die ewige Feindschaft Rußlands eintauschen würden", sagte Graf Bismarck. „Nein, es ist besser so. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen auch in Zukunft der Guano sein, der jene große russische Steppe düngt. Auch wäre den Bewohnern jenes Landstrichs durchaus nicht damit gedient, wenn sie preußisch würden. Unsere preußische Verfassung mit lettischen und estnischen Urwählern wäre für die kurischen und livländischen Barone, wie ich sie kenne, ein sehr zweifelhaftes Vergnügen."

Nachdem das Gespräch noch kurze Zeit bei den Ostseeprovinzen verweilt, fuhr der Bundeskanzler fort:

---

*) Später auch der Gehülfe des Reichskanzlers, W. von Westmann, von welchem im 5. Abschnitt ausführlich die Rede gewesen, der Direktor der Canzlei des Ministers, von Müller, und zahlreiche Beamte aller Departements des Ministeriums.

„Was Polen betrifft, so haben wir niemals begehrliche Absichten gehegt und werden solche niemals haben können. In Bezug auf Polen ist unsere Bestimmung, das Land im Verein mit Rußland zu pacificiren; das haben wir deutlich genug kundgegeben."

„Rußland und Preußen", sagte der Graf nach einer kurzen Bemerkung von meiner Seite, „sind auf das freundschaftlichste Verhältniß zu einander angewiesen. Beide Reiche sind rein defensiver Natur und müssen sich gegenseitig stützen. Zur Zeit des Krymkrieges hatte Oesterreich mit Preußen die Abmachung getroffen, letzteres solle beim Eintritt bestimmter Eventualitäten eine Armee an der russischen Grenze aufstellen. Oesterreich glaubte eines schönen Tages, der vorgesehene Moment sei gekommen, und verlangte von Preußen die stipulirte Aufstellung eines Heeres an Rußlands Grenze. Friedrich Wilhelm der Vierte, unser damaliger Herr, berief mich aus Frankfurt a. M., wo ich zur Zeit Bundestagsgesandter war, und wollte meine Ansicht in der Sache hören. »Stellen Sie eine Armee auf«, sagte ich, »aber nicht an der polnischen Grenze, sondern in Oppeln, dann können Sie Europa den Frieden diktiren.« Aber Friedrich Wilhelm der Vierte hatte für dergleichen energische Schritte ein zu zart besaitetes Nervensystem und meinte, wir hätten zum Demonstriren nicht Geld genug. Man kannte eben damals noch nicht die Kraft unserer Armee."

„Ich habe es dem Fürsten Gortschakow gesagt: Ihr Wohlwollen für Preußen haben Sie billig; Sie sind darauf angewiesen, mit diesem Nachbar Freundschaft zu halten. Preußen ist das Tampon zwischen Frankreich und Rußland, und wenn Sie ein Bündniß mit Frankreich in Aussicht stellen, so kann sich Preußen nur darüber freuen. Eine solche Allianz wäre die sicherste Gewähr, daß Sie uns Frankreich vom Leibe halten, denn uns können und dürfen Sie nichts thun."

„Ja", setzte der Graf lächelnd hinzu, „die Politik ist die Lehre vom Möglichen."

Das Gespräch wendete sich wieder zu den Agitationen der enragirten russisch-nationalen Partei, der Katkow und Genossen, und der Graf meinte, dieses Treiben habe so wenig reelle Basis und sei eine solche Thorheit, daß es sich nothwendig im Sande verlaufen müsse. Er gab mir den Rath, jene Angriffe nicht immer ernst zu nehmen und mir dann und wann auch einmal über den Kopf schießen zu lassen, ohne mir viel daraus zu machen.

„Es wäre eine große Thorheit von Rußland", sagte Graf Bismarck, „wenn es die Ostseeprovinzen entnationalisiren und russificiren wollte. Es würde sich dadurch des Stammes ehrlicher Staatsdiener berauben, den es von dort bezieht. Ist es doch eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß der zum Russen gewordene Deutsche viel ärger ist als der Russe selbst. Der Russe stiehlt, um einem augenblicklichen Bedürfnisse abzuhelfen, wenn aber der Deutsche stiehlt, so denkt er dabei an die Zukunft und sorgt für Frau und Kinder. Da kommt die énergie teutonique hinzu, wie mir ein geistreicher Russe einst sagte."

Ich erwartete, daß der Bundeskanzler mich in üblicher Weise entlassen werde. Da er aber nicht die geringsten Anstalten dazu machte, hielt ich es für meine Pflicht, seine Zeit nicht länger in Anspruch zu nehmen und aufzubrechen. Zum Abschiede reichte er mir mit herzlichem Gruße beide Hände, wünschte mir glückliche Reise und entließ mich mit den Worten:

„Nun, werden Sie nicht müde und kämpfen Sie wacker, vergessen Sie aber auch nicht, daß Vorsicht der beste Gefährte der Tapferkeit ist!"

Graf Bismarck machte auf mich einen ungleich angenehmeren Eindruck als alle Bilder, die ich bis dahin von ihm gesehen. Seine große, imposante Gestalt war damals noch schlank, seine Züge schön und ausdrucksvoll. Die Stimme, wie der Ausdruck seiner Mienen hatten während der Unterhaltung etwas ungemein Mildes. Sein schalkhaftes Lächeln war überaus gewinnend.

10. Ein amtlicher Verweis.

(1867.)

Die lange Leine, an welcher die Tagesliteratur von den Regierungsorganen festgehalten wurde, während sie ihren harmlosen Trab und dann und wann einen zierlichen Extra-Galopp ausführte, wurde mit jedem Tage kürzer. Den Herausgebern unserer Journale wurde es von Tag zu Tag bedenklicher und ängstlicher zu Muthe. Dazwischen aber gab es wieder heitere Augenblicke, in denen das schmerzverzogene Antlitz der tragischen Muse sich in die munteren, verschmitzt lächelnden Züge des Clowns verwandelte. Dergleichen Momente wirkten wie ein erfrischender Sommerregen nach der Gewitterschwüle und über solch' eine Scene unbewußter und nicht gewollter Komik mag hier berichtet werden.

Mit den Chefs der Oberpreßverwaltung ging es wie in den Geschlechtsregistern des Neuen Testaments. Der Zweite folgte dem Ersten, um seinerseits wieder dem Dritten Platz zu machen, ohne daß von ihnen, außer dem Namen, etwas Besonderes zu bemerken gewesen wäre. So hatte das Regiment Schtscherbinins nur kurze Frist gedauert, um seinem Nachfolger Pochwissnjew das Feld zu räumen. Geheimerath Senator Michail Nikolájewitsch Pochwissnjew war Zögling des Alexander-Lyceums, hatte seinen

Dienst im Ressort des Apanagendepartements begonnen und war dann in das Ministerium des Innern übergetreten. Er rückte hier von Amt zu Amt aufwärts und war sechs Jahre lang Gouverneur von Wilna unter der oberen Verwaltung des Generalgouverneurs, Generaladjutant Nasimow. Nachdem er eine Zeit lang Direktor des Departements der Exekutivpolizei gewesen, wurde er zum Chef der Oberpreßverwaltung und später zum Senator ernannt.

Pochwissnjew war die unter den höheren russischen Staatsbeamten viel verbreitete Art zu eigen, bei vollständiger innerer Leere, sich, wo er befehlen zu können glaubte, breitbeinig auf ein recht hohes Pferd zu setzen, während er seinen Oberen gegenüber von unsagbarer, fast kindlicher Schüchternheit war. So fiel es nicht schwer, ihn bei den sehr geringfügigen Capacitäten, die ihm zu Gebote standen, zum Schweigen zu bringen. Ja es ist mir sogar einige Mal geglückt, ihn im Verlauf der Diskussion zur Aeußerung einer Ansicht zu vermögen, welche derjenigen, die er mir gegenüber zu vertreten beabsichtigte, diametral entgegengesetzt war.

Eines Tages hatte er mich zu sich rufen lassen, um mir wegen meiner Polemik mit den russischen Zeitungen Vorstellungen zu machen. Der Herr Chef war eben im Begriff, sich so recht bequem in seiner amtlichen Würde und Bedeutung zu fühlen und mir von der pyramidalen Höhe seines Standpunktes herab Lehren der Weisheit und Verhaltungsmaßregeln der Klugheit zu predigen, — da wurde plötzlich Generaladjutant Nasimow, Pochwissnjews ehemaliger Vorgesetzter, zu dem er noch immer aus tief unterwürfigster Niedrigkeit emporblickte, gemeldet. Selbstverständlich wurde der General angenommen und trat ein.

Die russische Beamtenetiquette forderte, daß Pochwissnjew mich seinem früheren Chef vorstellte und gleichzeitig demselben berichtete, über welche Dinge er mit mir zu verhandeln habe.

„Ich bin beauftragt" — so schloß er —, „Fédor Jegórowitsch (das bin ich) die ernstesten Vorstellungen zu machen. Er treibt den Kampf gegen die russischen Zeitungen zur Vertheidigung des Deutschthums zu sehr auf die Spitze. Er verletzt die nationalen Journale in ihrer patriotischen Begeisterung. Ich habe ihm mitzutheilen, daß er sich bei diesem Streite durchaus im Unrecht befindet und die Regierung ihm den wohlgemeinten Rath giebt, gelindere Seiten aufzuziehen."

Er hatte gesprochen. Leuchtend stand er da, in dem vollen Bewußtsein, sich der glänzendsten Phrasen im Ausdruck bedient zu haben und erwartete strahlenden Auges und offenen Mundes eine Rückäußerung Nasímows, etwa in der Art, daß ich die väterliche Mahnung der hohen Regierungsbehörden ja recht geduldig und demüthig aufnehmen und dieselben in künftigen ähnlichen Fällen als strengste Richtschnur meines Verhaltens ansehen möchte. Nun denke man sich die Verwandlung, welche in dem Antlitz des hohen Richters über meine Gedanken vorging, als, statt der erwarteten beipflichtenden Rede, sich Generaladjutant Nasímow in liebenswürdigster Freundlichkeit zu mir wandte und in die folgenden Worte ausbrach: „Ich bin außerordentlich erfreut, Fédor Jegórowitsch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Das ist keine Redensart, es ist die aufrichtigste Ueberzeugung meines Herzens. Ich bin sehr erfreut, in Ihnen den Mann kennen zu lernen, der so wacker für Recht und Wahrheit eintritt, der in einem ihm aufgezwungenen Kampfe seine Ehre, seine Nation, der uns alle vertheidigt, die wir das große russische Reich bewohnen. Nur immer drauf, auf diese Moskauer Journalisten; man muß sie zu Boden schlagen. Es sind Hallunken, Verbrecher sind sie! Was ist ihre Absicht? Unfrieden und Streit wollen sie hervorrufen zwischen den Angehörigen eines Staates, um ihre verbrecherischen Absichten ausführen zu können. Sie hetzen die Russen gegen die Deutschen. Nun, und was haben die Deutschen verbrochen? Sie haben

Rußland nur Wohlthaten erwiesen. Und sind sie nicht unsere nächsten Blutsverwandten? Der eine von uns hat eine Deutsche zur Frau, der andere eine Deutsche zur Schwiegertochter; wieder ein anderer hat einen deutschen Schwiegersohn oder Schwager. Was thun also jene Kanaillen? Sie säen Zwietracht in den Schooß der Familie. Aufhängen sollte man sie!"

Pochwissnjew stand da wie Lot's Weib, als sie unberufener Weise nach der untergehenden Heimat zurückblickte. Die Verleugnung der Regierungsmaximen von Seiten eines so hohen Würdenträgers machte sein Blut erstarren. Unmöglich konnte er einem Verurtheilten, als welcher ich vor ihm stand, so unbedingt von der hohen Autorität eines früheren Generalgouverneurs Recht geben lassen. Er suchte nach einem Wort der Erwiderung, schien aber keines finden zu können und stammelte etwas Unverständliches. Nasímow ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen.

„Die baltischen Provinzen greifen diese Hunde an", fuhr er fort; „weshalb? Weil Ordnung dort herrscht und sie statt derselben ihre eigene Unordnung dorthin verpflanzen wollen. Fragen Sie Michail Nikolájewitsch" — wandte er sich direkt zu mir —, „er war bei mir Gouverneur, als ich Generalgouverneur war. Unsere besten Beamte waren Deutsche!" *)

Ich erwiderte, daß ich keinen Augenblick an der vollkommenen Richtigkeit seiner Anschauung zweifeln könne und immer dieser Meinung gewesen sei. Pochwissnjew war stumm; er machte keinen Versuch mehr, ein Wort hervorzubringen. Nicht ohne Mitleid konnte man ihn ansehen, das Bild vollständiger Vernichtung.

Die Gelegenheit war zu günstig, um sie unbenutzt vorübergehen zu lassen. So ersuchte ich denn die hohe und die nicht hohe

*) Die Reden des Generaladjutanten Nasímow sind bei meiner Heimkehr von diesem Besuche sofort von mir wortgetreu niedergeschrieben; ich kann also ihre buchstäbliche Echtheit verbürgen.

Excellenz um ihre Meinung über ein Leitartikelmanuscript, das ich mitgebracht hatte und das am Schlusse die Gedanken, die Nasimow soeben ausgesprochen hatte, nur in etwas milderer Form, fast wörtlich enthielt.

Mein Elaborat fand selbstverständlich Nasimows unbedingte Billigung. Pochwissnjew wagte nicht zu widersprechen.

Als ich zu Pochwissnjew's großer Befriedigung aufbrach und mich den beiden Excellenzen empfahl, sagte mir Nasimow noch recht viel Schmeichelhaftes für meine Person und schloß mit den Worten:

„Uebrigens legen Sie der Sache kein zu großes Gewicht bei. Solche Hunde bellen zwar laut, aber sie beißen nicht".

Der gute Alte hatte sich getäuscht, wie so mancher damals in der Beurtheilung der Verhältnisse irrte. Die Hunde bellten nicht nur, sie haben auch gebissen und zwar selbst diejenigen, welche mit einer gewissen Genugthuung zugesehen hatten, als andere von jener Meute angefallen wurden.

Der Humor von der Sache war, daß ich mit den wärmsten Lobeserhebungen den Platz verließ, wo ich einen amtlichen Verweis empfangen sollte.*)

*) Geheimerath Pochwissnjew starb 1882 in Paris.

II. Die St. Petersburger Postfinsterniß.

(1869.)

Jedem Tagesschriftsteller, ja ich möchte sagen, jedem gebildeten Menschen muß es klar sein, von welcher ungeheuren Wichtigkeit für die Presse eine gute Postbeförderung ist. Was nützt es den Redaktionen, Zeitungen von so anziehendem Inhalt herzustellen, daß sie die Heiligen im Himmel interessiren und fesseln könnten, wenn sie den Abonnenten verspätet oder unregelmäßig zugestellt werden. Ein schlechte Postbeförderung ist der Ruin der besten Zeitung.

Das hatte man zu meiner Zeit in Rußland noch lange nicht zur Genüge eingesehen. Von Seiten der Post wurde auf die schnelle, akkurate und regelmäßige Versendung der Zeitungen und Journale nur ein sehr geringer Werth gelegt. Ueberhaupt lagen sämmtliche Posteinrichtungen noch sehr im Argen und traten weit gegen das westliche Europa zurück, bildeten aber einen besonders scharfen Gegensatz zu denselben Institutionen in Deutschland, die wol ohne Frage als die ausgezeichnetsten der Welt bezeichnet werden dürfen. In der Zeit, von welcher ich rede, war in Rußland die Post hauptsächlich für die Bequemlichkeit der Staatsbehörden eingerichtet, nebenbei ein Institut zur Verpflegung von so und so viel höheren und niederen Beamten und diente nach alledem auch gegen gute Bezahlung

dem Publikum, — darauf kam es aber erst in allerletzter Linie an. Daß wir in dem Zeichen des Verkehrs leben, in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, davon war der russischen Post noch lange nichts anzumerken. Alle Manipulationen geschahen mit der größten Langsamkeit und Bequemlichkeit, gehemmt von einer ungeheuren Anzahl unnützer Weitläufigkeiten, die aber freilich für die Sicherheit der versendeten Objekte sehr gute Garantien boten. Waren die Privatleute und Privatinstitutionen, welche viel mit der Post zu schaffen hatten, den Beamten gegenüber, auf die es ihnen hauptsächlich ankam, mit ihren Dankesbezeigungen nicht gar zu sparsam, so hatte man wenigstens nicht über Mangel an Akkuratesse und Regelmäßigkeit zu klagen. Man konnte sogar hin und wieder Fälle von großer Umsicht, Fürsorge und Gefälligkeit seitens der Postbeamten erleben, von denen ich einen, der mir selbst widerfahren, hier erzählen will.

Es war der letzte Tag der Mässleniza, der Butterwoche, d. h. des russischen Carnevals, der Tag vor dem Beginn der großen Fasten, an welchem jeder Russe von Vergnügungsgier verzehrt wird und der gemeine Mann es fast für ein Verbrechen hält, mit voller Besinnung von den Stätten der Freude an den heimischen Herd zurückzukehren. Mit Falkenaugen muß man an diesem Tage seine Dienerschaft bewachen, wenn man nicht schon am Nachmittage von betrunkenen unfähigen Bestien umgeben sein will. Ich war grade an diesem Feste von einem fast erdrückenden Chaos von schriftstellerischen und administrativen Arbeiten so in Anspruch genommen und verwirrt, daß ich zu einer ruhigen Ueberlegung nicht fähig war; sonst hätte ich nicht so thöricht handeln können, wie es mir allerdings passirte.

Pakete und Werthsendungen mußte man damals durch einen schriftlich beglaubigten Bevollmächtigten von der Post abholen lassen, nachdem man für jeden einzelnen Gegenstand eine Mittheilung erhalten hatte. Die auf diese Anzeige niedergeschriebene

Vollmacht mußte von der Polizei bestätigt werden, wenn der Adressat nicht eine Staatsbehörde war oder einer solchen gleichgestellt wurde. Das letztere war mit meiner Redaktion der Fall. So hatte denn fast täglich der Courier der Redaktion oder mein besonderer Diener mit einer Anzahl solcher Mandate auf das Postamt zu gehen, um die eingetroffenen Pakete und Werthsendungen in Empfang zu nehmen. Der Fehler, den ich beging, bestand nun darin, meinen Diener Apollón, dessen scheußliches und zwerghaftes Aeußere in keiner Weise seinem erhabenen Namen entsprach und der erst sehr kurze Zeit bei mir im Dienste war, sich aber bis dahin vollkommen anständig und zufriedenstellend benommen hatte; — ich sage, mein Fehler war es, diesen verhältnißmäßig neuen Dienstboten, den ich keineswegs genugsam erprobt hatte, grade an diesem Tage auf die Post zu senden, um eine sehr bedeutende Summe in Werthpapieren, die eines der eingegangenen Pakete enthielt, abzuholen. Ich sollte schnell genug für meine Unvorsichtigkeit bestraft werden. Um zehn Uhr morgens wurde Apollón abgesandt. Es wurde Mittag, er war nicht zurückgekehrt. Es wurde Abend; keine Spur von ihm vorhanden. Nun wurde, nach eingezogenen Erkundigungen, alles was Beine hatte und disponibel war, ausgesandt, um die Spuren des Verlorengegangenen aufzufinden. Die betreffende Abtheilung der Post war längst geschlossen und dort nichts zu erfahren. Um Mitternacht entdeckte man den Unglücklichen bei dem ihm befreundeten Diener einer anderen Herrschaft und zwar besinnungslos betrunken. So war er dort eingetroffen und lag seit vielen Stunden auf dem harten Fußboden, eine thierische Masse ohne Bewußtsein. In seinen Taschen fanden sich einige Pakete, die er auf der Post in Empfang genommen. Der Brief mit den Werthpapieren war ebensowenig vorhanden wie die Vollmacht, die zu seinem Empfange berechtigte. Man kann sich meinen Gemüthszustand vorstellen, wenn man bedenkt, daß die Summe,

um welche es sich handelte, fremdes Geld, das mir anvertraut wurde, mehr betrug, als ich im Vermögen besaß. Ich war in jener Nacht nicht auf Rosen gebettet. Am andern Morgen — es war Sonntag — war mein erstes, einen Freund aufzusuchen, der in der Lösung solcher schwieriger Aufgaben, wie deren jetzt eine vor mir lag, eine unglaubliche Geschicklichkeit und Gewandtheit besaß. Mit seinem Beistande war ich in einer Stunde von allen Sorgen befreit. Zunächst hatten wir auf der Post erkundet, welcher Beamte in der Abtheilung der Werthsendungen gestern im Dienst gewesen, hatten die Wohnung dieses Beamten erfahren, ihn aufgesucht, aus süßem Morgenschlummer geweckt und von ihm die trostreiche Kunde vernommen, daß meine Werthsendung sammt der Vollmacht ruhig und sicher auf der Post liege. Mein Bursche, der so wenig Aehnlichkeit von seinem olympischen Namensvetter besaß, war kurz vor dem Schluß der betreffenden Postabtheilung erschienen und hatte seine Vollmacht präsentirt. Der Beamte erkannte sofort, daß jener seiner Sinne nicht mehr vollkommen mächtig war und trug in meinem Interesse Bedenken, dem betrunkenen Apollón einen Gegenstand von so bedeutendem Werthe anzuvertrauen. Und doch war die Vollmacht in gesetzlicher Form ausgestellt und es war die Pflicht des gewissenhaften Beamten, ihr Folge zu geben. Der Weg, den er einschlug, um mich vor Schaden zu bewahren, war eben so klug und umsichtig, wie amtlich gerechtfertigt. Er sagte dem Boten: „Du siehst, mein Sohn, ich bin im Augenblicke sehr beschäftigt, hast Du nicht noch in anderen Abtheilungen Sendungen zu empfangen?“ Apollón bejahte; er habe noch Pakete abzuholen. „Nun“, sagte der liebenswürdige Beamte, „so hole erst diese und komme dann wieder hierher.“ Er behielt die Werthsendung und die Vollmacht und es geschah, wie er berechnet hatte. Er konnte seine Abtheilung nach Ablauf der Geschäftsstunden schließen, ohne daß der vom Bacchus betäubte Apollón wiedergekehrt wäre.

Mein Werthpaket war gerettet und ich hatte allen Grund, dem trefflichen Beamten dankbar zu sein.

Von Zeit zu Zeit wird in Rußland mit gelinderem oder stärkerem Trompetengeschmetter verkündet, die Post sei im Begriff, jene Distanz, welche sie von den westeuropäischen Geschwistern trennt, in kürzester Frist auszugleichen und sich mit einer Anzahl von Fortschritten ihnen an die Seite zu stellen. Wird dann wirklich etwas von der Zeit Gefordertes unternommen, so erinnert es nur allzusehr an den bekannten August im Cirkus. Der Künstler nimmt den größten Anlauf, kehrt aber vor dem Hinderniß, das er überspringen soll, schamhaft erröthend wieder um. Man hat bisher in dem Zarenreich, dem eine gute Posteinrichtung wahrlich eine unabweisbare Nothwendigkeit wäre, allzusehr außer Acht gelassen, daß zu jeder Reform, zu jedem Fortschritt im Postwesen eine Armee wohlgeschulter und gut eingeübter Beamten erforderlich ist und wo diese fehlt, jedes Diktiren von Verbesserungen ex cathedra ein vergebliches und lächerliches Bemühen bleibt. Da ist es immer noch besser, der alte Schlendrian wird beibehalten, der einmal eingefahren ist und seinen regelmäßigen Gang forttrabt, so gut oder so schlecht es geht. Jede Verbesserung, wenn sie nicht gründlich vorbereitet und von einem erfahrenen und geschickten Beamtenpersonal eingeübt ist, bringt Verwirrung und Noth und verschlechtert die Zustände.

Das haben wir zur Genüge bei dem Ereigniß erfahren können, welchem die Tagespresse in gutem Humor mit dem Namen „St. Petersburger Postfinsterniß" ein Denkmal gesetzt hat, ein Ereigniß von nachhaltiger und tiefgehender Wirkung, das in den weitesten Kreisen unendlich viel Qual und Sorge hervorbrachte, ohne auch nur den mindesten Fortschritt zur Folge zu haben. Unter jener astronomischen Bezeichnung versteht man das Ausbleiben sämmtlicher Zeitungen und Journale St. Petersburgs und zwar in der Stadt während der ganzen

ersten Woche des Jahres 1869, im ganzen übrigen Rußland vom 1. Januar bis zum 10. März, lediglich hervorgebracht durch eine gutgemeinte Reform der Post.

Die Sache hing folgendermaßen zusammen:

Einer der obersten Postmagnaten hatte das Ausland bereist, um über die dortigen Einrichtungen seine Studien zu machen und die praktischen und bewährten in Rußland zur Einführung vorzuschlagen. Da war denn mit besonderem Wohlgefallen jene westeuropäische Einrichtung aufgenommen, nach welcher man auf Zeitungen und Journale nicht bei den Redaktionen und Expeditionen derselben, sondern bei der Post abonnirt und von dieser die gesammte Manipulation der Zustellung besorgt wird, ohne daß Redaktionen und Expeditionen die Hand zu rühren brauchen, welche eben nur eine gewisse Anzahl von Exemplaren an die Post abliefern. Bisher hatte das Abonnement auf die russischen Zeitungen und Journale nur bei den Redaktionen und ihren Agenturen stattgehabt und die Tagesschriften waren in der Residenz von der Post nach eingereichten Listen, außerhalb der Residenz aber unter Streifband mit gedruckten Adressen versandt worden.

Es versteht sich von selbst, daß die beabsichtigte Reform ihrem Wesen nach von den Redaktionen freudig begrüßt wurde, daß man aber über die Art ihrer Ausführung die ernstlichsten Bedenken hegte. Die letzteren steigerten sich zu Angst und Sorge, als die Neuerung kurz vor Neujahr diktatorisch eingeführt wurde, ohne daß die Postbeamten erfahren hätten, wie sie die neue Einrichtung angreifen sollten, ohne daß sie im mindesten über den neuen Dienst belehrt und für denselben eingeübt worden wären.

So kam der 1. Januar 1869 heran. Die Post hatte die Mehrzahl der Abonnenten angenommen; die bei den Redaktionen eingegangene Minderzahl war in deutlich geschriebenen Listen der Post übergeben. Die Beamten standen rathlos vor diesen

Massen beschriebenen Papiers, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, was sie mit demselben anfangen sollten. Der 1. Januar war da — kein Mensch innerhalb und außerhalb St. Petersburgs empfing eine Zeitung. Am ersten Tage des neuen Jahres ist jeder freundlich gestimmt und übersieht bereitwillig dergleichen Nachlässigkeiten. Man hat für sie eine ganze Fülle von Entschuldigungen und wenn man auch seine gewohnte Zeitung ungern entbehrt, man ist human angehaucht und zürnt nicht. Nun kam aber der 2. Januar und die folgenden Tage und keine Zeitung ließ sich blicken. Noch einige Zeit verging — und siehe da — die Journale begannen bei den Abonnenten zu erscheinen, aber in einem solchen Chaos, daß der Subskribent heute die eine, morgen die andere Zeitung erhielt; gewiß aber nicht die, auf welche er abonnirt hatte. Die für das russische Reich außerhalb St. Petersburgs bestimmten Zeitungsexemplare, die Wochenschriften, die Monatsschriften häuften sich in den Gewölben und Speichern der Post zu Hunderttausenden. In den Büreaus der Redaktionen mußten täglich Hunderte von mündlichen und schriftlichen Klagen entgegengenommen und in der höflichsten Form beantwortet werden, während man gar keine Idee hatte, wann und wie der von der Post heraufbeschworene Wirrwarr ein Ende nehmen würde. Dabei bewegten sich viele der Kläger gerade nicht in den feinsten Umgangsformen und man konnte es den Leuten nicht einmal verdenken, die ihr Geld gezahlt hatten und nichts für dasselbe erhielten. Dantes Inferno war ein Aufenthalt der Seligen im Vergleich mit den Büreaus der St. Petersburger periodischen Schriften zu jener Zeit!

Auf alle Erkundigungen bei der Post erhielt man nur leere, nichtssagende Antworten. Von einzelnen vertrauteren Beamten erfuhr man, wie es dort stand. Die Expedienten der Zeitschriften und ihre Vorgesetzten standen mit offenem Munde und herabhängenden Armen vor den höher und höher zum Himmel wachsenden Gebirgen bedruckten Papiers. Eine Anzahl von

ihnen hatte ihren Abschied eingereicht, ohne irgend etwas verschuldet zu haben. In den Redaktionen waren die Mitglieder mit gesenktem Haupte, trüb und düster, vom Morgen bis zum Abend mit der Danaidenarbeit beschäftigt, Zeitungen und Journale zu schreiben und drucken zu lassen, die kein Mensch erhielt, kein Mensch zu sehen bekam, die in dem Höllenrachen der Post spurlos verschwanden. Endlich wandten sich die Redakteure der periodischen Zeitschriften an das Postdepartement mit der Bitte um Revision der neuen Reform und boten dabei gleichzeitig, in der Eigenschaft von Sachverständigen, ihre Dienste an. Das Gesuch wurde vom Departement zurückgewiesen; doch war der Minister des Innern, an den man sich nun wandte, anderer Meinung über die Sache. So wurde denn, freilich erst im März, eine Commission niedergesetzt, zu welcher auch eine Anzahl Herausgeber periodischer Schriften als Mitglieder mit berathender Stimme zugezogen wurden. Unter dem Vorsitz des damaligen Postdirektors, wirklichen Staatsraths Shore, arbeitete dieser Ausschuß zwei Monate und das Resultat seiner Bemühungen war das Gesetz vom 7. August 1869 über die Organisation des Post-Zeitungswesens, welches vom Januar 1870 an in Wirksamkeit trat und noch bis auf den heutigen Tag gültig ist.

Die Versendung der Zeitungen durch die Post findet gegenwärtig in folgender Weise statt. Die Exemplare im Weichbilde der Residenz werden in den Expeditionen der Zeitungen in genauen Listen zusammengestellt und nach diesen von der Abtheilung der Stadtpost versendet. Die für das übrige Rußland bestimmten Exemplare werden gleichfalls in Listen verzeichnet und diese Listen der betreffenden Postexpedition übergeben. Die Zeitungen selbst aber werden in folgender Weise der Post abgeliefert: Jede einzelne Zeitungsnummer wird mit gedrucktem Streifband versehen, welches den Namen der Zeitung, die Termine des Erscheinens (täglich, wöchentlich, monatlich, zwei-

mal in der Woche u. dgl.) und die genaue Adresse des Empfängers enthält. Sämmtliche Exemplare der Zeitung, welche für ein und denselben Ort bestimmt sind, werden in ein Paket gelegt, auf welchem der Name des Ortes und der Titel der Zeitung gedruckt sind. Alle Ortspakete, welche auf demselben Eisenbahn- oder Postweg (Trakt) abzugeben sind, werden wieder in einem großen Pakete vereinigt, das die gedruckte Bezeichnung des Traktes führt. In solchen großen Traktpaketen liefern die Redaktionen ihre Zeitungen der Postexpedition ab und sind verantwortlich für den genau den Listen entsprechenden Inhalt jener Ballen. So haben demnach die Zeitungsredaktionen für ihre auswärtigen Exemplare die Gesammtarbeit der Post übernommen, welcher weiter nichts übrig bleibt, als die fix und fertig eingelieferten Ballen zur Eisenbahn zu senden. Die in's Ausland gehenden Zeitungen werden wie gewöhnliche Streifbandsendungen behandelt. Sie werden mit gedruckten Adressen und Postmarken nach dem Gewicht versehen.

Seit jener abenteuerlichen Postfinsterniß ist nun beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen und der schwerfällige Geschäftsgang der russischen Zeitungsbeförderung ist derselbe geblieben und lastet wie ein schwerer Alpdruck auf der Herausgabe periodischer Schriften. Dann und wann hat die Postverwaltung wohl Anwandlungen von Verbesserungsabsichten gehabt, hat sich aber noch zeitig genug vor dem Schreckbilde einer neuen Finsterniß zurückgezogen. So tauchte vor einiger Zeit das Gerücht auf, die Post beabsichtige bei der Versendung der Zeitschriften das Papiergewicht als Grundlage für die Berechnung der Postgebühren anzunehmen. Glücklicherweise ist es bei dem bloßen »on dit« geblieben und die russische Post wird wolthun, ihr Institut nicht anders zu betrachten, denn als ein Mittel, das Wolsein des Staates zu fördern, wie es mit der Polizei, den Hospitälern, den Lehranstalten nicht anders der Fall ist. Wird die Post von vornherein als Einnahmequelle des Staates be-

trachtet, so verfehlt sie dieses Ziel sowol als jenes andere, den Staatsorganismus in seinem Gedeihen zu fördern.

Von Seiten der Mehrzahl russischer Redaktionen legt man großes Gewicht darauf, daß bei allen Reformen in der Postbeförderung der Zeitungen die Herausgeber derselben als berathende Sachverständige hinzugezogen werden. Meiner Ansicht nach, die sich auf mancherlei Erfahrungen stützt, würde ein solches Verfahren den Fortschritt eher hemmen, als begünstigen. Von unendlich größerem Werthe wäre es, wenn man junge hochbegabte und gebildete Postbeamte in's Ausland schickte, um einzelne Zweige des Postwesens gründlich zu studiren und das Geschäftsverfahren bei denselben fleißig einzuüben. Diese müßten dann, nach ihrer Rückkehr, als Lehrer für eine künftige Generation leistungsfähiger Beamten dienen.

Als ich Rußland verließ — und ich glaube, es ist seitdem nicht besser geworden —, lag bei der Post für die Tagesblätter noch gar Vieles im Argen. Die Zeitungen für die finnländischen Provinzen mußten schon um 6 Uhr Morgens im Postgebäude sein, obgleich der Zug nach Helsingfors erst um 9 Uhr abging, die Blätter für die baltischen Gouvernements um dieselbe Zeit, während der Zug, der sie mitnahm, noch um eine halbe Stunde später abgelassen wurde. Die Warschauer Sendung mußte um 8 Uhr 15 Min. abgeliefert werden, während der Eisenbahnzug um 11 Uhr 45 Min. expedirt wurde. Die Moskauer Post mußte um 11 Uhr in den Händen der Postbeamten sein, während der Zug um 3 Uhr Nachmittags abging. Also 3 bis 4 Stunden bedurften die Herren von der Post, um die fix und fertig emballirten Zeitungspakete zur Eisenbahnstation zu befördern. Und verspätete sich einmal das eine oder andere Blatt um 5 bis 10 Minuten, so wurde seine Beförderung ohne weiteres auf den folgenden Tag verschoben und die Abonnenten erhielten ihre politische Geistesnahrung um 24 Stunden später. Noch seltsamer verhielt sich die Post bei dem Austragen der

Zeitungen für die Stadtabonnenten. Sollten dieselben am Vormittag den Subskribenten zugestellt werden, mußten sie bis 7 Uhr 30 Min. Morgens eingeliefert sein. Kamen sie später, aber vor 12 Uhr Mittags, so wurden sie am Abend ausgetragen. Nach 12 Uhr wurden sie überhaupt nicht mehr zur Bestellung an demselben Tage angenommen. Wünschte eine Redaktion, die ihre Zeitungen nach 12, aber vor 3 Uhr, ablieferte, durchaus die Zustellung an demselben Tage, so mußten sie, wie Stadtpostbriefe*), mit Adressen und Marken versehen sein, was natürlich in dieser kurzen Frist nur für eine sehr beschränkte Zahl von Exemplaren möglich war. Andere Mittel zur Versendung von Zeitungen besaß die Residenz zu meiner Zeit nicht, und die Redaktionen haben es oft schmerzlich bedauert, daß Privat-Institute zur Beförderung von Tagesblättern in St. Petersburg leider nicht gedeihen wollten. Und doch könnten dieselben, wenn sie ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen, mit großem Gewinn arbeiten, während das Postamt zum Nachtheil der Gesellschaft und des Staates die Kräfte seiner Beamten zartfühlend schont.

Denn wie es mit der Zeitungsbeförderung beschaffen ist, so bleibt die russische Post noch in andern Richtungen um viele Generations-Längen gegen den Westen zurück. Das Einkassiren von Geldbeträgen durch Postnachnahme, das Versenden von Geldsummen durch Postanweisungen sind in Rußland unbekannte Einrichtungen. Dort befinden sich täglich Baarsummen von Millionen in Postpaketen auf Reisen, andere kolossale Summen werden durch die Bankinstitute befördert, denen die Post die ungeheuren Einkünfte überläßt, die sie mit Leichtigkeit für sich und den Staat gewinnen könnte. Freilich gehört dazu Arbeit und Energie, von denen die russische Post, wie es scheint, leider nicht die erforderliche Quantität aufzuwenden hat.

*) Diese wurden bis 5 Uhr Nachmittags angenommen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß sie endlich aus ihrer Lethargie erwachte und den vielfach ausgesprochenen Wünschen nach Erleichterung des Verkehrs Gehör geben möchte, daß sie eine ganze Reihe zweckloser Formalitäten aufgiebt, durch welche das Publikum und sie selbst belästigt werden. Doch dazu heißt es, die richtigen Mittel und Wege einschlagen, die übrigens nicht allzu schwer aufzufinden sind. Für einige Zeit noch dient die St. Petersburger Postfinsterniß des Jahres 1869 als warnendes Beispiel.

12. Zur neueren Geschichte der Ostseeprovinzen.

(1869.)

Im vierten Abschnitte (S. 63 ff.) fand der freundliche Leser ein annähernd getreues Bild von dem Gebahren der nationalen Partei, mit ihrem Volkstribun Katkow an der Spitze, gegen die Bewohner des baltischen Gebiets, das man bis dahin, von der Kulturschicht der dortigen Bevölkerung die deutschen Ostseeprovinzen zu nennen pflegte; ein Name der wahrscheinlich in kurzer Frist nur noch der Geschichte angehören wird.

Ich habe mir stets meinen Standpunkt unparteiischer und selbständiger Beurtheilung gewahrt, habe den Bewohnern der baltischen Lande, der russischen Regierung gegenüber, niemals in solchen Punkten Recht gegeben, wo ihre Vorfahren oder sie selbst sich im Unrecht befanden und aus Gründen der Staatsklugheit, der Friedensliebe und der Billigkeit hätten nachgeben sollen. Aber ich habe niemals Bedenken getragen, jene blühenden Provinzen gegen die Angriffe eines brutalen Katkow'schen National-Fanatismus in Schutz zu nehmen und sie mit dem Kampfesmuth und der Energie der Jugend in meiner Zeitung zu vertheidigen. Damals schon war ich zu meinem Bedauern fest davon überzeugt, daß die Ostseeprovinzen sofort im Kampfe

unterliegen würden, sobald die Regierung die Sache der nationalen Partei zu der ihrigen machte. Ich habe das in jener Zeit, freilich nicht öffentlich, aber gegen manchen Freund aus baltischen Landen im Vertrauen ausgesprochen. Die Berufung auf die alten Verträge und Friedensschlüsse, auf die Versprechungen und Zusagen früherer russischer Herrscher entsprang aus einer unreifen, kindlichen Anschauung des Wesens der Dinge und der geschichtlichen Vorgänge. Staatsverträge werden nicht auf die Ewigkeit geschlossen, Staatseinrichtungen nicht für alle Zukunft gegründet und wenn der Zeitpunkt einer Aenderung gekommen ist, müssen die Parteien sich in friedlicher Weise zu verständigen suchen oder es auf den Kampf von Macht gegen Macht ankommen lassen, wobei dann selbstverständlich der Schwächere zu Grunde geht. Die Folge hat gezeigt, wie sehr ich im Rechte war. Das Deutschthum in den Ostseeprovinzen hat den Weg des Friedens verschmäht und scheint heute, von einer gewaltig überragenden Macht unterdrückt, in den letzten Zügen zu liegen. Ich sage „es scheint" und möchte um keinen Preis den Glauben aufkommen lassen, als ob ihm in der That ein unvermeidliches Ende bevorstehe. In Russland herrschen nicht Staatsgedanken, sondern Personen mit ihren individuellen Meinungen und Ansichten. Ein Personenwechsel, sei es im Herrscheramt oder in den nächsten Rathgebern des Zaren, kann sämmtliche Russificirungen der neuesten Zeit wieder rückgängig machen und „neues Leben blüht aus den Ruinen". Darum habe ich es seit Jahren, wo ich mit Freunden aus Kur-, Liv- und Estland zusammentraf, niemals an der Mahnung fehlen lassen, die Flinte nur nicht in's Korn zu werfen und eine andere Heimat aufzusuchen, sondern sich und seine Kraft für die Zukunft zu bewahren, die immer noch eine andere und bessere werden kann und, so Gott will, wird.

In der Zeit, von der ich rede, dem Sommer 1868, war die nationale Partei an Zahl und Macht bedeutend gewachsen und ich hatte die keineswegs angenehme Aufgabe, mich täglich mit ihr

im Kampfe herumzuschlagen. Als ich nach schwerer Krankheit eine Erholungsreise in das Ausland antreten mußte, wurde die Zeitung von meinen Stellvertretern selbstverständlich in demselben Geiste und derselben Richtung fortgeführt, wie unter meiner Direktion. Als ich im Herbst zurückkehrte und bevor ich noch die Geschäfte übernommen hatte, traf mich die erste Verwarnung.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, sei es mir gestattet, das System dieser Verwarnungen in einigen Zeilen zu erörtern.

Im April des Jahres 1865 wurde ein neues Preßgesetz veröffentlicht, welches anscheinend eine freiere Bewegung gestattete, in Wirklichkeit aber viel größere Beschränkungen, Plackereien und Maßregelungen mit sich führte, als während der liberalen Handhabung der früheren Verordnungen (vergl. Abschnitt 7) stattgefunden hatten*). Durch das neue Gesetz wurde die Präventivcensur für die in den beiden Residenzen Rußlands, St. Petersburg und Moskau, erscheinenden Zeitungen und Journale aufgehoben. Die Censoren blieben. Sie lasen die Zeitungen jetzt nicht vor dem Drucke derselben, sondern nachdem sie fertig hergestellt waren. Der in den Augen der Regierung nicht statthafte Gedanke wurde nicht mehr unterdrückt, sondern nach seiner Veröffentlichung bestraft. Nur in einem Falle konnte der Censor eine Art von Präventivcensur ausüben. Er konnte, wenn ihm die Zeitung nach vollendetem Drucke vorgelegt wurde und er etwas gar zu Gefährliches in derselben fand, die Ausgabe der ganzen Auflage sistiren lassen, wobei es dann der höheren Behörde anheim fiel, die betreffende Nummer des Tageblattes confisziren und vernichten zu lassen, oder sie freizugeben. Sonst hatte der Censor jener höheren Behörde nur Bericht zu erstatten über jeden Artikel des ihm zur Durchsicht übergebenen Tage-

*) Siehe S. 155.

blattes, der ihm unzulässig und strafbar erschien. Jene höhere Behörde war die Oberpreßverwaltung, ein Collegium von Preßrichtern, die aus verschiedenen Beamtensphären hierzu auserlesen und ernannt waren und an deren Spitze der Chef der Oberpreßverwaltung, ein Beamter hohen Ranges, unmittelbar unter dem Minister des Innern, stand. Man wird mir gern glauben, daß hier fast alles auf den Censor ankam, welcher zu denunciren hatte, und auf den Chef, welcher der Sache diejenige Wendung gab, die ihm behagte. Die übrigen Mitglieder des Collegiums dienten nur zur Staffage.

Hatte nun der Censor der Oberpreßverwaltung einen Artikel als straffällig denuncirt, so entschied diese über die Maßregeln, welche gegen die schuldige Redaktion ergriffen werden sollten. Hier wurde der Unterschied gemacht zwischen gewöhnlichen Preßvergehen und Criminalverbrechen. Wurden letztere in einem zur Anklage vorliegenden Artikel gefunden, so übergab man die Sache den betreffenden Gerichten resp. dem Staatsanwalt. Ueber gewöhnliche Preßvergehen entschied die Oberpreßverwaltung selbst. Sie hatte über eine Reihe kleiner Strafen zu verfügen, welche anscheinend nicht viel zu bedeuten hatten, in Wirklichkeit aber die Herausgeber an ihrer empfindlichsten Seite, am Geldbeutel, trafen. Dahin gehörten: das Verbot des Einzelverkaufs auf den Straßen, für einen oder für mehrere Monate; die Inhibirung der Aufnahme von Privatannoncen für ähnliche Termine u. dgl. mehr. Die schärfste Strafe, welche von der Oberpreßverwaltung beschlossen, aber nur vom Minister des Innern selbst verhängt werden konnte, war die Verwarnung (Predostereshénie).

Die erste und zweite Verwarnung, von welcher ein Blatt betroffen wurde, hatten für dasselbe keine weiteren äußerlichen Folgen, als daß sie in der nächsten Nummer des Journals in ihrem genauen Wortlaute abgedruckt werden mußten; die dritte führte die Suspendirung des Blattes, mindestens auf sechs

Monate, mit sich, war also eine Strafe von größter, empfindlichster Schwere. Selbstverständlich wurden auch die ersten beiden Verwarnungen von den Redaktionen ernstlich vermieden, denn sie waren die leicht zu überschreitenden Vorstufen zur dritten.

Kein Peter Alexándrowitsch Walújew stand an der Spitze des Ministeriums des Innern, der mich vor Willkürmaßregeln hätte in Schutz nehmen können. Die machthabenden Personen entfalteten mehr und mehr das Banner der Katków'schen Partei, die mir in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber stand und so hatte mich im Herbst 1868 der erste Keulenschlag meiner Gegner, in Gestalt der ersten Verwarnung, getroffen. Als Vorwand diente ein etwas leicht, aber witzig geschriebenes Feuilleton, in welchem von der Lebensführung der damaligen Königin von Spanien in Verbindung mit der päpstlichen Tugendrose grade nicht in ehrerbietigster Weise die Rede war. — Russische Blätter hatten in jener Zeit über denselben Gegenstand zehnmal ärgere Dinge gesagt, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. So nebenbei waren dann noch einige andere Artikel meines Blattes zur Motivirung der Strafmaßregel genannt, welche die Ostseeprovinzen gegen die Angriffe der russischen Presse in Schutz nahmen und diese, so zu sagen im Vorübergehen erwähnten Aufsätze waren es in Wirklichkeit, wie es in St. Petersburg jedermann bekannt war, welche den vernichtenden Blitzstrahl auf mich herabgezogen hatten.

Mit dem Denkzeichen der ersten Verwarnung hatte ich das Jahr 1869 angetreten. Die Moskauer nationale Partei hatte ihren Feldzug gegen die deutsche Kultur der Ostseeprovinzen mit dem größten Erfolge weitergeführt, Ssamárin hatte das flackernde Feuer zu glühendem Brande angeschürt, Schirrens Antwort, so verdient sie war, machte noch mehr böses Blut und reizte die Regierung. Die Lokalpresse der baltischen Lande, wie alle Provinzialblätter der Präventivcensur unterworfen, wurde

geknebelt und wehrlos gemacht. Ohne Schutz, ohne Waffe war ihr kein Wort der Vertheidigung, kein Wort der Rechtfertigung des deutschen Wesens in den Ostseeprovinzen gestattet. Die Censur hatte ihre Aufgabe erfüllt; das Schweigen einer Gräberstätte wohnte in dem baltischen Lande. Wohin sollten die Bewohner dieser stattlichen Provinzen mit ihrer Selbstvertheidigung, ihren berechtigten Wünschen, Aufklärungen und Klagen? Sollten diese nicht, mit erbittertem Groll, sich in der ausländischen Presse, als Denunciation der russischen Regierung und ihrer Organe, Luft machen, so blieb den Balten nichts anderes übrig, als den einzigen Weg einzuschlagen, der ihnen im Gebiete des Zaren geblieben war: in der von der Präventivcensur befreiten Presse der beiden Residenzen eine Zuflucht zu suchen, wo sie ihre politischen Bedrängnisse klagen und beklagen durften. So wandten sie sich an mich, durch einen Delegirten, welchem die besten Männer der gebildeten Stände ihr Mandat gegeben hatten. Im Anfange dieses Jahres war eine Deputation der baltischen Provinzen bei dem Minister des Innern, Timáschew, gewesen und hatte um Erleichterung der Censur gebeten. Der Minister hatte das Gesuch rundweg abgeschlagen, mit der Hinweisung, man könne die Ostseeprovinzen nicht bevorzugen. Als ob in Russland eine Presse vorhanden gewesen wäre, die in Betracht kommen konnte, außer den beiden Residenzen, für welche die Präventivcensur nicht mehr existirte und außer den Ostseeprovinzen, die man soeben mundtodt gemacht hatte! Uebrigens — meinte General Timáschew — könne man sich ja eines der in der Residenz ohne Censur erscheinenden Tagesblätter als Organ bedienen. Dem Wort des Ministers vertrauend wandten sich nun die Führer der baltischen Lande an mich und begehrten die Spalten meiner Zeitung als Arena für ihren Thermopylenkampf der Verzweiflung. Ich wollte und konnte die gehetzten Brüder nicht von meiner Thür abweisen, obwol ich die Gefahr, die mir aus dieser Bereitwilligkeit ent-

stand, sehr wol kannte und erkannte. So enthielten denn die Nummern meiner Zeitung vom 20. Mai bis zum 26. Juli fast täglich ausführliche Correspondenzen von den Hauptpunkten der Ostseeprovinzen, welche in allen competenten Kreisen durch ihre ruhige, gemäßigte und doch kräftige Abwehr der Russifikation gerechtes Aufsehen und Bewunderung erregten. Waren diese Correspondenzen und Artikel nach Form und Inhalt schon an sich höchst maßvoll, so verwandte ich noch die ängstlichste Sorgfalt auf ihre Redaktion, um in keiner Weise durch den schroffen Ausdruck des Rechtsbewußtseins anzustoßen. Alles vergebens! Dieser Vertheidigungskampf selbst war der Regierung ein Dorn im Auge und so traf mich am 26. Juli die zweite Verwarnung. Sie kam durchaus unerwartet, um so mehr, als Pochwissnjew mir noch im Frühjahr seine hohe Zufriedenheit mit der Haltung der Zeitung ausgesprochen hatte und ich voraussetzen durfte, daß, wenn die baltischen Correspondenzen starken Anstoß erregen sollten, die Regierung mir, nach gewohnter Weise, eine Art väterlicher Mahnung zukommen lassen würde, ehe sie mit Kartätschen drein feuerte.

Die Verwarnung lautete folgendermaßen: „Verfügung des Ministers des Innern vom 25. Juli 1869".

„In Erwägung,

daß in der, in Nr. 184 der »St. Petersburger Zeitung« gedruckten Correspondenz aus Riga, trotz der dieser Zeitung bereits ertheilten Verwarnung, eine verkehrte Auslegung und hartnäckiger Tadel der Regierungsmaßnahmen in Betreff der Einführung der russischen Sprache in der Geschäftsführung der Kronsbehörden der baltischen Provinzen enthalten ist, —

hat der Minister des Innern auf Grundlage des Punktes II des Allerhöchsten Edikts vom 6. April 1865 und des Art. 29 des an demselben Tage Allerhöchst bestätigten Gutachtens des Reichsraths, und in Uebereinstimmung mit der Ansicht des Conseils der Oberpreßverwaltung verfügt, der »St. Peters-

burger Zeitung« in der Person ihres Redakteurs und Herausgebers Hofrath Meyer die zweite Verwarnung zu ertheilen."

Was man damals eine verkehrte Auslegung und hartnäckigen Tadel der Regierungsmaßnahmen zu nennen beliebte, mag der Leser an dem schärfsten und oppositionellsten Theile jener Correspondenz prüfen, den ich hier wörtlich, ohne die geringste Veränderung folgen lasse. Nachdem die Schwierigkeiten erörtert worden, welche der Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache in den Ostseeprovinzen entgegenstehen, heißt es dort:

„Man kann es nur ernstlich bedauern, daß mit der Einführung der russischen Sprache in den sogenannten Kronsbehörden bei uns nicht rascher vorgegangen wird. Die Kalamität hätte dann schneller ein Ende und die Consequenzen würden zeitig genug eintreten, um eine Umkehr zu ermöglichen. Daß im gegenwärtigen Augenblick eine russische Geschäftsführung der Behörden auf die Dauer bei uns absolut unthunlich ist, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die tüchtigen Beamten ihren Abschied nehmen müssen und werden, sobald wirklich Ernst gemacht wird, und nur den leichtsinnigen und weniger tüchtigen die Durchführung der Maßregel überlassen bleibt, Personen, mit denen die Regierung doch zu schlecht fahren dürfte, um, des Nationalitätsfanatismus einer Partei willen, die erforderlichen Opfer zu bringen. Die Geschichte hat es gelehrt, daß nationale Kultur häufig keine Schonung findet, daß einträgliche Steuerquellen aber nie auf die Dauer verstopft werden. Je rascher vorgegangen würde, desto maßgebender gestalteten sich die Leistungen der ihrer Hauptpflicht, d. h. ihrer Arbeit, bereits untreu gewordenen Beamten und desto klarer würde sich zeigen, was die Regierung durch solche Verwaltung an Sympathie bei den zu russificirenden Esten und Letten und an baaren Einnahmen verliert."

„So lange kein Grund zur Voraussetzung vorhanden ist, daß die Regierung den Vortheilen, welche ihr die baltischen

Provinzen bringen, ein für alle Mal entsagen will, so lange darf mit Sicherheit erwartet werden, daß die derzeitige Russificirung der örtlichen Kronsbehörden ein blos vorübergehendes Experiment ist, dessen schlimmste Seite hoffentlich die Aufregung der Gemüther gewesen sein wird. Ehe die Ostseeprovinzen russificirt sind, können russische Beamte die deutschen nicht allgemein ersetzen und doch soll grade die ohne russische Beamten auf die Dauer unmögliche Geschäftsführung in russischer Sprache erst die Russificirung vorbereiten — kurz, der Knoten ist unentwirrbar."

„In den baltischen Ostseeprovinzen verstehen die Gebildeten nur Deutsch und höchstens Estnisch oder Lettisch, die Ungebildeten nur Estnisch oder Lettisch und höchstens Deutsch; um diese Sprachen zu lehren, sind geeignete Personen und Mittel vorhanden, damit aber die ca. zwei Millionen baltischen Deutschen, Letten und Esten Russisch lernen, d. h. so lernen, daß sie diese Sprache beherrschen, dazu fehlen sowohl, wie bereits angeführt, die geeigneten Personen als auch die geeigneten Mittel, Mittel, die einzig und allein in dem Willen der Bevölkerung liegen könnten: lieber Russisch als Deutsch zu lernen — und warum fehlt es in den Ostseeprovinzen gerade an diesem Willen?"

„Es ist ein Jahrhunderte alter Vorwurf, daß der Deutsche sich gar leicht entnationalisirt und tausende und abertausende Belege dafür bieten die deutschen Auswanderer in England, Frankreich und Amerika. Wenn also in den baltischen Ostseeprovinzen diese Entnationalisirung auf unübersteigliche Hindernisse stößt, so muß es an den Voraussetzungen fehlen, unter denen allein solch ein kulturhistorischer Prozeß sich vollzieht. Und diese Voraussetzung, die wie eine bestimmte Temperatur zum chemischen Prozeß die unbedingte Vorbedingung für eine Entnationalisirung ist, liegt in der höheren oder mindestens gleichen Kultur des nationalisirenden Volkes. So lange die deutsche Kultur die russische überragt und so lange allein der durch die

gleiche Sprache vermittelte geistige Zusammenhang der Ostseeprovinzen mit Deutschland die Möglichkeit bietet, das gesammte reiche materielle und geistige Leben Deutschlands sich aneignen zu können, so lange wird jeder gebildete Ostseeprovinziale sich der Russificirung widersetzen. Sowie die deutschen Ostseeprovinzen aufhören, in ihrem innersten Wesen deutsch zu sein, hört auch die Möglichkeit auf, alle Früchte deutschen Fleißes und deutscher Arbeit mühelos in den Ostseeprovinzen zu verwerthen und an Stelle des deutschen Kulturlebens wird das russische zu treten haben. Oder ist es denkbar, daß eine Bevölkerung nach Sprache, Sitte und Recht zu einer Nationalität gehört und mit ihrem Kulturleben sich einer andern anschließt? Ist es nicht bezeichnend genug, daß erst in den letzten Jahren überhaupt ein deutsches Bewußtsein in den Ostseeprovinzen erwacht ist und daß dieses Erwachen von den ersten Maßregeln gegen die deutsche Kultur daselbst datirt? Wenn bisher das Bedrohen des deutschen Elements in den baltischen Provinzen lediglich zu dessen Kräftigung beigetragen hat, steht da zu erwarten, daß in Zukunft gleiche Ursachen neue Wirkungen hervorbringen werden?"

„Die Russificirung der Ostseeprovinzen ist keine Nationalitätsfrage, es ist eine Frage der Kultur! Die Kultur ist kein nationaler, sondern ein kosmopolitischer Begriff und die Solidarität ihrer Interessen verknüpft alle Staaten aller Zeiten! So lange mithin die deutsche Kultur noch die russische überragt — und diese Thatsache wird selbst von Herrn Katkow zugegeben —, so lange haben wir die Brücke zu bilden, die von dem Westen nach dem Osten führt und je größer die Verachtung dieses letzteren gegen die Früchte moderner Civilisation, desto bedeutungsvoller die Brücke, die den Verkehr vermittelt! Nur in dieser Stellung bringen die Ostseeprovinzen dem russischen Reich vollen Nutzen und nur um dieser Stellung halber waren die Ostseeprovinzen Peter dem Großen so ersehnt! Es wären

vor allem die russischen Historiker der Zukunft, welche mit Recht ihr Verdikt über die Ostseeprovinzen sprechen würden, wenn diese gerade in dem Zeitpunkt, wo das große Reich im schweren Kreisen zukünftiger Wiedergeburt liegt, ihre Aufgabe vergessen und sich mit in den phantastischen Morgentraum, der dem Erwachen vorhergeht, stürzen wollten! Thäten sie dieses, so hätten sie keine Zukunft für Rußland und geschlachtet wäre die Henne, die die goldenen Eier legt. Bedeutungsvoller als die Katkows und Ssamárins kämpfen die deutschen Ostseeprovinzialen für die Zukunft Rußlands; nicht auf neuen unwegsamen Pfaden streben sie der neuen Aera zu, sondern als Großschatzmeister des Reichs bewahren sie in ihren Landen die Schätze der verflossenen Jahrhunderte, die Resultate hundertjähriger deutscher Civilisation, und wenn jene ermüdet und enttäuscht auf ihren Wegen keine neuen Beglückungstheorien, sondern nur Verwirrung und Enttäuschung fanden, dann haben die Ostseeprovinzen die alten Kulturgüter bewahrt und theilen sie gern mit ihren russischen Brüdern!"

Konnte die Ablehnung einer verhängnißvollen Regierungsmaßregel in Form und Gedanken würdiger und edler gestaltet sein, als in der mitgetheilten Correspondenz? Und das Organ der Tagespresse, das sie veröffentlichte, verfolgte man mit Verwarnungen, deren dritte seine zeitweilige Unterdrückung zur Folge haben mußte.

Die Existenz der Zeitung, welche Eigenthum der Akademie der Wissenschaften ist, durfte ich nicht auf's Spiel setzen und war demnach gezwungen, die Veröffentlichung der baltischen Vertheidigungsbriefe einzustellen. Aber zwischen dem Erscheinen des incriminirten Artikels (13. Juli) und der Verwarnung (26. Juli) waren in meinem Blatte noch mehrere Correspondenzen aus den baltischen Provinzen in ähnlichem Sinne und gleicher Form publicirt worden, Grund genug zu neuen Maßregelungen meines Blattes und meiner Person.

Am 4. August wurde ich in die Oberpreßverwaltung gerufen. Pochwissnjew war beurlaubt. Mich empfing sein Stellvertreter, abermals ein Graf Tolstói, aber nicht zu verwechseln mit seinen auf S. 48 genannten drei Namensvettern. Es entspann sich zwischen uns folgender gemüthliche Dialog:

Gr. Tolstói (spricht deutsch, mit starkem russischen Accent). Sie haben nach erhaltener Verwarnung noch weitere Artikel in demselben Sinne gedruckt.

Ich. Dagegen muß ich protestiren. Ich habe nach erhaltener Verwarnung keine Zeile veröffentlicht, welche Ursache zur Unzufriedenheit geben könnte.

Gr. Tolstói. Aber ich habe die Nummern hier in meinem Portefeuille.

Ich. Das ist ein Irrthum oder ein Mißverständniß. Nach der Correspondenz, für welche die Verwarnung ertheilt wurde, d. h. nach dem 13. Juli, sind allerdings noch ähnliche Artikel erschienen, aber nach der Verwarnung, nach dem 26., nicht.

Gr. Tolstói. Nun, das bleibt sich ganz gleich. Ich habe Ihnen im Namen des Ministers zu eröffnen, daß Sie Sich mäßigen sollen. Wir wollen Ihnen für die später gedruckten Artikel nicht die dritte Verwarnung ertheilen; doch fahren Sie mit der Veröffentlichung von dergleichen Dingen fort, so erhalten Sie dieselbe. Der Streit geht zu weit. Sie müssen die Ostseeprovinzen calmiren, wir werden die Russen calmiren*). Zu diesem Zwecke habe ich Herrn Krajéwski**) rufen lassen und werde ihm dasselbe sagen, wie Ihnen.

Damit wollte er unser Gespräch abbrechen; ich ließ ihn aber nicht so rasch entkommen.

Ich. Da ich nun einmal hier bin, Excellenz, so gestatten Sie mir noch zwei Worte.

*) Das war schon oft gesagt, aber niemals geschehen.

**) Der bekannte Redakteur des „Golos". Wir hatten uns im Vorsaal bereits begrüßt.

Gr. Tolstói. Sprechen Sie.

Ich. Es ist Ihnen bekannt, daß meine Zeitung noch bis zum vorigen Jahre von der Regierung als eine Stütze ihrer Tendenzen angesehen wurde.

Gr. Tolstói. Weiß ich.

Ich. Es wird Ihnen auch bekannt sein, daß man mir die erste Verwarnung angeblich für einen Artikel über die Königin von Spanien, nicht aber für Angriffe gegen die Regierung ertheilt hat.

Gr. Tolstói. Weiß ich. Ich weiß auch, wer den Artikel geschrieben hat.

Ich. Es ist Ew. Excellenz wol gleichfalls bekannt, daß eine Deputation aus den Ostseeprovinzen bei dem Herrn Minister war und ihn um Erleichterung der Censur bat, und daß der Herr Minister die Erfüllung dieses Gesuchs verweigern zu müssen glaubte, die Herren der Deputation aber vertröstend darauf hinwies, sie könnten sich zu ihrer Vertheidigung einer der ohne Censur erscheinenden Zeitungen der Residenz bedienen. Demnach haben meine baltischen Correspondenten, wie ich selbst, nichts gethan, als der Aufforderung des Herrn Ministers zu entsprechen.

Gr. Tolstói. Das weiß ich alles, aber — waas wollen Sie machen?

Damit war die Audienz zu Ende.

Die dritte Verwarnung habe ich niemals erhalten. Nicht lange nach jener Zeit erließ Kaiser Alexander II. eine Amnestie für alle Preßvergehen, welche die beiden früheren Verwarnungen auslöschte und die Zeitung in meiner Person in integrum restituirte.

13. St. Petersburger Reflexe des deutsch-französischen Krieges.

(1873.)

Frankreich hatte den Krieg erklärt. Nach allen Zugeständnissen um des Friedens willen dennoch den Krieg erklärt! Europa sah in banger Erwartung den kommenden Dingen entgegen. Die drei Nationalgruppen der Bevölkerung St. Petersburgs schauten in sehr verschiedener Stimmung und mit stark divergirenden Wünschen in die Zukunft. Die Russen waren in zwei Lager getheilt: Herz und Hoffnung der einen war auf französischer, der andern auf deutscher Seite. Die St. Petersburger Franzosen, welcher politischen Farbe sie auch angehören mochten, Imperialisten, Legitimisten, Orléanisten und Republikaner: alle erwarteten sie mit stolzer Zuversicht neuen Kriegsruhm für die Adler Frankreichs, und nicht der leiseste Zweifel stieg in ihnen auf, daß es anders kommen könnte. Die Deutschen an der Newa sahen den künftigen Ereignissen mit schwerem Ernst, aber gefaßt in die Augen. Sie glaubten, wie alle Welt, Frankreich sei vortrefflich zum Kriege gerüstet, Deutschland unvorbereitet. Die Denkenden und Erwägenden unter ihnen waren der Ansicht, das unversehens überfallene Vaterland werde in den ersten Schlachten unterliegen, schließlich aber doch als Sieger aus dem Kampfe

hervorgehen. Der Aufruf des greisen Königs an sein Volk, seine Ansprache an die Armee befestigten die Stimmung ruhiger, aber muthvoller, Erwartung.

Der blutige August des Jahres 1870 begann. Die sogenannten Saarbrücker Siege des dritten Napoleon weckten lauten Jubel unter den St. Petersburger Franzosen und Franzosenfreunden. Wir Deutschen wurden noch stiller als zuvor, wir hatten etwas der Art kommen sehen. Da brach der Schlachtendonner und Siegesruf von Weißenburg herein, dann von Wörth, Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan ... und es wurde auch bei uns an der Newa ganz anders, als man geglaubt, gehofft und gefürchtet. Ich will hier einige der Streiflichter und Schatten zu schildern versuchen, die der große Krieg in seinen Ereignissen und Folgen bis in die ferne russische Residenz warf. Bei diesen Erinnerungen habe ich vorzugsweise die drei Bevölkerungsstämme im Auge, die ich bereits genannt: die Russen als das zahlreichste Element der Einwohnerschaft, als die herrschende Nationalität, deren Reaktion den Kriegsereignissen gegenüber am meisten ins Gewicht fiel; die Franzosen, auf welche die Welt der Thatsachen den eigenthümlichsten Eindruck hervorrief, und die deutschen Landsleute endlich, deren Verhalten während und nach Beendigung des Kampfes den Leser vermuthlich am meisten interessirt.

Zunächst also zu den Russen, und zwar in aufsteigender Linie.

Den stark entwickelten Hang zu geistigen Getränken und einigermaßen verworrene Eigenthumsbegriffe abgerechnet, gibt es keinen trefflicheren und liebenswürdigeren Menschen, als den gemeinen Mann in Russland. Er ist friedfertig, offenherzig, gefällig, mitfühlend und barmherzig bis zum Uebermaß, höflich gegen jedermann und von dem achtungsvollsten Benehmen gegen Gebildete und Höherstehende. Er ist tief religiös, ohne jegliche Unduldsamkeit; nationale Antipathien und Vorurtheile sind ihm

völlig fremd. Nur in dem Muselman sieht er den Erbfeind seines Landes und erblickte früher in dem Franzosen den in seine Grenzen einbrechenden Eroberer älterer und neuerer Zeit. Der gemeine russische Mann, welcher nicht nur den Bauer, sondern auch den niedern Handwerkerstand in sich schließt, liebte sonst in dem Deutschen den friedlichen Mitbürger, ehrte in ihm die Eigenschaften, die ihm selbst abgehen, und sah zu ihm auf wie zu einer höheren Natur. Hatte er einige Kenntnisse von der Geschichte seines Vaterlandes, so gedachte er mit Stolz der russisch-deutschen Waffenbrüderschaft und hielt dieselbe auch in künftigen Tagen für eine selbstverständliche Sache. Man begreift, daß diese Bevölkerungsschicht während des Krieges mit all ihrer Sympathie und voll begeisterter Anerkennung auf deutscher Seite stand. Während der Mittagsruhe der Arbeiter, am Feierabend, besonders aber an Sonn- und Festtagen, sah man sie gruppenweise um einen Vorleser versammelt, welcher die neuesten Kriegsnachrichten aus dem auf gemeinsame Kosten erworbenen Zeitungsblatte vortrug, und häufig vernahm man im Kreise, bei der Erzählung von den Heldenthaten der deutschen Armee den Ausruf „Molodzý" („Forsche Kerls"), und vor allem galt ihre Bewunderung dem königlichen Heldengreise an der Spitze der deutschen Heere. Nicht selten ist es mir vorgekommen, daß russische Krämer, Handwerker und Arbeiter das Redaktionsbureau der deutschen „St. Petersburger Zeitung" aufsuchten, um sich über die von mehreren russischen Zeitungen verbreiteten, erdichteten französischen Siege sichere Auskunft zu erbitten.

Ganz anders war es in der niedern Beamtensphäre, unter den Lehrern und Literaten. Hier wurde von jeher die Ueberlegenheit des deutschen Geistes am drückendsten empfunden, hier war stets der Hauptsitz des Deutschenhasses. Nichts wäre diesen Kreisen erwünschter gewesen als eine Demüthigung der deutschen Nationalität. Hier wurden die Nachrichten von den Siegen der deutschen Waffen mit einem Ingrimm aufgenommen, der sich

nicht einmal zu verbergen für nöthig hielt. Die russischen Zeitungen, welche die politischen Bedürfnisse dieser Bevölkerungsschicht zu befriedigen pflegten, reproducirten denn auch mit Vorliebe die Phantasmagorien der französischen Blätter, erfanden auch wol mitunter auf eigene Rechnung Specialtelegramme mit deutschen Niederlagen, die von dem erfreuten Leserkreise mit Jubel begrüßt wurden.

Damit wären wir denn bei der Tagespresse der Residenz angelangt, die selbstverständlich in jener Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen berufen war. Während die deutsche „St. Petersburger Zeitung" mit nicht minderer Energie für die deutsche Sache eintrat, wie sie es im Jahre 1866 gethan, während die kurze Zeit vorher neu begründete „Nordische Presse" das gleiche Streben bekundete und das „Journal de Saint-Pétersbourg" im Gegensatz zu seiner Haltung im Jahre 1866 vollkommen gerecht und unparteiisch über dem Kampfe der beiden kriegführenden Nationen stand, war die gesammte russische Presse St. Petersburgs durchaus französisch gesinnt, und die einzelnen Blätter unterschieden sich nur durch die mehr oder weniger starken Nuancirungen, mit denen sie ihren Sympathien und Gefühlen Ausdruck gaben. Die anständigste Haltung bewahrte damals die russische „St. Petersburger Zeitung" unter der Redaktion des wackern Valentin Korsch. Das Aeußerste an antideutscher Verbissenheit leisteten der „Gólos" und die „Börsenzeitung", welche letztere eines schönen Tages ein Extrablatt verbreitete mit der telegraphischen Nachricht, daß die französischen Truppen eine deutsche Heeresabtheilung von 40 000 Mann gefangen genommen: eine Kunde, deren Quelle, soviel ich mich entsinne, bis heute unbekannt geblieben.

Im schroffsten Gegensatz zur russischen Journalistik stand die russische Armee. Neben manchen recht bedeutenden Fehlern birgt der russische Offizier — denn nur von diesem, als dem geistigen Element des russischen Heeres, kann hier die Rede

sein — einen trefflichen Kern. Er weiß die Eigenschaften, die zu erwerben sein leichter Sinn ihm versagt, bei Standesgenossen anderer Nationen wol zu beurtheilen und zu schätzen; er ist mit unbedeutenden Ausnahmen frei von jeder nationalen Befangenheit und hat seit 1866 einen tiefwurzelnden Respekt vor dem deutschen Soldaten und seinen Führern. Eine nicht geringe Anzahl gründlich gebildeter russischer Offiziere war in's deutsche Hauptquartier commandirt, um den Ereignissen des Krieges in unmittelbarster Nähe zu folgen. Die von ihnen einlaufenden Berichte bekundeten neben der strengsten Unparteilichkeit eine volle Sachkenntniß und ein sicheres Urtheil. Mehrere von diesen Offizieren haben sich später während des russisch-türkischen Krieges in hohen Stellungen reiche Lorbeeren erworben. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die russische Armee den gewaltigen Thaten des deutschen Heeres mit Sympathie und Begeisterung folgte, um so mehr, da ihr Kriegsherr hierin mit dem glänzendsten Beispiel voranging.

Die obere Beamtenwelt, welche in St. Petersburg so ziemlich identisch ist mit der höheren Aristokratie und dem Hofe, war in den Gesinnungen, die sie den kriegführenden Mächten entgegentrug, in auffallender Weise verschiedenartig gefärbt. Demonstrativ nach außen zeigten alle eine gewisse schwärmerische Begeisterung für die deutschen Erfolge. Denn Kaiser Alexander II. stand mit dem ganzen Enthusiasmus seiner edlen Seele auf der Seite seines ehrwürdigen Oheims, und in welchem monarchischen Lande lassen die Sphären der obersten Tausende eine andere Gesinnung zu Tage treten als die ihres Souveräns? Aber wo sie sich unbemerkt glaubten, da kehrten die vom Deutschenhasse inficirten Elemente der höheren Schichten eine andere Seite heraus. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die in Rußland als Deutschenhasser gekennzeichneten hohen Beamten in zwei wesentlich verschiedene Klassen zerfallen. Die einen sind ehrliche russische Patrioten, die, wie früher

erwähnt, das bekannte »Italia farà da se«, allzu wörtlich genommen, auf Rußland übertragen und den verzeihlichen Wunsch hegen, Rußland möge seine Kulturentwickelung nur der russischen Arbeit und nicht der Thätigkeit anderer Volksstämme verdanken. Sie entbehren gern die fremde Kraft, wo sie mit der russischen ausreichen, gehen aber in ihrem Patriotismus nicht so weit, die sich darbietende Hülfe zu verschmähen, wo sie mit den eigenen Mitteln zu kurz kommen. Da nun im russischen Staatsdienste neben den Russen das deutsche Element das stärkste Contingent zu stellen pflegt, so ist der exclusive Patriotismus jener Würdenträger hauptsächlich gegen die Deutschen gerichtet, deren hervorragende Eigenschaften sie wol zu würdigen verstehen. Ein eigentlicher Deutschenhaß ist ihnen im wahren Sinne des Wortes nicht schuld zu geben. Selbstverständlich gönnte diese Kategorie dem deutschen Volke seine schwer errungenen Siege von ganzem Herzen. Anders war es mit denen, welche eine unüberwindliche Antipathie gegen die Deutschen überhaupt erfüllt. Bei ihnen tobten der Neid und Groll über die Erfolge der verhaßten Nationalität um so intensiver, wo sie die bergende Hülle abwerfen konnten, je weniger diese gehässigen Gesinnungen öffentlich zur Schau getragen werden durften, und es ist bekannt, daß der verstorbene Minister des Innern, Graf Tolstói, seiner Wuth über die deutschen Siege dadurch Luft zu machen pflegte, daß er den in seinem Ressort dienenden deutschen Beamten eine Zeit zur Audienz anberaumte, wo er sich ruhig zum Frühstück setzte. Hatte ein solcher Beamter, der zuweilen selbst Excellenz war, stundenlang gewartet, und wagte endlich, den mächtigen Vorgesetzten an seine Anwesenheit erinnern zu lassen, so beliebte es dem edeln Herrn nicht selten, in Gegenwart seiner versammelten Familie dem meldenden Diener zu antworten: „Der v—e Deutsche kann warten!“

Aber dergleichen Persönlichkeiten und Vorfälle standen durchaus vereinzelt in der höhern Gesellschaftssphäre St. Petersburgs

und kamen nicht in Betracht gegenüber dem Glanz der Verehrung und Begeisterung, der von dem Oberhaupte des russischen Reiches sich über die Thaten des deutschen Volksheeres und seiner Führer ergoß. Dieser reiche Schatz aufrichtigen Wohlwollens, zugleich eine mächtige politische Stütze, war eine wahre Erquickung und Stärkung der Deutschen in Rußland, und was er Deutschland genützt hat, wissen dessen große Staatsmänner am besten. Es heißt zwar, daß aus dem Wörterbuche der Politik die Dankbarkeit gestrichen sei, aber nicht rühmlich wäre es für das deutsche Volk, wenn es vergessen könnte, was ihm Kaiser Alexander II. während jenes gewaltigen Krieges gewesen.

Den St. Petersburger Franzosen hätte es sicher niemand verargt, wenn sie der Verlauf des Krieges in die allerunangenehmste Stimmung versetzt hätte, um so mehr, als ihre Erwartungen durch die vaterländische Presse und das Hervorkitzeln der imperialistischen Gloire fieberhaft gespannt und durch die Posaunen der Saarbrücker Siege im höchsten Grade aufgeregt waren. Als jedoch statt der Promenade nach Berlin das stolze Frankreich von der deutschen Invasion völlig zu Boden geschmettert wurde, fanden sie sich äußerlich mit trüber Resignation in ihr Schicksal, warfen die Last der Verantwortung auf die Schultern der Napoleoniden und ließen die innerlich heftig kochende Wuth an einer Persönlichkeit aus, die auch nicht die leiseste Beziehung zu dem Unglück Frankreichs hatte. Es ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß die französische Colonie St. Petersburgs wenig gebildete Elemente einschließt. Selbst die französischen Lehrer der Residenz stammen mit geringen Ausnahmen aus der Schweiz, und die französische Bevölkerung an der Newa rekrutirt sich vorzugsweise aus den Kreisen der Kaufleute und Handwerker. Unter den letzteren bilden die Modistinnen und Friseure bei weitem die Mehrzahl.

Der Franzose hat noch in viel höherem Grade als der Reichsdeutsche das Bedürfniß politischer Lektüre, und in keiner

französischen Familie St. Petersburgs fehlt beim Morgenkaffee das „Journal de Saint-Pétersbourg". Das Blatt, von jeher officiöses Organ des Auswärtigen Amtes, ist seit längerer Zeit dem jedesmaligen Chefredakteur in Pacht gegeben, so daß man von seiten der Regierung in geeigneten Fällen den Inhalt, als von einem unabhängigen Herausgeber herrührend, dementiren kann. Neben seinem officiösen Charakter ist das „Journal de Saint-Pétersbourg" aber naturgemäß die tägliche politische Frühkost aller St. Petersburger Franzosen, sowie derjenigen, welche die französische Sprache jeder andern vorziehen.

In Ländern mit wenig entwickeltem öffentlichen Staatsleben steht die Zeitungsredaktion in ganz andern Beziehungen zu dem Leserkreise ihres Blattes, als man im westlichen Europa gewohnt ist. Der Chefredakteur wird gewissermaßen als der verantwortliche Berichterstatter für jede einzelne Familie betrachtet; er wird für jedes Wort, das am häuslichen Herde gefällt, gepriesen und für jeden Ausdruck, der Mißfallen erregt, gerichtet. Es ist unglaublich, wie dies ununterbrochene Kritisiren, Loben und Mäkeln, das den Leiter eines Blattes wie Vogelgezwitscher verfolgt, wo er sich sehen läßt, die Nerven überreizt und wie ihn endlich jede leichte, wenn auch keineswegs begründete Ausstellung an seiner Zeitung verstimmt und verletzt.

In diesem Verhältniß standen zu jener Zeit alle Direktoren der russischen periodischen Presse zu ihren Lesern; in demselben Verhältniß stand ich zur deutschen Colonie und der Herausgeber des „Journal de Saint-Pétersbourg" zur französischen.

An der Spitze des französischen Blattes stand damals Victor Capellemans, ein Mann im Anfange der Vierziger, Belgier, von vorzüglicher Bildung und hervorragender schriftstellerischer Begabung. Mit diesen Eigenschaften, für seine Stellung von unschätzbarem Werthe, vereinigte er ein treffliches Gemüth, einen ehrlichen und aufrichtigen Charakter, und während er im gewöhnlichen Leben sehr ernst erschien, überraschte er

zuweilen mit den Lichtblitzen eines köstlichen Humors. So stand er himmelweit über seinen Vorgängern und seinem Nachfolger.

Nach Vollendung gründlicher Studien widmete sich Capellemans der journalistischen Carrière und wurde Mitarbeiter der »Indépendance belge«. Zu jener Zeit sah man ihn nicht selten in dem Cercle artistique et littéraire zu Brüssel, wo er, wenn er in guter Stimmung war, die Gesellschaft durch den Vortrag komischer Volksscenen im Marollendialekt in die ausgelassenste Heiterkeit zu versetzen pflegte. Nicht allein besaß Capellemans die vollendetste Meisterschaft in der Handhabung dieser Mundart, einer Mischung von Vlämisch und Französisch, wie sie in dem Marollenviertel, einem Stadttheile Brüssels, vom Volke gesprochen wird; er hatte auch ein entschiedenes Talent zur Erfindung komischer Situationen und Dialoge, die er in jenem Idiom zu recitiren pflegte. Das Sujet der bekannten Operette „Die Fledermaus", von Johann Strauß, ist nichts anderes als eine der vielen von Capellemans im Marollendialekt vorgetragenen Geschichten, kam aus Belgien nach Frankreich (»Le réveillon«) und von dort nach Wien. Als Herzog von Brabant brachte der jetzige König der Belgier häufig seine Abende im Cercle artistique zu, und sein größtes Vergnügen war dann der Vortrag einer Scene im Marollendialekt von Victor Capellemans, um welchen Genuß der Prinz den jungen Schriftsteller stets zu bitten pflegte.

Zunächst wurde Capellemans Direktor des „Nord" und dann als Chefredakteur des „Journal de Saint-Pétersbourg" in die nordische Residenz berufen. Hier war er bald der erklärte Liebling des Auswärtigen Amtes, dessen Chef den geistreichen Mann in jeder Weise zu fördern suchte. So wurde er, obgleich nicht im Staatsdienst und ohne Rang, zu einer Art „Chroniqueur de la Cour" ernannt, zu allen Hoffesten eingeladen, und seine Berichte wurden trefflich honorirt.

Nun kam der Krieg von 1870. Capellemans hatte in der Leitung des officiösen Organs selbstverständlich nicht völlig freie Hand; er hätte weder für die eine noch für die andere der kriegführenden Mächte gegen die Intentionen des Auswärtigen Amtes Partei nehmen dürfen. Aber der strikten Unparteilichkeit zwischen Deutschland und Frankreich, die ihm vorgeschrieben war, hätte er immerhin einen Ausdruck geben können, der seine Sympathie für die eine oder die andere Seite deutlich genug kundgegeben haben würde. Für Capellemans jedoch war diese Unparteilichkeit Herzens- und Gewissenspflicht. Seine Sympathien waren eher auf französischer als auf deutscher Seite, aber als klarer Kopf und ehrlicher Mann betrachtete auch er den Krieg als ein Unglück, das von dem imperialistischen Frankreich auf die frivolste Weise heraufbeschworen war, und das „Journal de Saint-Pétersbourg" war im Jahre 1870 — die Schweizer Blätter mit eingeschlossen — die gerechteste und unparteiischste aller in französischer Sprache geschriebenen Zeitungen.

Das war den Leuten von der St. Petersburger französischen Kolonie ein Stich ins Herz. Daß eine französische Zeitung, daß ein Blatt, welches sie täglich zu lesen pflegten, für welches sie ihr Geld ausgaben, nicht für Frankreich in die Schranken trat, war in ihren Augen ein Verbrechen an der Majestät ihres unverletzlichen großen Vaterlandes. Und nun begann eine Kette von Beleidigungen, Kränkungen, persönlichen Verfolgungen des armen Redakteurs, die sich bis zu den raffinirtesten Infamien steigerten und ihm geradezu das Leben verbitterten. Man vergegenwärtige sich dabei die fast unerträgliche Arbeitslast, die beständige Aufregung durch die politischen und Kriegsereignisse, den Mangel an jeder Pause der Ruhe und Erholung, den Druck der kolossalen Verantwortlichkeit, die eine Epoche wie der deutsch-französische Krieg für den Chefredakteur einer großen und dazu officiös-russischen Zeitung im Gefolge hat. Ich selbst, der ich in jener Zeit einem durchaus mit mir

sympathisirenden Leserkreise gegenüberstand und das materielle Leben mit ängstlicher Pedanterie geregelt hatte, um den an mich herantretenden Anforderungen nicht zu erliegen, ich war bereits nach den ersten Kriegsmonaten körperlich so herunter, nervös so überreizt, daß auch in den wenigen nächtlichen Arbeitspausen der Schlaf mich floh und ich die Freude über jeden neuen Sieg meiner deutschen Brüder mit einer Art krampfhafter Nervenerregung büßen mußte. Während die Strapazen für Capellemans dieselben waren, sah er sich den Nichtswürdigkeiten einer geistig beschränkten Menge preisgegeben, die ihn Tag und Nacht mit Chicanen hetzte, die sich von Nadelstichen bis zu Keulenschlägen steigerten. Ich vermied in jener Zeit jeden Tropfen eines alkoholischen Getränks, er hatte die unglückselige Gewohnheit, bei der Nachtarbeit, um sich frisch zu erhalten, seine Zuflucht zu schwerem spanischen Wein zu nehmen.

Ich will den Leser mit der Aufzählung aller der empörenden Dinge verschonen, die dem wohlgesinnten, gutmüthigen Schriftsteller von der St. Petersburger französischen Colonie angethan wurden. Briefe mit den pöbelhaftesten Invektiven regnete es in die Redaktion des „Journal de Saint-Pétersbourg", Pakete mit dem scheußlichsten Inhalt wurden Capellemans unter jeder nur denkbaren Form zugesandt. Einst — er war etwa ein halbes Jahr mit der anmuthigen Tochter eines Lütticher Professors verheirathet —, als er mit seiner jungen Gattin am Arme das Michaeltheater verließ, überfielen ihn im Foyer mehrere französische Cocotten, welche ihn mit den bodenlosesten Gemeinheiten überschütteten, indem sie die intimsten Beziehungen zu dem Verfolgten fingirten. Das mag genug sein.

So war es denn kein Wunder, daß das arme gehetzte Wild schließlich zusammenbrach und seine kranken Nerven den Dienst versagten. Wenn vor einigen Jahren ein Schriftsteller von dem tragischen Ende meines braven Collegen sprach und sich auf

einen von allen Publicisten zu beherzigenden Artikel de Sarcey's berief, der die warnende Ueberschrift an der Spitze trug: »Gare nos moëlles!« („Tragen wir Sorge für unser Rückenmark"), so möchte ich doch wissen, wie der arme Redakteur unter den geschilderten Verhältnissen für seine Nervensubstanz hätte Sorge tragen sollen.

Ein öffentlicher Schritt, den Capellemans noch im Jahre 1870 that, ließ bereits an der normalen Funktion seiner Geisteskräfte Zweifel aufkommen. An dem trefflichen französischen Theater St. Petersburgs wirkte seit längerer Zeit eine dramatische Größe Frankreichs, Herr Dupuis. Er war nicht allein ein bedeutender Künstler, eine anerkannte Autorität in Theaterfragen; sein ehrenwerther Charakter, seine achtunggebietende Persönlichkeit ließen ihn auch außerhalb des Theaters eine bedeutende Rolle in der französischen Colonie spielen, die in ihren Angelegenheiten gern auf seine Stimme hörte. Capellemans appellirte öffentlich in seinem Journal bezüglich seiner politischen Haltung an das unparteiische und gerechte Urtheil des Herrn Dupuis. In seiner Gradheit und Ehrlichkeit glaubte er noch in jener Zeit an die Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe eines Franzosen, der seinem niedergeschmetterten Vaterlande gegenüberstand. Dupuis schwieg.

Dann kam ein zweites Symptom, das die Freunde des leidenden Mannes ernstlich um ihn besorgt machte. Bei aller Arbeit, Aufregung und Heimsuchung hatte er es zu Wege gebracht, eine Broschüre über die Friedensfrage zu schreiben, die Ende 1870 erschien.*) Sie enthält eine Art politisch-dramatischen Gedichts, den Bericht über die Sitzung einer fingirten Gesellschaft vorläufig zusammengekommener französischer Depu-

*) Vgl. Victor Capellemans, »Ce que pourra être une réunion préparatoire aux délibérations de l'assemblée constituante de France« (Brüssel, St. Petersburg, Moskau 1870), S. 28.

tirten der Constituante, welche sich über den bevorstehenden Friedensschluß berathen. Ein Redner nach dem andern tritt auf. Sie wollen nur von einer an Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigung hören. Ein Winzer, Deputirter der Gironde, meint, Jules Favre habe sich geirrt, wenn er die Ansicht vertheidige, Frankreich dürfe nichts abtreten. Natürlich wird er dafür auf das Heftigste angegriffen. Der Winzer entgegnet: „Wenn Elsaß und Lothringen dadurch gerettet werden könnten, daß ein Franzose sich an's Kreuz schlagen ließe — er habe daheim eine alte Mutter, eine junge Frau und vier Kinder — knieend würde er darum bitten".

Der Winzer vertritt bei Capellemans den gesunden Menschenverstand; er spricht im schlichten Volkston und ist für die Abtretung. Er sieht in ihr keine Schande: der Besiegte werde durch seine Niederlage ebenso wenig entehrt als dadurch, daß der Sieger ihm sein Eigenthum nehme. Während er die Abtretung vertheidigt, vergießt er die bittersten Thränen. »L'Allemagne nous sait vaincus«, sagt er, »mais cela ne lui suffit pas. Elle craint, en nous lâchant, nos revanches et, par Dieu, elle a raison de craindre.« (Beifall.) Er schildert die leichtsinnige Art, wie man den Krieg angefangen, mit der unleugbaren Absicht, das linke Rheinufer mit Frankreich zu vereinigen. »Nous avons fait la guerre, pour diminuer la Prusse et pour empêcher l'unité de l'Allemagne.« Es sei nichts zu machen. Wenn Preußen (es ist immer nur von Preußen die Rede) Elsaß und Lothringen nehme, thue es nur, was Frankreich ihm habe zufügen wollen. Um andere Bedingungen zu erhalten, müsse man mit Preußen nicht von der Ehre Frankreichs sprechen: das nütze zu nichts, gehe auch die Deutschen nichts an; von den eigenen Interessen müsse man mit ihnen reden.

Ein Pariser Advokat bekämpft die Abtretung und will lieber untergehen. Ein anderer Abgeordneter der Hauptstadt

vertheidigt dieselbe und bezeichnet den fortgesetzten Widerstand als Selbstmord.

Man verlangt, der Winzer solle sein Projekt formuliren. Er thut das in der Art, daß Frankreich der Hauptsache nach seine Grenzen behält, aber seine Festungen in Elsaß und Lothringen schleift und sich verpflichtet, keine dort wieder zu errichten.

Es werden Stimmen in der Versammlung laut, welche behaupten, wenn dieser Antrag an die Oeffentlichkeit trete, würde man ihn von einem Preußen verfaßt glauben.

Der Winzer ist bereit, die Reinheit seiner Ueberzeugung und seines Gewissens zu bethätigen, und hofft damit dem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen. Er zieht ein Messer, stößt sich dasselbe, ehe man ihn daran verhindern kann, in die Brust und stürzt zu Boden.

Ungeheure Aufregung. Die Sitzung wird aufgehoben. Nach einiger Zeit versammelt die Glocke des Präsidenten abermals die Deputirten und es wird ihnen mitgetheilt, die Wunde des Winzers sei nicht tödtlich und Hoffnung für seine Wiederherstellung vorhanden. Die Versammlung vertagt sich bis zur ersten öffentlichen Sitzung. Der Autor spricht in einer Randbemerkung die Ansicht aus, dem Winzer habe kein anderes Mittel zu Gebote gestanden, die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit seiner Gesinnung zu beweisen.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Capellemans in seinem Vigneron sich selbst geschildert, und daß seinem verdüsterten Geist eine ähnliche That vorschwebte, um durch sie die Reinheit der eigenen politischen Gesinnung zu bekräftigen.

Kurze Zeit vor dem Friedensschluß saßen wir Nachts in seinem Zimmer bei einander. Wir hatten eine gemeinsame Arbeit beendigt und plauderten über die Chancen des Friedens. Er vertrat den Standpunkt seines Girondisten und war gegen jede Abtretung: ich versicherte ihm, Deutschland werde sich nur bei

der Rückgabe von Elsaß-Lothringen beruhigen können. Da gerieth er in eine ganz sonderbare Aufregung und schrie wie im Fieberparoxysmus immerfort: »Pas d'annexion, pas d'annexion!« Dann beruhigte er sich allmählich und als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er mir Lebewohl auf längere Zeit. Er sei gebrochen, seine Gesundheit zerstört; er reise am andern Tage mit seiner Familie nach Belgien, um sich gründlich zu erholen. Wir schieden. Die Lampen im Treppenflur brannten nicht mehr, er leuchtete mir selbst die Treppe hinunter, und während ich die zahlreichen Stufen hinabstieg, rief er mir fortwährend mit heiserer Stimme nach: »Pas d'annexion, pas d'annexion!«

Ich sah ihn nicht wieder. Am folgenden Tage reiste er. In Berlin nahm er seine Wohnung in einem der ersten Hotels Unter den Linden und schickte am Tage nach seiner Ankunft Einladungskarten zum Diner an die Mitglieder des diplomatischen Corps. Das kam den Herren freilich etwas sonderbar vor: den meisten jedoch war er von St. Petersburg her als Persönlichkeit von politischer Bedeutung bekannt, man hatte ihn in den ersten Kreisen der Residenz, bei den Ministern, bei Hofe gesehen — man kam. Eine Zeit lang benahm sich Capellemans bei Tische nicht ungewöhnlich. Dann erhob er sich, klopfte an sein Glas und alles erwartete einen Trinkspruch. Statt dessen eröffnete er seinen Gästen, er sei ihnen eine Darlegung der Motive schuldig, die ihn zur Einladung der Versammelten veranlaßt. Bis dahin hätten sie ihn nur als Politiker und Schriftsteller gekannt, aber keine Ahnung davon gehabt, daß er gleichzeitig der erste Tenor des Universums sei. Als solcher wolle er sich ihnen heute vorstellen. Und nun begann er mit fürchterlicher Stimme eine bekannte italienische Arie zu singen. Die Gesellschaft erhob sich bestürzt, die arme Frau sank bewußtlos nieder — Capellemans war wahnsinnig.

Er wurde nach Lüttich in eine bekannte Anstalt gebracht und war nach Verlauf mehrerer Monate auf dem Wege der

Genesung: da brachen bei ihm die schwarzen Pocken aus und sein geschwächter Körper erlag der furchtbaren Krankheit. Wenn es später hieß, der bekannte belgisch-russische Publicist sei in der Zwangsjacke gestorben, so ist das buchstäblich genommen nicht wahr. Auch ohne das bleibt sein Geschick traurig genug.

Von diesem trübseligen Widerschein des großen Krieges in der französischen Colonie St. Petersburgs wenden wir uns zu den hellen, erquicklichen Reflexen unter den deutschen Ansiedlern an der Newa.

„Wir Deutschen in fremden Landen wissen nichts von Thüringen, Schlesien, Pommern oder einem andern Bruchtheil des Stammlandes; wir haben immer nur an Deutschland gedacht und wollen es nur mit Deutschland zu thun haben. Nachdem Schillers Genius das große Wunder vollbracht, alle Deutsche an Einem Tage Eines Sinnes zu machen, ist es ein trauriger Anblick, die in seinem Namen gestifteten Vereine wieder uneins werden zu sehen. Wüßte man in Deutschland, wie sich diese Centrifugalwuth von fern ausnimmt, man würde sich vielleicht anders verhalten. Wir können nur von Herzen wünschen, daß dies bald geschehen und daß unser Beispiel etwas dazu beitragen möge."

Diese Worte schrieb ich am 15. Febr. 1860 im Namen des St. Petersburger Schiller-Comités an Karl Gutzkow, damals Mitglied des Verwaltungsraths der neu ins Leben getretenen Schiller-Stiftung. Wir St. Petersburger Deutschen hatten für dieses segenversprechende Institut die nicht geringe Summe von 6273 Thlrn. in unserer Mitte zusammengebracht, und als dieselbe dem Vorort Weimar zugestellt war, erhob sich unter verschiedenen Lokalvereinen ein eifersüchtiger Streit um den Besitz des Kapitals. Ich habe jene Worte hier angeführt, weil sie die Gesinnung der St. Petersburger Colonie dem Vaterlande gegenüber, vor mehr als einem Menschenalter, gründlich dokumentiren und, wie ich glaube und hoffe, die Gefühle aller im

Auslande lebenden Deutschen ausdrücken. In den Gemüthern der in der Fremde lebenden Deutschen war die Einheit des Vaterlandes stets eine anerkannte, vollzogene Thatsache, während Deutschland selbst noch vom schnödesten Partikularismus zerrissen wurde. Sobald der Deutsche die Grenzen der Heimat überschritten hat, sobald die Laute einer fremden Sprache ihn umgeben, liegen alle jämmerlichen Lokalanschauungen hinter ihm; er ist unionistischer und patriotischer gesinnt als seine Landsleute daheim.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, wird es dem Leser verständlich, von welcher enormen Reflexwirkung der Krieg gegen Frankreich auf die deutsche Colonie St. Petersburgs werden mußte. Ehe ich jedoch auf eine Schilderung der einzelnen Erscheinungen eingehe, ist es nöthig, ein Bild dieser sehr bedeutenden und hervorragenden Colonie zu entwerfen. Die in St. Petersburg wohnenden etwa 60—70000 Deutschen bilden keineswegs in ihrer Gesammtheit die Bevölkerungsgruppe, welcher man die Bezeichnung „deutsche Colonie" geben kann.

Sie bestehen zumeist aus Reichsdeutschen, Einwanderern aus Deutschland, welche in der Regel ihre nationalen, oft sogar ihre provinziellen und lokalen Eigenthümlichkeiten treu bewahren. Der Name dieser Kategorie schließt jedoch keineswegs einen politischen Begriff ein. Viele Reichsdeutsche treten in den russischen Staatsdienst oder sehen sich durch andere Umstände veranlaßt, ihre frühere Staatsangehörigkeit aufzugeben und die russische anzunehmen. Erfüllen sie auch die Pflichten gegen ihr neues Vaterland mit Treue und Hingebung, so bleiben sie doch mit geringen Ausnahmen in ihrem Wesen, Fühlen und Denken Deutsche; dasselbe gilt auch von ihren Nachkommen. Im Gegensatz zu diesem weiteren Begriff der Reichsdeutschen will ich diejenigen, welche ihre politische Staatsangehörigkeit beibehalten haben, mit dem Ausdruck „Reichsangehörige" bezeichnen.

Eine zweite Kategorie der deutschen Bewohner St. Petersburgs bilden die dort ansässigen baltischen Deutschen, die aus den Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland eingewandert sind. Sie unterscheiden sich in mancherlei wesentlichen Dingen von den Reichsdeutschen, halten aber noch hartnäckiger und inniger an ihrem Deutschthum fest als diese, wie denn der Mensch den Besitz vor allem andern hoch zu schätzen pflegt, den er zu verlieren in Gefahr ist.

Noch eine dritte Gruppe von St. Petersburger Deutschen giebt es, die wir russische Deutsche nennen wollen, welche in der Regel von ihrem Deutschthum nichts übrig behalten haben, als den Familiennamen, zuweilen noch die Sprache und das protestantische Bekenntniß. Es sind die Nachkommen Deutscher der beiden obengenannten Kategorien, welche in die russische Armee oder den Staatsdienst eintraten, oder eingebürgerter Kaufleute, die sich meist im Innern des Reiches aufgehalten, nur unter Russen gelebt, mit Russinnen verheirathet, ihre nationale Charakteristik vollkommen eingebüßt haben. Sie stehen der eigentlich deutschen Gesellschaft St. Petersburgs fern, theilen weder ihre Geselligkeit noch ihre Interessen, und kommen nicht in Betracht, wenn von der St. Petersburger deutschen Colonie die Rede ist, die, wenn man nicht, nach überwundener deutscher Art, engherzige politische Grenzen ziehen will, aus den genannten Reichsdeutschen und den baltischen Deutschen gebildet wird.

In der That ist es auch bis zum Kriege der Jahre 1870 und 1871 niemand eingefallen, dergleichen politische Absonderungen vorzunehmen. Baltische Deutsche und Reichsdeutsche, mochten die letzteren noch reichsangehörig sein oder nicht, lebten friedlich und einträchtig mit einander, bildeten eine und dieselbe Gesellschaft, mit denselben geistigen und socialen Interessen. Ihre Kinder wurden in denselben Privat- und öffentlichen Schulen erzogen; dieselben evangelischen Kirchen umschlossen

alle, sie erhielten und verwalteten mit einander dieselben Wohlthätigkeitsanstalten, gehörten denselben wissenschaftlichen und literarischen Vereinen an, nährten ihr politisches Bewußtsein an denselben deutschen Tagesblättern, amüsirten sich in den nämlichen Clubs und Gesellschaften, bildeten gemeinschaftlich das Hauptcontingent des Publikums im deutschen Theater und sangen einträchtig in derselben Singakademie und Liedertafel.

Zwei Momente haben diese herzerfreuende Einigkeit der St. Petersburger deutschen Colonie in erhebender Weise bestätigt: die Schiller-Feier im Jahre 1859 und der nun über fünf Jahrzehnte bestehende Deutsche Wohlthätigkeitsverein. Wenn bei der ersteren das projektirte öffentliche Fest, ohne Verschulden der deutschen Colonie, nicht zu Stande kam, wandte sich das Interesse in verstärktem Maße der Schiller-Stiftung zu. Der Wohlthätigkeitsverein, dessen von der Regierung revidirte und bestätigte Statuten ihm nicht gestatteten, andere als dem deutschen Staatsverband angehörige Nothleidende zu unterstützen, schöpfte demungeachtet den Hauptstock seiner Mittel aus den Beiträgen aller Mitglieder der deutschen Colonie und baltische wie Reichsdeutsche unterzogen sich ohne Unterschied in selbstloser Aufopferung der Last seiner Verwaltung. Wenn dann und wann unter den baltischen Mitgliedern des Vereins die Thatsache, daß ihre Armen von dem Verwaltungsausschuß abgewiesen werden mußten, eine kleine Verstimmung hervorrief, so wurde diese immer schnell durch das Bemühen des Vorstandes beseitigt, auf privatem Wege für die nothleidenden Ostseeprovinzialen Unterstützungen aufzubringen.

Der Ausbruch des Krieges und der Verlauf seiner Ereignisse versetzte die deutsche Colonie an der Newa selbstverständlich in ungeheure Aufregung. Zu dieser kaum passiv zu nennenden Theilnahme kam der Umstand, daß eine beträchtliche Anzahl Reichsangehöriger, die in verschiedenen Sphären der nordischen Hauptstadt lebten, zu den Fahnen einberufen

wurde. Junge Aerzte baltischer Abstammung oder überhaupt dem russischen Staatsverbande angehörig, traten in die deutsche Armee ein. Einer der begütertsten Kaufleute der Colonie, ein Lübecker, gelobte für jeden deutschen Sieg dem Wohlthätigkeitsverein hundert Rubel, und es war gut, daß seine Kasse einen tüchtigen Choc auszuhalten vermochte, sonst hätte die deutsche Armee ihn leicht bankrott siegen können. Die baltischen Deutschen blieben in ihren Sympathien nicht im geringsten gegen die Reichsdeutschen zurück; vielleicht sogar traf sie nicht mit Unrecht der Vorwurf, in der Kundgebung ihrer Gefühle unvorsichtig weit gegangen zu sein.

Natürlich nahm man sofort die Sammlung von Leinwand, Charpie, Verbandzeug und Geld für die Verwundeten und ihre Hinterbliebenen in die Hand. Dabei wurden politische Unterschiede gemacht, die früher nicht existirt hatten. Eine Anzahl meist jüngerer Männer trat zu den genannten Zwecken als Comité zusammen, erklärte, daß nur Reichsangehörige in ihre Mitte aufzunehmen seien und begann selbständig ihr Sammelwerk. Die Aelteren, welche die Reichsangehörigkeit nicht besaßen, wurden dadurch ausgeschlossen. Natürlich war es ihnen nicht darum zu thun, ihre Stellung zu behaupten, noch weniger in solch heiliger Sache einen Zwiespalt unter den Landsleuten aufkommen zu lassen; sie traten bereitwillig in den Hintergrund und überließen gern der jüngeren Generation die Arbeit.

Die deutsche Presse St. Petersburgs hielt unter dem Zujauchzen der Colonie das Banner Deutschlands hoch. Telegraphisch trefflich bedient, brachte sie die Kriegsnachrichten fast gleichzeitig mit Berlin. Am 6. August hatte der Siegesjubel von Wörth alle Gemüther in freudige Begeisterung versetzt, am 7. stand an der Spitze der deutschen „St. Petersburger Zeitung" ein Leitartikel, betitelt „Die Ansprüche des Siegers", in welchem die von einem Berliner Blatte ausgesprochene Rück-

forderung von Elsaß und Lothringen als einzige und gerechte Sühne für den Ueberfall freudig begrüßt wurde.

Aber auch düstere Schatten warf der Krieg in die Mitte der deutschen Colonie. Mit Stolz und Verehrung betrachtete sie den preußischen Gesandten, Prinzen Heinrich VII. Reuß, als ihre Spitze. Er ist bekannt genug als treuer und aufopferungsvoller Arbeiter an dem Glück und der Größe Deutschlands, aber nicht minder warm, wie für das große Vaterland, empfand er stets für den ärmsten und unbedeutendsten seiner Landsleute, und wo es galt, hülfreich einzutreten für Kummer und Leid, für Noth und Bedrängniß, war er der Colonie stets ein treuer und kluger Führer.

Kein Wunder, daß bei der allgemeinen Liebe und Verehrung, welche dem Prinzen von jedermann gezollt wurde, die Kunde wie ein Blitzschlag alle Herzen traf, daß sein Bruder, der tapfere Reiterführer, eins der vielen Opfer gewesen, welche der berühmte Reiterangriff bei Vionville unter Deutschlands edelster Jugend hinweggerafft. Die allgemeine Sympathie, welche in der „St. Petersburger Zeitung" ihren Ausdruck fand, blieb nicht ohne wohlthuende Wirkung auf das tieferschütterte Gemüth des Prinzen, dessen Antwort, eines deutschen Fürsten würdig, den Landsleuten kundgab: Trost und Linderung im Schmerze gewähre ihm das Bewußtsein, daß auch sein Haus berufen worden, in großer Zeit ein schweres Opfer für das Vaterland zu bringen.

Der 2. September hatte die Nachricht von der rings um Sedan wüthenden Schlacht verkündet. Der Morgen des 3. brach an. Ich saß in meinem Kabinet am Schreibtisch, zu neuem Schaffen kaum gestärkt durch wenige Stunden unruhigen Schlafes, niedergedrückt von der Last der Arbeit und Verantwortung. Ein Zufall hatte mir die Vergünstigung verschafft, von manchen telegraphischen Nachrichten früher Kenntniß zu erhalten als irgend jemand. Durfte ich auch von dem, was ich auf solche

Weise erfahren, keinen unmittelbaren öffentlichen Gebrauch machen, so war doch in jener Zeit eine um wenige Stunden früher erworbene sichere Kunde zur Orientirung von unschätzbarem Werth. So traf mich denn, um etwa 10 Uhr Morgens, die Nachricht von der Kapitulation der französischen Armee und der Gefangenschaft Napoleons. Ich war allein. Die Freude erschütterte meine Nerven, wie es das herbste Unglück nicht hätte zu Wege bringen können. Ich brach in einen Strom von Thränen aus, und schluchzte wie ein Kind. Ein Gehülfe, der nebenan arbeitete, trat ein, um zu sehen, was mir widerfahren. Ich deutete auf das Blatt Papier, das die verhängnißvolle Thatsache enthielt, und dem Gefährten ging es nicht anders als mir. Als wir unsere Fassung einigermaßen wiedererlangt, frug mein Mitarbeiter: „Ob der Prinz wol die Nachricht schon empfing?" „Schwerlich", entgegnete ich, stürzte hinaus, ohne zu bedenken, daß ich mich noch in sehr lückenhafter Morgentoilette befand, warf mich in einen Wagen und war in wenigen Augenblicken im Hotel der Gesandtschaft. Prinz Reuß war zu Hause. Als er mich erblickte, rief er: „Um Gottes willen, wie sehen Sie aus, was ist Ihnen widerfahren?" Sprechen, erzählen konnte ich nicht. „Lesen Sie, Durchlaucht!" Der Prinz sah in das Blatt, blickte mich an und sah wieder in das Papier: „Und ist das sicher?" „Durchaus sicher." „Das ist die Nemesis", sagte Prinz Reuß, „aber es ist fatal für uns, daß er gefangen ist!" Ich eilte nach Hause.

Zwei Stunden später fuhr ich wieder durch die große Morskája. Mein Wagen konnte kaum Platz finden. Die ganze Straße war dicht gefüllt mit den Equipagen des Hofes und der höchsten Aristokratie, welche dem preußischen Gesandten ihre Glückwünsche darbrachten.

Und so ging's von Sieg zu Sieg bis nach Paris. Zu leiden hatten auch wir von Neid und Mißgunst der oben charakterisirten Deutschenhasser, deren Verfolgungen gegen mich aus der Theorie in die Praxis übergingen und so geschickt und

sicher in's Werk gesetzt wurden, daß selbst der weitreichende Einfluß des Prinzen Reuß mich nicht zu schützen vermochte.

Und endlich kam der Friede, der heiß und lange ersehnte Friede. Man athmete wieder auf. Nach dem ungeheueren Verlust an seinen edelsten Söhnen hatte das Vaterland wenigstens keine neuen Opfer mehr zu bringen, und König Wilhelm der Siegreiche kehrte heim als Kaiser des geeinigten Deutschen Reiches. Prinz Reuß versammelte die Spitzen der deutschen Colonie zu einem fröhlichen Fest um sich und zum ersten mal erklang an den Ufern der Newa ein freudiges Hoch auf den Deutschen Kaiser, das in allen Herzen den Widerhall eines reichen Glückes hervorrief.

Die erste und größte Errungenschaft, welche aus dem wunderbar erfolgreichen Kriege für die St. Petersburger Deutschen hervorging, war die stark veränderte Stellung, die sie fortan der russischen Regierung gegenüber in ihren Beamten, die sie in der gesammten russischen Gesellschaft einnahmen. Als ich im Jahre 1851 die russische Metropole zum ersten mal betrat, wurde ich mit einem Oberlehrer Dr. Meyer aus Reval verwechselt, welcher, politisch compromittirt, das Reich hatte verlassen müssen. Ich erschien vor dem Oberpolizeimeister General Galáchow. Wir deutschen Kleinstaatler waren damals im russischen Reiche vollkommen schutzlos. Die Unterhaltung war französisch. Er fragte nach meiner Heimat. Unmöglich konnte ich bei dem barsch und unhöflich sich geberdenden General die Bekanntschaft mit dem kleinen Fürstenthum Waldeck voraussetzen. „Ich bin aus Deutschland", war meine Antwort. „Ich kenne kein Deutschland", sagte der General, „Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w. sind mir bekannt, ein Deutschland existirt nicht."

Da hatten nun allerdings die letzten zwanzig Jahre viel geändert. In St. Petersburg residirte ein Botschafter des deutschen Kaisers, ein Consul des Deutschen Reiches, die energisch für jeden Reichsangehörigen eintraten, wo er des Beistandes

bedurfte. Aus dem zaghaften, schutz- und rechtlosen Unterthanen irgend eines Duodezländchens war ein Deutscher geworden, der stolz auf die Größe seines Vaterlandes in berechtigtem Selbstbewußtsein jedermann in dem fremden Lande gegenübertrat: »Civis Romanus sum!«

Und jedermann war erfüllt mit Achtung, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen alles, was den Namen eines Deutschen trug, und eher war den Landsleuten ein etwas allzu keckes und übermüthiges Auftreten, als den Russen der Mangel an Rücksicht und Anerkennung vorzuwerfen.

Die hier und da im Vaterlande vom Tode auferstehenden Sonderungsgelüste erregten uns im großen nordischen Reiche keine Furcht. Die Preußen bei Spichern und Mars-la-Tour hatten nicht geklügelt, für wen sie in's Feuer gingen; den Baiern bei Weißenburg, Wörth, Sedan und Orléans war Deutschland kein geographischer Begriff; die Sachsen bei Saint-Privat und Champigny, die Hessen bei Vernéville hatten mit guten deutschen Klingen dreingeschlagen; die Würtemberger bei Villiers-sur-Marne, die Mecklenburger, Thüringer und Hanseaten in den Schlachten bei Le Mans hatten ihre Aufgabe nicht nach dem Umfange ihrer Staaten zusammengeschnürt; sie hatten alle gekämpft, geblutet und gesiegt für das eine und einzige deutsche Vaterland. Und so waren wir des starken Glaubens, daß auch im Werke des Friedens wie in der blutigen Arbeit des Krieges vor dem großen Einheitsgedanken jedes Sonderungsgelüst schwinden werde und müsse.

Die in St. Petersburg ansässigen Reserveoffiziere der deutschen Armee waren in die russische Residenz, in ihren bürgerlichen Beruf zurückgekehrt; das Eiserne Kreuz schmückte manchen dieser Braven. Sie hatten sich früher kaum gekannt. Jetzt traten sie zusammen zum Friedensfest, aus dem eine enge und innige Vereinigung hervorging. Ich werde es stets als eine der größten mir widerfahrenen Auszeichnungen betrachten,

daß sie mich, den Kämpfer mit der Feder, für würdig hielten, an ihren Festen theilzunehmen als Mitstreiter und Kamerad. Aus ihrer Mitte ging die Idee zu dem großen Kaiserbanket hervor, das seitdem, so lange Kaiser Wilhelm I. lebte, an jedem 22. März in St. Petersburg, im großen Saale des Hotel Demuth gefeiert wurde, und jetzt am 27. Januar begangen wird; ein Fest mit deutschen Farben und deutschen Fahnen, unter den Büsten des deutschen und russischen Kaisers, mit deutscher Nationalhymne und deutschen Reden, welchem jederzeit der deutsche Botschafter und sämmtliche deutsche Diplomaten der Newastadt, so lange es deren in der Mehrzahl gab, beizuwohnen pflegten. Kaiser Alexander II. gab an jenem Tage stets ein Festmahl zu Ehren seines erlauchten Oheims, zu welchem der deutsche Botschafter selbstverständlich geladen war. Und wenn der Vertreter unseres Heldenkaisers sich von dem gastfreundlichen russischen Monarchen die Erlaubniß erbat, sich vor dem Aufbruch der anderen Gäste entfernen zu dürfen, um dem Festbanket seiner Landsleute beizuwohnen, pflegte Alexander II. dem Botschafter stets einen herzlichen, sympathischen Gruß an die versammelten Deutschen aufzutragen.

Die ersten Symptome der gänzlich veränderten Stellung aller Deutschen drangen im December 1871 in die Oeffentlichkeit, als Prinz Friedrich Karl mit den Paladinen des Kaisers einer Einladung des Zaren nach St. Petersburg Folge leistete. Sie wurden von Kaiser und Hof, von der russischen Armee und dem russischen Volke geehrt, wie es ihren Thaten und ihrem Ruhme gebührte; aber zum ersten mal betrat eine deutsche Deputation das Winterpalais, zum ersten mal konnten die St. Petersburger Deutschen einem Prinzen ihres Kaiserhauses und Feldmarschall des Reiches eine Adresse überreichen und ihn in der Residenz der russischen Kaiser begrüßen.

Zwar hatten die Deutschen der St. Petersburger Colonie sich schon früher einmal zusammengefunden, eine Adresse be-

rathen und dieselbe überreichen lassen. Das war aber eine Demonstration herzlicher Freude und Sympathie für die Rettung ihres Schutzherrn, Kaiser Alexanders II., nachdem am 4. April 1866 das erste jener nichtswürdigen Kettenreihe von Attentaten der Umsturzpartei durch Karakósow im Sommergarten gegen ihn stattgefunden hatte. Man weiß, daß der Kaiser damals durch die willkürliche oder unwillkürliche Bewegung eines neben dem Mörder stehenden Mützenmachergesellen, Ósip Iwánowitsch Komissárow, gerettet wurde, den dann das überspannte Dankgefühl des Monarchen zum Edelmann und Husarenoffizier ernannte. Alles war damals von Freude erfüllt über das Mißlingen des ruchlosen Mordversuchs, alle Schichten der Bevölkerung Rußlands sprachen ihre Gefühle in Adressen aus, die durch den damaligen Generalgouverneur, Fürsten Ssuwórow, dem Zaren überreicht wurden, und die Deutschen St. Petersburgs wollten hinter den andern Volksstämmen nicht zurückstehen. Ich erließ einen Aufruf zur Versammlung in einem der großen Schulsäle, die zahlreich besucht wurde. Der von mir vorgelegte Entwurf der Adresse wurde berathen, angenommen, künstlerisch hergestellt, unterzeichnet und von mir dem Generalgouverneur übergeben, der mir bald darauf den Dank Sr. Majestät für alle Unterzeichner aussprach.*) Das

*) Die Adresse lautete folgendermaßen: „Eure Kaiserliche Majestät! Die in St. Petersburg weilenden Deutschen, sowohl die Unterthanen Eurer Majestät, wie diejenigen, welche nur die großherzige Gastfreundschaft Rußlands genießen, folgen dem Drange ihres Herzens, indem sie Eurer Majestät die heilige Freude und das innige Glück aussprechen, die sie über die Rettung Eurer Kaiserlichen Majestät von dem feigsten, verabscheuungswürdigsten Mordversuche empfinden. Die Unterzeichneten gehören den verschiedensten Ständen an und vielen von ihnen ward in ihrer Eigenschaft als Mitgliedern russischer Corporationen die Möglichkeit gewährt, den Jubel ihres Herzens zu dem Thron Eurer Majestät gelangen zu lassen. Aber wie der Mensch zu Gott nur in seiner Muttersprache betet, wie er die innigsten Gefühle

war die erste Versammlung der St. Petersburger Deutschen zur Berathung der ersten Adresse, die von ihnen ausging.

Auch die Adresse an den Prinzen Friedrich Karl war in einer zahlreich besuchten öffentlichen Versammlung berathen und beschlossen worden, welcher gleichzeitig die freudige Mittheilung gemacht wurde, daß der tapfere Sproß des Hohenzollernhauses gern eine Deputation zur Ueberreichung der schriftlichen Ansprache empfangen würde. Diese Delegation wurde mit Umsicht gewählt. Sie bestand aus Repräsentanten aller Stände, aller Gauen Deutschlands. Dem Schreiber dieser Erinnerungen wurde als Verfasser der Adresse die Ehre zu Theil, dieselbe dem Prinzen vorzutragen. Die Deputation wurde von dem

---

seines Herzens nur in den Lauten, die ihm gewissermaßen angeboren sind, auszudrücken vermag, so drängt es uns, in Worten deutscher Zunge vor Eurer Majestät das auszusprechen, was unsere ganze Seele erfüllt: die begeisterte Liebe, die wir für den edelsten der Herrscher empfinden, den Jubel über die glückliche Rettung unseres kaiserlichen Beschützers, den heißen Dank, den wir dem Höchsten für die Erhaltung der Tage unseres glorreichen Monarchen darbringen und die innigen Gebete, die wir täglich am Throne Gottes für das Heil Eurer Majestät, für das Heil des ganzen Kaiserhauses, niederlegen.

Gott schütze, Gott erhalte Eure Majestät!

St. Petersburg, 10. April 1866."

Auf dem ersten Blatte hatten unterzeichnet: der Vorstand der (damals noch existirenden) „Deutschen Gesellschaft" im Namen der 750 Mitglieder, der Vorstand der Liedertafel (270 Mitglieder), der Vorstand der deutschen bürgerlichen Tanzgesellschaft (800 Mitglieder), das Direktorium des Gesellenhauses zur Palme (700 Mitglieder), der Vorstand der Gesellschaft deutscher Aerzte, das Direktorium der deutschen evangelischen Hauptschule St. Petri (im Namen der Lehrer und Schüler), die Direktion der deutschen reformirten Schule (desgleichen), die Redaktion der St. Petersburger Zeitung.

Auf dem zweiten Blatte hatten sämmtliche deutsche Generalconsuln und Consuln im Namen der Staatsangehörigen der von ihnen vertretenen Länder unterzeichnet.

Prinzen Reuß eingeführt, vom deutschen Consul vorgestellt. Die Adresse lautete:

„Königliche Hoheit! Die deutsche Colonie St. Petersburgs ist freudig bewegt, Eure Königliche Hoheit, den ruhmreichen Feldmarschall, umringt von den tapferen Helden des letzten Krieges, in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen. Viele Mitglieder dieser Colonie erfreuen sich bereits seit einem Menschenalter der Gastfreundschaft Russlands, viele haben hier im Norden eine zweite Heimat gefunden, aber unser aller Herz schlägt voll und warm für Deutschland, und der Schlachtendonner von Weißenburg und Wörth, von Straßburg und Metz, von Sedan, Orleans und Paris hat in unserer Brust den lebendigsten Widerhall gefunden."

„Mit banger Trauer, aber mit felsenfestem Vertrauen auf deutschen Muth und deutsche Kraft, sahen wir den Kampf entbrennen, mit lautem Jubel begrüßten wir jeden der zahlreichen Siege, die von deutschen Waffen errungen wurden, und heiße Dankgebete sandten wir empor zum Lenker der Schlachten, als die Botschaft von dem schwer erkämpften, ruhmvollen Frieden uns erreichte, der Deutschland herrliche, vom Erbfeind ihm geraubte Länder zurückgab, der Deutschland einig, der es groß gemacht hat."

„Ihnen, Königliche Hoheit, verdankt das deutsche Vaterland einen unschätzbaren Theil seines Glanzes, seiner Erfolge. Die Blätter der Geschichte werden Ihren Namen bis zu den spätesten Geschlechtern tragen, aber in der Herrlichkeit Ihres Ruhmes werden Sie den herzlichen Gruß, den innigen Glückwunsch deutscher Landsleute nicht verschmähen, die Sie, erlauchter Prinz und Feldmarschall, in diesen nordischen Gefilden willkommen heißen."

„Wir bitten Eure Königliche Hoheit, der Dolmetscher unserer Gefühle treuer Anhänglichkeit zu sein bei Sr. Majestät dem deutschen Kaiser und dem Kronprinzen des Deutschen Reiches, wie bei dem gesammten tapferen deutschen Heere."

„Gott erhalte Eure Königliche Hoheit, Gott schütze den deutschen Kaiser, Gott segne das Deutsche Reich!"

„St. Petersburg, 10. December (28. November) 1871."

Im Namen der deutschen Colonie St. Petersburgs war die Adresse unterzeichne von dem Vice-Consul des Deutschen Reichs, dem Verwaltungsausschuß des deutschen Wohlthätigkeitsvereins, dem Vorstand und den Aelterleuten der deutschen Aemter (Handwerksgilden), dem Vorstand der Wittwen- und Waisenkasse der deutschen Aemter und dem Direktorium des deutschen Gesellenhauses zur Palme.

Im Verlaufe der Audienz ereignete sich ein höchst komisches Intermezzo, das vor Jahren bereits in irgend einem Familienkalender ausgeplaudert wurde, das man aber damals für erfunden hielt. Der wahrheitsgetreue Hergang war folgender: Nachdem Prinz Reuß mich dem Feldmarschall vorgestellt und ich die Adresse verlesen hatte, unterhielt sich Prinz Friedrich Karl eine Zeit lang mit mir auf das Freundlichste und ersuchte dann den Vice-Consul Gustav Hauff, ihm die übrigen Theilnehmer der Deputation zu nennen, an deren jeden er einige liebenswürdige Worte richtete. Keinem Menschen war es eingefallen, diese Herren, von denen ein Theil dem Handwerkerstande angehörte, darauf aufmerksam zu machen, daß sie nur die an sie gerichteten Fragen zu beantworten, sonst aber nicht zu reden hätten. Die Sache war so selbstverständlich, daß niemand daran gedacht hatte. Nun mache man sich einen Begriff von dem geradezu verblüffenden Staunen, das sämmtliche Anwesenden ergriff, als nach der Vorstellung des Aeltermannes der Schneiderzunft, Herrn Dietrich, dieser sich dem Prinzen um einen Schritt näherte, sich in die zweite Position stellte und mit erhabenem Pathos und angemessenen Gesten eine Rede begann, welche mit den folgenden Worten anhub:

„Ich kehre nimmer oder kehr' als Sieger! also sprachen Eure Königliche Hoheit, als Sie an der Spitze des tapferen

Heeres in den glorreichen Kampf zogen" und nun ging das fort wohl zehn Minuten lang, in einem Schwall von den ruhmvollen Thaten der Armee im Allgemeinen und des Prinzen im Besonderen. Ich habe die Einzelnheiten nicht im Gedächtniß behalten, überhörte auch das meiste, denn meine ganze Aufmerksamkeit wurde von den mir gegenüberstehenden Prinzen Friedrich Karl und Heinrich VII. Reuß in Anspruch genommen, welche die ergötzlichsten Anstrengungen machten, um nicht in ein fröhliches Lachen auszubrechen.

Endlich war der Vormann aller deutschen Schneider St. Petersburgs mit seiner Rede zu Ende, die mit einem Hoch auf den Hohenzollernprinzen schloß und trat mit einem Schritt rückwärts in die dritte Position. Ein sehr verdutztes Gesicht machte er, als der Feldmarschall, ohne auf den sonstigen Inhalt der Rede einzugehen, mit gut gespieltem Ernst die Frage an ihn richtete: „Woher haben Sie erfahren, daß ich jene Worte sprach, als ich in den Krieg zog?" „Ich glaube es in den Zeitungen gelesen zu haben", lautete die kleinmüthig gestotterte Antwort des Herrn Dietrich. „So haben jene Zeitungen jedenfalls die Unwahrheit gesagt" — meinte der Prinz. „Gedacht habe ich vielleicht etwas Aehnliches, aber sicher nicht gegen irgend einen Menschen ausgesprochen." —

Nicht zu den geringsten Wahrzeichen der angebrochenen neuen Zeit gehörte es, daß bei der Anwesenheit des Prinzen Friedrich Karl in Moskau der ärgste Feind aller Deutschen, der Redakteur der „Moskauer Zeitung", Katkow, sich dem erlauchten Gast vorstellen ließ und nach einer bezüglichen Bemerkung des Prinzen den Muth hatte, seine ganze aggressive Haltung und polemische Wirksamkeit gegen Deutschland und alles Deutschthum abzuleugnen.

Ein noch bedeutenderes Moment in der Wandlung des Verhältnisses sämmtlicher Reichsdeutschen in Rußland war der 23. December 1871. Längere Zeit vorher wurden Karten in

Riesenformat den Hofchargen, den drei obersten Rangklassen und sämmtlichen Notabilitäten St. Petersburgs zugesandt, welche die wenigen Zeilen enthielten: »L'Ambassadeur de Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne, Roi de Prusse, ayant été admis à présenter ses lettres de créance à Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, a l'honneur de prévenir Mr. . . . . ., qu'il sera chez lui le 23 Decembre depuis 9 heures du soir«.*) Das ist die gebräuchliche Form, in welcher der Botschafter eines Monarchen den hoffähigen Persönlichkeiten der Residenz, in welcher er beglaubigt ist, mittheilt, daß er sie in der Eigenschaft als Stellvertreter seines Souveräns zu empfangen bereit ist. So sah denn St. Petersburg zum ersten mal, wie alles, was zur Umgebung des Kaisers, zu den Spitzen der Hierarchie und der Gesellschaft gehörte, in langer Wagenreihe in die große Morskája strömte, um dem Vertreter des Deutschen Kaisers, und in seiner Person dem geeinigten Deutschen Reiche, seine Huldigung darzubringen. Und in der That entsprach dieser Empfang durchaus seiner großen Bedeutung. In dem Vestibule des schönen Botschafterhotels saßen Beamte vom Ministerium des russischen Kaiserhauses und notirten jeden Eintretenden, damit der Botschafter den Gekommenen durch Besuch oder Karte ihre Höflichkeit erwidern könne. Im großen Saal versammelten sich die Geladenen, alle in großer Gala, und wanderten einer nach dem andern in das anstoßende Prachtzimmer, wo das Bild des Deutschen Kaisers sich unter einem Thronhimmel befand. Vor demselben ragte die schlanke Gestalt des Prinzen Reuß in glänzender Ulanen-Generals-

*) „Der Botschafter Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Königs von Preußen, dem es vergönnt war, seine Beglaubigungsschreiben Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland zu überreichen, hat die Ehre, Hrn. . . . . mitzutheilen, daß er am 23. Dec., von 9 Uhr abends an, zu Hause sein wird."

uniform und er empfing mit verbindlichen Worten die Glückwünsche der Vorüberziehenden. In andern Gemächern wurden Erfrischungen gereicht. Das Kommen und Gehen dauerte bis Mitternacht. So waren das Deutsche Reich und sein Kaiser auch formell in Rußland vorgestellt und hatten die huldigende Anerkennung der russischen Nation entgegengenommen.

Aber alles das wurde tief in den Schatten gestellt durch den überschwenglichen Festjubel bei dem Besuch, welchen Kaiser Wilhelm im April 1873 dem Freunde und hochherzigen Neffen in St. Petersburg abstattete. Von dem Moment, wo Kaiser Alexander den ehrwürdigen Oheim in Gátschina empfing, bis zu dem Augenblick, wo der kaiserliche Zug den hohen Gast von derselben Station wieder entführte, waren jene Tage eine lange Kette von Huldigungen, die das russische Volk der deutschen Nation in ihrem edelsten Repräsentanten darbrachte.

Selbstverständlich lag für mich alles daran, den Ereignissen bei Hofe entweder selbst als Augenzeuge beizuwohnen oder meine Berichterstatter dort zu wissen, um die Leser meiner Zeitung von allem, was vorging, so schnell und so zuverlässig wie möglich in Kenntniß zu setzen. Dabei mußte hier und da eine kleine List zur Hülfe kommen. So wurden die Kaiserlichen Extrazüge stets von einem oder mehreren Direktoren der betreffenden Eisenbahnen, in schwarzem Frack, Claque und weißer Halsbinde begleitet. Gute Freunde ließen mich an den Fahrten des Zaren nach Gátschina als supernumerären Eisenbahndirektor theilnehmen und konnte ich so aus erster Hand über Kaiser Wilhelms Ankunft und Abreise Bericht erstatten. Dabei war ich Zeuge eines eigenthümlichen Vorgangs, den ich in meinem Blatte selbstverständlich unerwähnt ließ, der aber den Beweis gab, daß die hohen Herren, deren Hauptsorge das Militär ist, in dieser Branche zuweilen mit ganz einfachen und gewöhnlichen Dingen unbekannt sind. Für die Zeit der Anwesenheit des deutschen Kaisers wurden alle drei Regimenter, deren Chef

derselbe war, nach St. Petersburg beordert, um den Ehrendienst bei ihm zu übernehmen. Eines derselben, das Dragonerregiment des Militärordens, mußte dabei den weiten Weg von der Stadt Kasán bis zur Residenz zurücklegen. Eine Abtheilung dieser Dragoner mit der Musik war neben dem Bahnhof zu Gátschina aufmarschirt, um bei dem Eintreffen Kaiser Wilhelms die militärischen Honneurs zu machen. Zar Alexander II., der seinen kaiserlichen Oheim auf das Zärtlichste liebte und seine Ankunft mit brennender Ungeduld erwartete -- er hatte in den letzten Tagen fast stündlich das Barometer beobachtet, um sich zu überzeugen, daß das Wetter keine Störungen veranlassen würde —, ging unruhig vor dem Bahnhofe auf und ab. Endlich wandte er sich an den Kapellmeister der Regimentsmusik mit der Frage: „Spielt Ihr die deutsche Hymne?" Merkwürdigerweise antwortete der Mann gar nicht. Er stand da mit rothem Kopf und verlegener Miene und wußte offenbar nicht, was der Kaiser von ihm wollte. Der Zar wiederholte seine Frage und der hinzugetretene Kommandeur der Truppe beeilte sich, dieselbe zu bejahen. „Warum trägst Du nicht die Uniform des Regiments?" wandte sich der Zar abermals an den Kapellmeister, der die in der russischen Armee allgemein übliche Kapellmeister-Uniform trug. Das war eine merkwürdige Frage von Seiten des Souveräns eines Militärstaats, der bei seinem Regierungsantritt der militärischen Kleidung große Aufmerksamkeit gewidmet und die Mehrzahl der Uniformen seiner Armee nach seinem persönlichen Geschmack hatte ändern lassen. Der arme, verlegene Kapellmeister, der reglementsmäßig gekleidet war, wußte abermals keine Antwort. Der Offizier nahm das Wort für ihn und der Kaiser entfernte sich, offenbar in übler Laune.

Als die Majestät das Terrain verlassen hatte, wurde mir die Sache klar. Der Kapellmeister war ein ganz frisch angestellter deutscher Musiker, der seine Sache sehr gut verstand, sich

aber in russischer Sprache noch wenig verständlich machen konnte, — mit dem Kaiser selbst natürlich gar nicht.

Endlich wurde der Zug des deutschen Kaisers signalisirt. Zar Alexander erschien wieder auf dem Perron. Noch ein Augenblick — und er hielt den ehrwürdigen greisen Helden in seinen Armen.

Der Einzug der beiden Monarchen in die Residenz bot einen nie gesehenen Anblick. Alle Häuser und Straßen prangten im reichsten Schmucke von Blumen, Guirlanden und Flaggen. Zum ersten mal hatte man officiell den Wunsch laut werden lassen, daß die Bewohner St. Petersburgs sich bei der Verzierung ihrer Häuser der deutschen Farben bedienen möchten, und hatte eine große Anzahl solcher Fahnen und Flaggen ihnen zur Verfügung gestellt; zum ersten mal sah man überall in bekränzten Nischen auf Balkons und Fensterbrüstungen neben der Büste des russischen Kaisers die eines andern Monarchen, Wilhelms des Siegreichen. Nun folgte Fest auf Fest, die sich einander an Großartigkeit und Glanz überboten. Ueberall, wo der deutsche Kaiser sich zeigte, sammelte sich das russische Volk zu vielen Tausenden und jubelte ihm begeistert entgegen. Es ist hier nicht der Ort, jene glänzenden Festlichkeiten aufzuzählen und zu beschreiben, mit denen Kaiser Alexander den geliebten Gast ehrte: es ist bekannt, daß die Feste des russischen Hofes an Pracht und Reichthum nirgends ihresgleichen finden. Nur zweier Momente will ich hier gedenken, die zur deutschen Colonie St. Petersburgs in unmittelbarer Beziehung standen, des Empfangs der deutschen Deputationen bei Kaiser Wilhelm und seiner Anwesenheit in dem Concert, das der Verwaltungsausschuß des deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu Ehren des greisen Monarchen veranstaltete.

Die deutschen Reichsangehörigen hatten um die Vergünstigung gebeten, ihrem ruhmgekrönten Kaiser eine Adresse überreichen zu dürfen. Se. Majestät hatte dem Gesuch willfahrt, zugleich aber den Wunsch ausgesprochen, auch den Verwaltungsausschuß

des deutschen Wohlthätigkeitsvereins zu empfangen. Für beide Audienzen war der 18. April anberaumt. Am Morgen dieses Tages wurde zuerst die Deputation der Reichsangehörigen dem Kaiser vorgestellt. Sie überreichte ihm eine mit künstlerischer Vollendung ausgestattete Adresse, in der es unter anderm hieß: „Mit frohem Muthe haben auch wir, jeder in seiner Stellung und nach seinen Kräften, alle mit patriotischem Stolz an der großen Umwandlung theilgenommen, welche die Vorsehung dem Vaterlande als die Frucht einmüthiger Anspannung der gesammten Volkskraft unter Ew. Majestät ruhmreicher Führung beschieden hat. Begeisterten Herzens haben auch wir eingestimmt in den Jubelruf aller Deutschen, als es Ew. Majestät gefallen hat, durch die Annahme der von den deutschen Fürsten und den Freien Städten unter der begeisterten Zustimmung des ganzen Volkes dargebotenen Kaiserkrone das lange ersehnte, endlich vollendete Einigungswerk der deutschen Nation zu weihen. Mit gehobener Brust geben auch wir uns der Hoffnung hin, daß es unserm theueren Vaterlande vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche ihm seine jetzige Sicherheit gewährt. In dem Gefühle aufrichtigster Hingebung an Eurer Majestät erhabenes Herrscherhaus und an das deutsche Vaterland erflehen auch wir von der Vorsehung, daß es Eurer Majestät noch lange vergönnt sein möge, »Mehrer des Deutschen Reichs« zu sein in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Wenn auch nicht überall glücklich im Ausdruck, so entsprachen doch diese Worte den Gesinnungen und Gefühlen sämmtlicher St. Petersburger Deutschen.

Die Antwort des Kaisers lautete: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die patriotischen Gefühle, die Sie mit solcher Wärme hier ausgesprochen haben. Es ist allerdings in Deutschland eine Umgestaltung vor sich gegangen, wie sie zwar längst

ersehnt worden, deren Vollendung aber so bald nicht erwartet werden konnte. Diese Umgestaltung begann mit dem Jahre 1866, sie wurde vollendet 1870 und 1871. Vor allem hat dazu die deutsche Armee beigetragen, welche, ich kann es sagen, Thaten vollbracht hat, wie sie in keiner Geschichte, wenigstens nicht in der deutschen, bisher zu verzeichnen gewesen sind. Neben den ruhmreichen Thaten der Armee ist es aber die einmüthige opferwillige Hingebung der ganzen Nation in allen Gauen des Vaterlandes und selbst weit über diese hinaus gewesen, welche das große Werk so wesentlich gefördert hat. Sie sind alle den Thatsachen gefolgt, Sie wissen es, wie Gottes Fügung uns zum Siege geführt hat in dem Kriege, zu dem wir, man kann es nicht anders bezeichnen, wie — durch einen Ueberfall gezwungen worden sind; denn es ist Ihnen die Wahrheit bekannt, daß der Friede bereits gesichert erschien, als die Kriegserklärung erfolgte! Nun, die Vorsehung hat unsere gerechte Sache mit Erfolg gekrönt und sie wird unsere Hoffnung erfüllen, daß Deutschlands Geschicke sich auf der gegenwärtigen Höhe erhalten und im Frieden sich segensreich fortentwickeln. Die Einheit ist eine Thatsache und sie wird von Jahr zu Jahr immer schönere Früchte tragen. Und ein solches Reich in der Mitte Europas ist eine Bürgschaft für den Frieden überhaupt. Es ist ein glückliches Gefühl für uns alle, die wir jetzt leben, daß die Vorsehung uns auserwählt hat, dies zu erreichen, und so werden unsere Hoffnungen, wie Sie dieselben so schön ausgesprochen haben, ja auch in Erfüllung gehen."

Der Kaiser ließ sich die Mitglieder der Deputation durch ihren Sprecher vorstellen und unterhielt sich mit jedem einzelnen.

Längere Zeit dauerte das Gespräch Sr. Majestät mit Herrn Heinrich Voigts aus Lübeck. Der Kaiser sagte, er denke noch mit besonderem Vergnügen an seinen vor etwa vier Jahren stattgefundenen Besuch in Lübeck. Neben der Freude, sich unter den Bürgern der alten Hansestadt zu befinden, seien ihm noch

die ehrwürdigen Alterthümer Lübecks in guter Erinnerung. Herr Voigts erwiderte, der Besuch Sr. Majestät sei und bleibe jedem Lübecker für alle Zeit unvergeßlich, er habe das bei seinem letzten Aufenthalte in der Vaterstadt während des Einzugs der aus dem Kriege zurückkehrenden Truppen recht lebhaft in seiner Umgebung herausgefühlt. Diese Worte schienen den greisen Monarchen tief zu bewegen und er knüpfte in längerer Rede an die Bemerkungen des Herrn Voigts an. Voll Huld hob der Kaiser die Verdienste der Hanseaten im letzten Kriege hervor, nannte die Bravour derselben eine heldenmüthige im wahren Sinne des Wortes und erinnerte daran, wie die hanseatischen Freiwilligen alle Strapazen mit echt soldatischem Muthe ertragen hätten. Es sei dies um so mehr anzuerkennen, weil die jungen Leute an dergleichen nicht gewöhnt gewesen wären. „Die hanseatischen Freiwilligen" — fügte Kaiser Wilhelm wörtlich hinzu — „bildeten bei allen Kämpfen den wahren Kitt der ganzen Truppe", und er schloß mit sichtlicher, herzlicher Theilnahme: „Mancher Muttersohn ist da gefallen, wie es nicht anders sein konnte, — bewahren wir ihnen ein treues Andenken!"

Nachdem die einzelnen Mitglieder der Deputation vorgestellt waren, widmete der Kaiser der künstlerischen Ausführung der Adresse eine genauere Betrachtung und sprach seine große Freude über dieselbe aus. „Da das Werk ja doch dem ganzen Deutschland gewidmet sei" — sagte Se. Majestät in seiner rührenden Bescheidenheit —, „so könne er nur erklären, daß es des Zweckes durchaus würdig wäre."

Uebrigens war das Aeußere der Adresse von einer künstlerischen Pracht und einem auserlesenen Geschmack, wie man dergleichen in St. Petersburg immer herzustellen pflegt. Der Einband der Blätter von hellrothem Maroquin, im Innern von weißem Moiré antique, zeigte auf der Vorderseite, innerhalb eines architektonisch gefügten Randes, den deutschen Reichs-

adler in der Mitte, darunter das Wappen der Stadt St. Petersburg und die Jahreszahl 1873 — alles in oxydirtem Silber ausgeführt. Das erste Blatt, auf welchem der Wortlaut der Adresse beginnt, enthält in Aquarell, von den Malern Zichy und Frentz, oben rechts den Einzug des Kaisers. Den Hintergrund bildet der Triumphbogen des Generalstabsgebäudes. Aus ihm hervor fährt der kaiserliche Zug auf den Platz des Winterpalais hinaus, vorn der Wagen der beiden Majestäten, dahinter der des damaligen Thronfolgers, jetzt regierenden Kaisers. Hieran schließt sich nach links eine Gruppe, welche die Angehörigen des Deutschen Reichs vergegenwärtigt, die zur linken Ecke hin in eine symbolische Darstellung der friedlichen Beziehungen Rußlands zum Auslande übergeht. Wir sehen hier die herrliche Newa von flaggenden Handelsfahrzeugen bedeckt, mit „Hurrah!" rufenden Matrosen auf Ballen und Kisten. Auf der unteren Seite des Blattes erblicken wir zunächst links Germania und Russia, schwesterlich verbunden sich die Hand reichend, beide in kriegerischem Schmuck, die Wehrkraft und Waffenbrüderschaft der beiden Reiche versinnlichend, welche den Frieden sichern. Hieran reiht sich das Bild der durch Blut und Eisen geeinigten Stämme Deutschlands. Unter dem Reichsbanner rücken die Krieger des Landes gegen den Feind vor, der sie herausfordert. Vor ihnen her fliegt, nach rechts unten gewendet, der deutsche Aar auf die feindliche Hauptstadt zu, welche im Hintergrunde sichtbar wird, während im Vordergrunde die Trümmer des napoleonischen Kaiserthums am Boden liegen.

Am Schlusse der Audienz äußerte Kaiser Wilhelm nochmals seinen Dank für die Begrüßung der St. Petersburger Angehörigen des Deutschen Reichs, die ihm große Freude gemacht, und sprach die Hoffnung aus, daß die kundgegebenen Wünsche sich erfüllen und die Gegenwärtigen sich noch recht lange — die Ewigkeit sei ja niemandem beschieden — der Größe des Vaterlandes erfreuen möchten.

Unter dem lautschallenden Hochrufe der Deputirten zog sich des Kaisers Majestät zurück und die Anwesenden verließen das Gemach, begeistert von der Leutseligkeit ihres Herrschers und gehoben durch die bedeutungsvollen Worte, welche derselbe an sie gerichtet hatte.

Nach kurzer Pause wurde der Verwaltungsausschuß des deutschen Wohlthätigkeitsvereins bei Kaiser Wilhelm eingeführt, welcher mehrere Angehörige der früheren Deputation zu seinen Mitgliedern zählte. Nachdem der kaiserliche Botschafter, Prinz Heinrich VII. Reuß, als Präsident des Vereins den Ausschuß in seiner Gesammtheit und mich, als Vicepräsidenten desselben, Sr. Majestät vorgestellt hatte, sprach der Kaiser seine Freude darüber aus, die Vertreter eines Vereins vor sich zu sehen, dessen edle und segensreiche Wirksamkeit ihm bekannt sei, der es sich zur Aufgabe gemacht habe, „das Loos unserer unbemittelten Landsleute" — so drückte sich der Kaiser aus — „zu erleichtern". Se. Majestät wandte sich dann zu mir. „Ich freue mich" — sagte er mit herzgewinnender Freundlichkeit —, „jetzt Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Sie sind mir schon lange bekannt, sowol durch Ihre Thätigkeit in der Presse, wie durch Ihre Wirksamkeit für den Wohlthätigkeitsverein."

Nun richtete ich an den ehrwürdigen Monarchen die folgenden Worte: „Eure Majestät! Der deutsche Wohlthätigkeitsverein hat am vergangenen 1. December das dreißigste Jahr seiner Wirksamkeit zurückgelegt. Seit zwanzig Jahren ist der Gesandte Sr. Majestät des Königs von Preußen am russischen Hofe Präsident des Verwaltungs-Comités und steht der Verein somit unter dem Schutze des preußischen Herrscherhauses. Unter diesem Schutz und Präsidium zählt der Ausschuß seit der Umgestaltung des Vereins, welche im Jahre 1869 stattfand, zwanzig Mitglieder. Von dem gegenwärtig fungirenden Comité hat bereits die Hälfte das Glück gehabt, sich Eurer Majestät in der Depu-

tation der deutschen Reichsangehörigen vorstellen zu dürfen. Von uns übrigen ist die große Mehrzahl gleichfalls in Deutschland geboren und aufgewachsen, in älteren Jahren eingewandert und wurde durch äußere Verhältnisse veranlaßt, die russische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Indem wir gegen unser neues Vaterland gewissenhaft und ehrlich unsere Pflicht erfüllen, tragen wir die Liebe und Anhänglichkeit für die alte Heimath und ihren ruhmreichen Herrscher unentwegt im Herzen und äußern sie, indem wir dem Verein unsere Dienste widmen, der unsere Landsleute aus Noth und Elend zu retten strebt! — Eure Majestät! Bei der erwähnten Zusammensetzung seiner Mitglieder ist dem Verwaltungsausschuß des deutschen Wohlthätigkeitsvereins nicht die Möglichkeit geworden, seine Liebe und Ergebenheit in einer in Worten geschriebenen Adresse niederzulegen. Der einzige sichtbare Ausdruck unserer treuen Anhänglichkeit für Deutschland und seinen Kaiser, auf den wir vor Eurer Majestät hindeuten können, sind über hundert deutsche Greise und Kinder, denen wir in unserem Asyl ein sorgenfreies Loos bereiten, sind dritthalb tausend nothleidende Deutsche, die wir im Laufe des Jahres unterstützen."

Seine Majestät erwiderte hierauf, sichtlich bewegt, das sei die schönste Adresse, die er empfangen könne. Er sei von dem preußischen Gesandten über die Verhältnisse und die Wirksamkeit des Vereins stets gut unterrichtet worden, und sicher sei es der schönste Beweis der Liebe für das alte Vaterland, den nothleidenden Brüdern in der neuen Heimath mit Rath und That beizuspringen.

Nachdem Kaiser Wilhelm noch des ersten Präsidenten des Vereins, des sächsischen Gesandten Baron Seebach gedacht, beauftragte er mich, ihm die übrigen Mitglieder des Ausschusses vorzustellen und unterhielt sich mit jedem Einzelnen auf das Liebenswürdigste, wobei das enorme Gedächtniß Sr. Majestät sich wieder glänzend bewährte.

Der Höhepunkt jener Tage war das oben erwähnte Concert des deutschen Wohlthätigkeitsvereins. Dasselbe fand in dem größten und glänzendsten Lokal St. Petersburgs, der Dworjánskaja Ssobránje, dem Saale der Adelsversammlung, statt, der bequem 6000 Menschen zu fassen vermag. Kaiser Wilhelm hatte sein Erscheinen bereitwilligst zugesagt und ausdrücklich versprochen, in seiner Begleitung den Fürsten Bismarck und den Grafen Moltke mitzubringen. Alle Vorbereitungen waren auf das Vorzüglichste getroffen. Die besten musikalischen Kräfte St. Petersburgs, und das will etwas heißen, hatten auf das Bereitwilligste ihre Mitwirkung zugesagt. Der Saal war glänzend dekorirt, die kaiserliche Loge mit den Büsten der beiden Kaiser, umgeben von einem Meere blühender Hyacinthen — nach der Kornblume dem Kaiser Wilhelm die liebste — geschmückt. Das Concert fand am Sonntag Vormittag statt. Der enorme Saal war ausverkauft, und das Publikum bestand seiner größeren Hälfte nach aus Russen. In den Morgenstunden hielt Kaiser Alexander seinem Gaste zu Ehren eine große Parade ab. Kaiser Wilhelm hatte dem Comité mittheilen lassen, er könne erst *nach* der zum Beginnen anberaumten Zeit eintreffen, man solle sich dadurch nicht am pünktlichen Einhalten des Programms hindern lassen und namentlich nicht ein Musikstück unterbrechen, wenn Se. Majestät zufällig während der Ausführung eines solchen den Saal betreten würde. Das letztere traf ein. Der berühmte Violinist Auer trug gerade eine Solopièce vor, als der Kaiser mit glänzendem Gefolge, geleitet von dem Prinzen Reuß und den vier Herren des Comités, zu denen auch ich gehörte, die Estrade der Kaiserloge betrat. Das Publikum war von den Wünschen des hohen Herrn unterrichtet und verhielt sich still und stumm. Kaiser Wilhelm setzte sich und winkte den Prinzen Reuß an seine Seite. Der Botschafter machte Sr. Majestät bemerklich, daß das Publikum sich darauf gefreut habe, Bismarck und

Moltke (die sich im Hintergrunde der Loge befanden) neben ihm zu sehen. Sogleich rief der Kaiser die beiden hervorragendsten Größen des Reiches zu sich und ließ sie zu seiner Rechten und Linken Platz nehmen. Inzwischen ging unter sehr mangelhafter Aufmerksamkeit der Zuhörer das Musikstück zu Ende. Kaum war der letzte Laut verhallt, so intonirte das gewaltige Orchester mit all seiner Kraft die deutsche Nationalhymne und das gesammte Publikum erhob sich wie ein Mann. Und als der letzte Ton der Hymne verklungen, zitterten die Wände des hohen Saales von dem dreifachen Hurrah, das dem Deutschen Kaiser in der Hauptstadt Russlands aus freiem Impuls von Deutschen und Russen gebracht wurde. Als das Publikum bei den ersten Tönen des „Heil dir im Siegerkranz" aufstand, erhob sich auch Kaiser Wilhelm, sichtbar bewegt, mit seinem Gefolge und setzte sich erst wieder, als die im Saale Versammelten Platz genommen hatten.

Kaiser Wilhelm blieb bis zum letzten Ton des Concertes. Beim Fortgehen, von den Veranstaltern wieder bis zum Wagen geleitet, sprach er ihnen in freundlichster Weise seinen Dank aus, wobei er mit feinem Verständniß auf die Details der vorgeführten Musik einging. Nach Abzug der enormen Kosten brachte das Concert dem Wohlthätigkeitsverein einen Ueberschuß von nahe an dreitausend Rubeln.

Auf der Station Gátschina hatte Kaiser Alexander den Gast bei seiner Ankunft empfangen, dorthin begleitete er ihn zum Abschied. In den herrlichen Räumen der dort befindlichen Sommerresidenz beschloß ein Mittagsmahl die Reihe der Festlichkeiten. Dann begleitete der russische Kaiser den vielgeliebten Ohm zum Bahnhof.

Wer zugegen war, als die beiden Monarchen sich zärtlich umarmten, als der aufrichtigste Trennungsschmerz beide überwältigte, Kaiser Wilhelm sich endlich losriß und schnell in den Salonwagen eilte, Kaiser Alexander ihm nachschaute, beständig

die Worte „Auf Wiedersehen!" rief und ihm dabei die hellen Thränen über die Wangen rollten, wer gesehen, wie der unmittelbar neben dem Kaiser stehende damalige Thronfolger-Cesarewitsch, der jetzt regierende Kaiser Alexander III., von dem Anblick tief erschüttert, von gleicher Rührung ergriffen war: der konnte über das feindselige Gekläff officiöser und nichtofficiöser Blätter lächeln; der wußte, solange diese Kaiser lebten, hatte es keine Noth mit einem Bruch zwischen Deutschland und Rußland.

Und das wünschen wir auch für alle Zukunft beiden Reichen, wie der trefflichen deutschen Colonie an der Newa!

14. Nikolái Alexéjewitsch Nekrássow.

(1877.)

Am 27. December 1877 starb 56 Jahre alt zu St. Petersburg einer der begabtesten Dichter des modernen Rußland. Dem Dasein der sterblichen Hülle Nikolái Alexéjewitsch Nekrássow's war das Ziel gesetzt, — seine Dichtungen werden noch lange Zeit in Rußland fortleben. Dabei wird die Anerkennung, welche seine Schriften sich in Deutschland gewinnen können, niemals zu dem Ruhme, den er sich in seinem Vaterlande erworben hat, in einem annähernd richtigem Verhältniß stehen. Für Rußland war er der Wecker in der Wüste, der Dichter, der das russische Volk aus der Lethargie geistiger Versumpfung emporschreckte, und er ging an der furchtbaren Größe seiner Aufgabe und an der Erfolglosigkeit oder, sagen wir besser, an dem geringen Erfolge seines Strebens zu Grunde.

Nekrássow war kein Volksdichter, wie es deren überhaupt in Rußland nur eine ganz geringe Zahl oder eigentlich gar keine gegeben hat. Mit derselben Berechtigung würde man den tiefsinnigen Verfasser pädagogischer Handbücher einen Kinderschriftsteller nennen können. Er selbst sagt in seinen „Letzten Liedern“:

Dem adligen Geschlechte unsrer Zeit
Hat meine Leier niemals Glanz gewonnen,
Dem Volke bleib' ich, sollt' ich sterben heut,
So fremd, wie als zu leben ich begonnen —

nur seinen Freunden und der Zukunft Russlands wünschte er nicht „vergebens

Zu leben hier auf Erden, und zum Schluß
Ein Grab, zu dem des Volkes breiter Fuß
Den Weg sich bahnen mag, zu finden.

Häufig spricht sich bei Nekrássow das bittere, schmerzliche Bewußtsein aus, daß es ihm nicht beschieden sein könne, in Wahrheit ein Volksdichter zu sein, denn einem „Kalistrátuschka", einer von ihm geschaffenen, trefflichen poetischen Gestalt, der von sich singt:

In der Quelle bad' ich mich, —
Kämme das Haar mit den fünf Fingern —
Warte ruhig auf die Ernte —
Von dem unbesäten Felde,

einem solchen Typus des russischen Volkes im eigentlichen Sinne sei nichts an Versen und Büchern gelegen.

Unser Poet gehörte einer Uebergangsperiode der Literatur an, deren Spiegelbild wir auch bei andern Nationen wiederfinden. Auf einer ähnlichen Entwickelungsstufe treffen wir in Deutschland Poesie und Prosa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als man in der Gesellschaft begann, die Nothwendigkeit einer staatlichen Organisation zu begreifen, welche das Volk von seiner Unwissenheit, seiner Armuth, seinem Mangel an geistiger Entwickelung zu befreien im Stande wäre. Jene Epoche kennt man in der Geschichte Deutschlands unter dem Namen der „Zeit der Aufklärung". Sie hatte ihre eigenen Schriftsteller, ihre Dichter und es wäre nicht gerecht, diese ohne Weiteres mit den Dichtern anderer Perioden vergleichen zu wollen. In einem Gedichte Nekrássow's begreift der „Poet" diesen Unterschied vollkommen und veranlaßt seinen Genossen, der ihn zum Kampfe aufruft, Puschkin's Worte zu lesen:

Wir leben nicht zu stetem Ringen
Nach Beute nur und Schlachtenruhm;
Uns führt zu sanftern, höhern Dingen
Begeist'rung in ihr Heiligthum —

und dann ruft der „Poet" entzückt: „O unnachahmbar süße Töne!" — aber sein Genosse schüttelt verneinend das Haupt:

Zwar theil' ich gerne dein Entzücken,
Doch deine Worte, ich gesteh's,
Sie dringen voller mir zum Herzen. . . .

So ist es, wenn die Epoche der Aufklärung den Schauplatz der Geschichte betritt.

Diese Aufklärung basirte in Deutschland wesentlich auf der Entwickelung des Verstandes und des Gemüths in der Gesellschaft, während die Literatur die trostlose Lage der Massen klar und anschaulich zu machen suchte — natürlich nicht diesen Massen selbst; sie kannten die Literatur nicht einmal; aber denen, welche sonst für die elende Lage des Volkes gleichgültig geblieben wären.

Solche Epochen der Aufklärung wiederholen sich in der Geschichte aller Kulturvölker unter den verschiedensten Formen. Die Streiter derselben sind die großen Genien und Talente der Literatur. Die ganze Bedeutung dieser Menschen liegt in ihrer Begabung, offen zur gesunden Vernunft reden und unmittelbar auf das Gemüth wirken zu können. Ihr persönliches Leben und Streben kommt dabei nicht in Betracht und hat nicht selten gar keine Gemeinschaft mit der Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, die sich in ihren Werken ausspricht. Aber dieser Umstand hat noch niemals dem Erfolge ihres poetischen Wirkens Nachtheil gebracht.

Denken wir an Beaumarchais, der sein ganzes Leben in dem Kreise verbrachte, der gerade durch sein Talent erschüttert wurde, und dagegen den Schichten der Gesellschaft, denen er durch sein Talent diente, vollständig fremd blieb. Wer spricht

von seinem Privatleben, wen interessirt es? und wer kennt nicht den Werth dessen, was er als Autor geleistet hat?

In die Sphäre dieser „aufklärenden Poesie" gehört nun auch die Muse Nekrassow's. Nur ihrer äußeren Form nach war sie, wie er sie selbst nennt: eine Muse „der Rache und des Grams". Dabei wirkte vielleicht das Temperament des Dichters mit und die Erinnerungen an seine schweren Jugendjahre; aber „Rache und Gram" waren nicht ihr Endziel. Sie wandte sich nicht an das russische Volk, welches selbstverständlich keinen Begriff von ihr hatte. Diese Muse konnte im Studirzimmer des Dichters das Volk nicht antreffen. Beide, Muse und Dichter, lebten mit derselben Gesellschaft, die wir überall auf Straßen und Marktplätzen finden; aber die Muse weckte das Gewissen dieser Gesellschaft und durch das Talent des Dichters gelang es ihr, tief in die Seelen sogar derjenigen einzudringen, welche nicht selten von ihr getadelt waren, und welche sich theils aus angeborener Verderbtheit, theils aus Stumpfsinn und moralischem Indifferentismus von den Bewegungen des Jahrhunderts fernhielten. Zuweilen war sie auch gegen den Dichter selbst grausam und er klagte:

Ach nein, es strömten nie die süßen Lieder
Der freundlich schönen Muse auf mich nieder!

Es ist klar, worin das Wesentliche der sogenannten „Poesie der Aufklärung" besteht. Sie vermehrt nicht die Menge der Anschauungen und der Bildung, sie spricht im Gegentheil nur von dem, was alle schon kennen. Sie macht keine Entdeckungen, sondern betont gerade das, was offen vor aller Augen liegt; aber sie bringt Licht in die Momente der Verfinsterung, der Ermattung des Volksbewußtseins und weckt das, was in unserer moralischen Natur einzuschlummern beginnt, ja selbst das, was schon längst eingeschlafen war und Jahrhunderte hindurch nicht aufgewacht ist. Wir haben in der russischen Literatur, außer der Poesie Nekrássow's, noch ein anderes leuchtendes Beispiel

von der Macht der „aufklärenden" Dichtung, wenn auch nicht in Strophen und Versen. Es sind dies die „Memoiren eines Jägers" von Turgénjew. Sie sind gleichfalls um des Volkes willen geschrieben und nie von demselben gelesen worden. Aber es giebt Epochen, in denen ein großer Künstler mächtiger wirkt als ganze Lehrbücher, und so haben Turgénjew's Jagdgeschichten in Russland einen gewaltigeren Erfolg gehabt als die gesammte staats- und naturrechtliche Literatur über die Leibeigenschaft. Der große Künstler bringt Licht in das Volksbewußtsein und bereitet den Boden, bis die Zeit kommt, den neuen Samen hineinzustreuen. Zum Glück für die Menschheit erträgt das Volksbewußtsein, wenn es nicht bei Sodom und Gomorrha angelangt ist, niemals lange den Zustand der Unruhe und des Zweifels an seiner Gerechtigkeit. Ist es einmal aufgerüttelt, so kann man von ihm sagen: »Erubuit — salva res est!« Groß ist darum das Verdienst derjenigen, welche das Volksbewußtsein von Zeit zu Zeit veranlassen, zu erröthen.

Das Geheimniß von der Zaubermacht des Talents in solchen Epochen der Aufklärung liegt einzig in der lebendigen und harmonischen Reproduktion dessen, was jeder von uns täglich in seiner ganzen Nacktheit vor Augen hat. Kennen wir auch Nekrássow's Gedichte nicht selbst, ist uns nur der Eindruck klar, den sie auf den Geist und den Willen der Nation hervorgebracht haben, so werden wir nicht anstehen, in ihm eine bedeutende literarische Erscheinung zu erkennen. Dabei ist es nicht von Belang, daß Nekrássow die Bedeutung der Kunst nicht nur vollständig kannte und würdigte, sondern auch bitter beklagte, daß seinem Talent die Hauptbedingungen zum künstlerischen Schaffen nur selten vergönnt wurden — er konnte nicht immer nach allen Seiten hin unabhängig sein. Wahrscheinlich in einem der Augenblicke unseligen Schwankens ruft er aus:

Mich ließen Kämpfe nicht zum Dichter werden
Und nicht zum Kämpfer meiner Lieder Schar.

In schlichte Prosa übersetzt heißt das: in anderer Umgebung, unter anderen Verhältnissen hätte ich ein hervorragender Jünger der Kunst werden können; aber einer öffentlichen Thätigkeit konnte ich mich deshalb nicht völlig widmen, weil ich zum Dichter geboren war. Das ist das Bewußtsein innerer Kraft, welche weniger zum Schaffen verbraucht wird, als zum Beseitigen aller möglichen Hindernisse des Lebens, zum vergeblichen Kampfe mit ihnen, aus welchem man nicht immer intakt hervorgehen kann. Möge der künftige, von allen kleinen Rücksichten und Fesseln der Umgebung freie Biograph des Dichters bei diesem bedeutungsvollen Ausruf der Resignation stehen bleiben und nachsinnen. Der Commentar, den Nekrássow in seinem Gedicht zum Gedächtniß Schiller's niedergelegt hat, ist nicht vollständig und spricht nur von der Sehnsucht nach andern Zeiten, in denen der Dichter sich frei und ganz den Aufgaben der Kunst hingeben könne:

Wo seid ihr, die ihr Liebe, Freiheit, Frieden
Und Muth besangt? . . . Ach, auf den Thron der Welt
Hat den Bankier die Zeit von „Blut und Eisen"
Gesetzt, den Henker proklamirt als Held . . .
Es ruft das Volk: „Wir brauchen keine Sänger!"
Und Sänger giebt es nicht . . . die Gottheit schweigt.
Ach! wer ist's nun, der all die hohen Ziele,
Dazu der Mensch berufen ward, ihm zeigt?
O Künstler kehr' zurück, verzeih' den Blinden!
Die Zauberfackel, die Vermessenheit
Verlöschte, woll' aufs neue du entzünden
Der Menge, die dem Untergang geweiht.

Im Februar 1877, noch vor der entscheidenden Operation in der letzten Krankheit Nekrássow's, als Freunde am Bette des Leidenden seinen Erinnerungen aus den verschiedenen Perioden seines Lebens lauschten, baten sie ihn um die Erlaubniß, Notizen machen zu dürfen, um diese nachher weiter auszuführen und ihm beim nächsten mal sozusagen das Protokoll der vorher-

gehenden Sitzung vorzulesen. Er sollte dann das Vorhergehende vervollständigen und berichtigen und weiter erzählen. Leider kam dieser Gedanke zu spät: die Krankheit wartete nicht auf die Ausführung des Programms und es blieb bei der ersten Periode seines Werkes bis zum Austritt Nekrássow's aus der St. Petersburger Universität (1821—41). Es sollten noch die Epochen der vorbereitenden literarischen Schule und der Versuche 1841—46 folgen und endlich 30 Jahre journalistischer Thätigkeit (1847—77). Um jene Zeit, im März oder April des Jahres 1877, erschien eine neue Ausgabe der „Russischen Bibliothek" (Bd. 7) mit einer Auswahl aus den Gedichten Nekrássow's und in Begleitung derselben die Lebensskizze des Dichters, wie die Freunde sie nach seinen Worten aufgezeichnet hatten. Ihr ist das Folgende entnommen.

Nikolái Alexéjewitsch Nekrássow wurde am 22. Nov. 1821 in einem kleinen Orte des Gouvernements Kamenjéz-Podólsk geboren, wo damals das Regiment stand, in welchem sein Vater Alexéi Sfergéjewitsch Offizier war. Als derselbe den Dienst als Major quittirte, zog er sich auf eine Besitzung zurück, die im Dorfe Gréshnjewo des Gouvernements Jároslaw lag. Eine zahlreiche Familie (er hatte 13 Kinder), Prozesse u. dgl. m. brachten den Vater nicht selten in eine schwierige Lage.

Im Jahre 1832 trat Nikolái in das Gymnasium zu Jároslaw, wo er bis zur fünften Klasse (Tertia) hinaufrückte. Seine Kindheit hatte er auf dem Lande zugebracht; auch während der Schulzeit kehrte er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dorthin zurück. Sein Vater war eine Zeit lang Kreishauptmann und hatte es gern, aus Langerweile natürlich, wenn der Sohn Nikolái ihn auf seinen Dienstreisen begleitete. So war der Knabe in seinem 13. und 14. Jahre bei mancherlei Scenen aus dem Volksleben zugegen, bei gerichtlichen Untersuchungen, bei Obduktionen von Leichnamen, zuweilen auch bei Gerichtssitzungen im Stil früherer Zeit. Das alles machte den tiefsten

Eindruck auf das Kind und früh wurde es so in lebenden Bildern mit den damaligen, oft recht drückenden Verhältnissen des Volkslebens bekannt. Nekrássow's Vater wünschte, daß sein Sohn, wie er selbst, in den Militärdienst eintrete. So mußte der Knabe das Gymnasium früh verlassen und wurde im Jahre 1839 nach St. Petersburg geschickt, um dem „Adligen Regiment", einer damals im Stadttheil „Petersburger Seite" befindlichen Militärschule, einverleibt zu werden. Ein Freund des Vaters, der jároslawsche Prokurator Póloſow, gab ihm einen Brief an seinen Bruder, General Póloſow, mit, welcher seinerseits den jungen Mann dem bekannten Chef der Militärlehranstalten, J. J. Rostówzew, empfahl — und die Sache schien in Ordnung. Aber Nekrássow traf in St. Petersburg einen jároslawschen Kameraden, den Studenten der Universität Glushízki, und lernte zufällig den Professor des geistlichen Seminars Dim. Iw. Uspénski kennen. Beide weckten in ihm eine so ausgesprochene Lust zum Studiren, daß er der Generalin Póloſow offen gestand, er möchte statt in das „Adelige Regiment" einzutreten, lieber die Universität besuchen. Die Póloſow's billigten sein Vorhaben und benachrichtigten davon ihren Verwandten in Jároslaw. Durch diesen erfuhr Nekrássow's Vater alles. Derselbe gerieth in den heftigsten Zorn über den ungehorsamen Sohn und sagte sich von ihm los. Das hinderte aber den jungen Mann nicht, seinen Weg weiter zu verfolgen.

Von den Freunden Uspénski und Glushízki wurde er unterrichtet und für das Eintrittsexamen in die Hochschule vorbereitet. Alles ging gut; nur die mathematischen Fächer bereiteten ihm große Schwierigkeiten, da seine freundlichen Lehrer in denselben selbst sehr schwach waren. Wurde er auch nicht rite immatrikulirt, so konnte er doch den Vorlesungen als sogenannter „freier Zuhörer" beiwohnen. So begann seine akademische Laufbahn, welche von 1832—41 dauerte. Nekrássow ließ sich in dem Dörfchen Klein-Ochta bei St. Petersburg

nieder. Die Mittel zum Leben erwarb er sich durch Unterricht, Correkturen und kleine literarische Arbeiten. In diese Zeit fallen auch seine frühesten poetischen Versuche; sein erstes Gedicht: „Der Gedanke", wurde im Jahre 1838 im „Sohn des Vaterlandes" gedruckt. Aber das Einkommen, das er mit sauerem Schweiße erwarb, war äußerst spärlich und nicht selten mußten Nekrássow, sein Kamerad Glushízki und ihr einziger Diener zusammen mit 15 Kopeken (etwa 32 Pf.) für den ganzen Tag auskommen.

Damals besuchte man die Universität noch der Wissenschaft wegen, und die kleinen kameradschaftlichen Kreise unter den Studenten vereinigten alle Stände. Der arme junge Mann mit seinem Budget von wenigen Kopeken trat ohne Schwierigkeit in nähere Beziehungen zu den Jünglingen der höheren und reichern Klassen. Aber er gehörte nicht allein zu ihnen; durch Talent, Geist und Charakter errang er bald die Stelle des Führers. Bei den damaligen studentischen Versammlungen und Schmausereien, die den deutschen Kneipabenden und Commersen nachgebildet waren, präsidirte nicht der vornehmste, sondern der beste Schläger, der männlichste und gewandteste. In diesen heitern und jovialen Freundeskreisen sah sich der auf dem Lande aufgewachsene junge Provinziale plötzlich geehrt und gesucht und hier lernte er zum ersten mal das Leben und die Sitten der andern gesellschaftlichen Sphären kennen.

Diese neue Umgebung blieb, wie die frühere ländliche, nicht ohne Einfluß auf die Poesie und den Charakter Nekrássow's, ja sogar nicht ohne Folgen für die Verhältnisse seines späteren Lebens. Die damals von ihm geknüpften Bande bestanden fort; die Mängel und schwachen Seiten im Dasein der höheren gesellschaftlichen Schichten wurden ihm aus erster Hand bekannt — und gut bekannt. Die neuen Eindrücke contrastirten in Nekrássow mit den Erinnerungen des Landlebens, das so ganz anderer Art war, und dieser Gegensatz bestimmte schließlich

den Charakter seiner Poesie. Dazu kam noch ein anderer Gegensatz, unter dem er persönlich litt. Durch die Annäherung an die wolhabende, sorglos und heiter genießende Jugend empfand er bei jedem Schritt mannigfache schwere Entbehrungen und verdiente mit harter Arbeit sein tägliches Brot. Während er fast seine ganze Zeit zum Erwerben der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verwenden mußte, wurde ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft und die vorschriftsmäßige Beendigung des Cursus zur Unmöglichkeit.

Dagegen erlaubten literarische Begabung und Neigung dem jungen Manne, sofort ohne jedes Examen, das von der Wissenschaft verlangt wurde, in die Arena des gesellschaftlichen Lebens einzutreten. Außerdem wurden ihm die literarischen Arbeiten sofort in Gestalt eines, wenn auch kärglichen, Honorars bezahlt, während die wissenschaftlichen Leistungen noch längere Zeit von ihm Auslagen in baarem Gelde verlangten. Bis zum Jahre 1840 erschienen Nekrássow's poetische Versuche in der „Literarischen Zeitung", welche damals von A. A. Krajéwski herausgegeben wurde, und in den „Vaterländischen Annalen". Im genannten Jahre entschloß er sich, eine Sammlung seiner ersten kleinen Gedichte unter dem Titel „Träume und Töne" in die Welt zu senden — doch noch schüchtern, nur mit den Initialen seines Namens. Es geschah nicht aus Verlangen nach Ruhm, es geschah, um Brod zu verdienen. Bjelinski, später Nekrássow's Freund, kritisirte die Gedichte mit großer Schärfe, aber Shukówski und Polewói beurtheilten in der „Lesebibliothek" den jungen Poeten nachsichtig und freundlich. Im Jahre 1841 gab Nekrássow die Vorlesungen an der Universität gänzlich auf und von diesem Zeitpunkt an that sich ihm in den damaligen St. Petersburger literarischen Kreisen eine neue Schule auf, die fünf Jahre währte (1841—46) und im Jahre 1847 mit seinem vollständigen Eintritt in die journalistische Laufbahn endete.

Diese Periode der literarischen Lehrjahre kann man als die entscheidendste in Nekrássow's Leben, und zugleich auch als die schwerste in materieller Beziehung betrachten. Unter dem Drucke täglicher Nahrungssorgen versuchte er seine Kräfte auf jedem Gebiete, er schrieb sogar Vaudevilles für das Alexandratheater unter dem Pseudonym Perepélski*) und unternahm die verschiedenartigsten Publikationen.

So erschien im Jahre 1845 seine „Physiologie St. Petersburgs" und 1846 gab er das beachtenswerthe „Petersburger Magazin" heraus, das wie geschaffen war zur Vorbereitung für seine journalistische Laufbahn. In dieser Periode ging Nekrássow auch die literarischen Verbindungen ein, die seine spätere journalistische Thätigkeit und deren Charakter bedingten. Dabei gebührte dem Einfluß Bjelinski's eine hervorragende Stelle.

Im Jahre 1847 beginnt die Periode der journalistischen Thätigkeit Nekrássow's, welche mit kleinen Unterbrechungen (im Jahre 1866—67) bis zu seinem Ende, 30 Jahre lang, dauerte, von 1847—66 im „Zeitgenossen" und von 1868 an in den „Vaterländischen Annalen". In diesem Zeitraum ist sein Leben mit der Geschichte der erwähnten Journale, die er theis allein, theils mit seinen Mitarbeitern redigirte, eng verknüpft und in ihnen hat er alle Erzeugnisse seines Genius niedergelegt.

Die Sammlung der Gedichte Nekrássow's letzter Hand erschien in den Jahren 1873—74 in sechs Theilen (drei Bänden), 1877 ergänzt durch einen besonderen Nachtrag unter dem Titel: „Die letzten Lieder N. Nekrássow's aus den Jahren 1874—77".

---

*) Hierher gehören die Originalvaudevilles: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an's Licht der Sonnen" (1841); „F. A. Bob" (1841); „Der Schauspieler" (1841); und die Uebersetzungen: „Das heißt sich in eine Schauspielerin verlieben" (1841) und „Großvaters Papagei", endlich die „Chronik der St. Petersburger Theater 1826 bis 1855" (St. Petersburg, A. J. Wolf, 1877).

Deutlich erkennen wir in seinen Dichtungen die beiden Perioden, welche die russische Gesellschaft unter dem Kaiser Nikolái I. und Alexander II. durchlebt hat. Auf der Grenzscheide dieser beiden Epochen im Jahre 1856 schrieb Nekrássow in einem denkwürdigen Gedichte und gewiß nicht zufällig:

Der Rache und des Grames Muse flieh von mir,
Nicht will ich fürder fremden Schlummer stören,
Ich habe lang genug verflucht mit dir ...

So sprach damals der Poet, zurückschauend auf die Werke seiner vergangenen Jahre in der Vorempfindung des Frühlingswehens künftiger Tage, aber er schließt sein Gedicht mit der düsteren Ahnung, daß die „Muse der Liebe" der „Muse des Hasses" nachstehen werde, in den schönen Worten:

Das Herz lernt nimmermehr zu lieben,
Das müd' geworden ist vom Haß.

Er glaubte, eine Zeit sei nahe, in der man nur der Liebe bedürfe, und sein Herz war „müde vom Haß". Aber die Befürchtungen des Poeten trafen nicht zu, wenigstens nicht ganz. Die alte Muse fand in der neuen Zeit Nahrung zur Genüge und blieb dem Dichter treu bis an sein Lebensende. Und doch hatte er nicht ganz unrecht. In der zweiten Periode zeigt seine „Muse der Rache und des Grams" nicht mehr dieselbe Energie; man bemerkt in dem Dichter zuweilen Schwankungen, gewissermaßen Zugeständnisse.

Aber alles das in seinen Einzelnheiten und im Zusammenhange mit der Entwickelung der Zeit zu erklären, bleibt die Aufgabe jenes Biographen, auf den ich oben hingedeutet.

15. Die Nihilisten.

(1879.)

Die folgenden Schilderungen geben eine Charakteristik des russischen Nihilismus, wie sich derselbe im Jahre 1879 dem Beobachter darstellte. Das scheußliche Treiben seiner Jünger hatte damals freilich den Gipfelpunkt noch nicht erreicht. Noch waren die Dynamit-Attentate nicht bis in den Kaiserpalast gedrungen, hatten die Wohnstätte des Zaren zertrümmert und die Krieger, die ihn bewachten, niedergeschmettert. Noch waren die zahlreichen Mordversuche auf den freisinnigsten und mildesten Monarchen, der Rußlands Thron geschmückt, sämmtlich mißlungen und Gottes Hand hatte ihn unter dem Pelotonfeuer, welches die wahnsinnigen Verbrecher auf ihn abgaben, sichtbar bewahrt. Erst zwei Jahre später sollte sein bombenzerschmetterter Körper von dem Pflaster der Residenz aufgehoben werden, um unter dem Dache seiner Väter den letzten Athemzug auszuhauchen. Aber wenn auch im Jahre 1879 das höchste Maß der blutigen Verbrechen noch nicht erfüllt war, der Nihilismus selbst und seine Anhänger waren genau dieselben wie früher und später und die Charakteristik der russischen Nihilisten, die in dem genannten Jahre niedergeschrieben wurde, paßt für die heutige Zeit ebenso gut wie für

die damals vergangene. Für den einen Umstand nur, daß die als Beispiele gewählten Typen und Vorgänge lediglich der Zeit bis 1879 angehören, habe ich die Rücksicht des Lesers in Anspruch zu nehmen. —

Häufig genug begegnet man der Anschauung, als ob unter den russischen Nihilisten etwas Anderes zu verstehen sei als die über ganz Europa verbreitete Umsturzpartei. Sie unterscheiden sich als Art von dieser ihrer Gattung nur durch einige besondere, nicht sehr wesentliche Merkmale, welche speciell die Gesellschaftsschicht berühren, der sie angehören, und durch das Niveau der Bildung, die ihnen eigen ist.

Wie die allgemeine europäische Umsturzpartei wollen sie reinen Tisch machen mit allem, was der moderne Mensch als sittliche und gesellschaftliche Kultur zu betrachten gewohnt ist. Religion, Staat, Ehe und Eigenthum sind die nächsten Institutionen, welche unter ihrer weltbeglückenden Sichel fallen sollen und für die sie der Menschheit ein Anderes, Neues zu geben gewillt sind, von dem sie jedoch selbst noch keinen Begriff haben. So weichen die russischen Nihilisten eigentlich nur dem Namen nach ab von ihren Gesinnungs- und Aktionsgenossen, den Communisten, Socialisten, Anarchisten oder wie sie sich in den verschiedenen Ländern Europas nennen. Man muß gestehen, daß die russische Bezeichnung besser als alle übrigen das Kind beim rechten Namen nennt. Es soll eben nichts bleiben von alledem, was besteht; was später werden soll, das wissen „des Chaos wunderliche Söhne" selbst nicht.

Auch das haben die russischen Nihilisten mit der internationalen Umsturzpartei gemein, daß ihnen zur Erreichung ihrer Zwecke jedes Mittel genehm ist. Betrug, Diebstahl, Raub, Brandstiftung, Mord in jeglicher Gestalt bis hinauf zum Verwandten- und Monarchenmord: das sind die Motoren, welche sie zur Verwirklichung ihrer Aktionspläne spielen lassen. Und dabei werden Zweck und Mittel nicht etwa verstohlen in

geheimnißvoller Nacht von dem einen dem andern in's Ohr geflüstert; gedruckte und geschriebene Programme circuliren unter den Mitgliedern der Partei und geben ohne Scheu Anweisung und Anleitung zur Verübung der haarsträubendsten Verbrechen.

Ein solches in russischer Sprache verfaßtes Programm, welches im März 1876 von der preußischen Behörde in Königsberg saisirt wurde, verbreitet über diese Dinge ein grelles, schauriges Licht. Es heißt dort im § 16: „Man darf sich nur von dem mehr oder weniger bedeutenden Nutzen leiten lassen, den der Tod irgend einer Persönlichkeit für die Revolution bringt. In erster Linie müssen diejenigen Personen stehen, welche die allerschädlichsten und gefährlichsten für die revolutionäre Organisation sind, deren Tod, ein plötzlicher und gewaltsamer, die Regierung in hohem Grade erschrecken und ihre Macht erschüttern kann, indem er sie ihrer intelligenten und energischen Faktoren beraubt". § 23: „Die einzige Revolution, welche dem Volke heilbringend sein kann, ist diejenige, welche jede Idee des Staates mit der Wurzel ausreißt und alle Traditionen, Ordnungen und Klassen des russischen Reiches über den Haufen wirft". § 24: „Dies Ziel im Auge hat die Vereinigung nicht die Absicht, dem Volke irgend eine von oben ausgehende Organisation aufzunöthigen. Die künftige Organisation wird zweifelsohne aus den Bewegungen und dem Volksleben von selbst hervorgehen. Doch das ist die Sache künftiger Generationen. Unsere Aufgabe ist die schreckenerregendste, mitleidslose, allgemeine Zerstörung." § 26: „Diese Welt zu einer alles zerstörenden unüberwindlichen Macht zu koncentriren, das ist unsere ganze Organisation, unsere Verschwörung, unsere Aufgabe".

Aehnlich, nur in etwas anderer Form, interpretirte Alexander Ssolowjéw (spr. Ssolowjów), welcher das Attentat vom 2. April 1879 auf Kaiser Alexander verübte und am 28. Mai alten Stils (9. Juni) auf dem Ssmolenski'schen Felde bei St. Petersburg

gehenkt wurde, die Ziele der russischen Socialrevolutionäre. Derselbe erklärte in der gerichtlichen Untersuchung, die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung der Dinge, welche auf ungerechter Vertheilung von Arbeit und Kapital basire, sei äußerst unbefriedigend. Das Prinzip der Partei sei allgemeine Gleichheit; die Knechtung der Arbeit durch das Kapital müsse aufhören. Das sei aber nur zu verwirklichen, wenn der Arbeiter Eigenthümer des Landes und der Mittel zur Produktion werde, wenn das Eigenthum im heutigen Sinne nicht mehr bestehe und unter den Mitgliedern der Gesellschaft jeder Unterschied der Rechte und der Stellung aufhöre. Dazu werde die im Besitz befindliche Minorität niemals gutwillig ihre Zustimmung geben, sie müsse also mit Gewalt gezwungen werden. Deshalb habe die Partei der Regierung den Krieg erklärt: die Socialrevolutionäre wären die Feinde der Regierung, die Feinde des Kaisers.

Charakteristisch für den Werth dieser Phrasen ist es, daß in Rußland weder ein Druck des Kapitals auf den Gewerbfleiß noch ein besitzloses Proletariat existirt. Auch ist es nicht wahr, daß der russische Socialismus die Beglückung seiner Heimat speciell ins Auge gefaßt hätte. Aus allen bisher stattgefundenen Untersuchungen und ans Tageslicht gekommenen Dokumenten ergibt sich, daß die russischen Nihilisten die Absicht haben, die ganze Menschheit unter ihre Vormundschaft zu nehmen. Ihnen genügt keine einzige der bestehenden Formen staatlicher und socialer Organisation; deshalb wollen sie eine Weltrevolution, Weltzerstörung, Weltanarchie.

Die in Königsberg mit Beschlag belegte russische Zeitschrift „Vorwärts" („Wperéd" spr. Wperód) behandelte in ihrer Nummer vom 15. März 1876 die Organisation der socialrevolutionären Kräfte in Rußland und empfahl die Bildung von Vereinen, namentlich unter der Jugend, um die alte gesellschaftliche Ordnung zu zerstören, zugleich aber die Unterhaltung der lebhaftesten

Verbindung mit den socialrevolutionären Bewegungen anderer Länder.

Die Erfahrung hat leider eklatant genug bewiesen, daß jene Vorschriften keine leeren Redensarten waren. Die russischen Nihilisten sind mit dem Revolver in der Faust zur That übergegangen, um ihre Pläne und Absichten zu verwirklichen, und die Hödel und Nobiling, die Passanante und Moncasi haben nach derselben Schablone gearbeitet. Im Namen wahnwitziger Phantastereien geschahen empörende Verbrechen, welche den Zweck hatten, die Grundfesten des Staates zu erschüttern. Im Namen nebelhafter Träume verführte eine gewissenlose Bande die leichtbewegliche russische Jugend in den Jahren, wo sie noch kein Urteil hat über das volle Maß des Verbrecherischen und Verderblichen, dem sie sich opfert.

Fragen wir nach der Gesellschaftssphäre, welcher diese mordgierigen Weltverbesserer angehören, so ist die Antwort bald gegeben. Die Rotte dieser wahnwitzigen Mörder rekrutirt sich weder aus der hohen Aristokratie noch aus dem Stande der Gutsbesitzer, noch aus der Bürgerschaft der Städte. Dem Bauer flößt sie den ingrimmigsten Abscheu ein. Daß in der ländlichen Bevölkerung auch nicht die leiseste Sympathie für ihre Tendenzen zu finden ist, wurde in dem erwähnten Hochverrathsproceß Ssolowjéw bestätigt. In einem Dorfe hatte der Angeklagte das Amt eines Wóloſt-(Gemeinde-)Schreibers angenommen, um unter den Bauern für die Partei Propaganda zu machen, mußte sich aber bald überzeugen, daß er in dieser Stellung der socialrevolutionären Sache durchaus keinen Nutzen bringen könne. In der Armee — mit geringfügigen Ausnahmen — findet sie ebenso wenig Anklang als in der Beamtenwelt. So besteht die Partei aus arbeitsscheuen, unfertigen, halbgebildeten, vom rechten Wege abgekommenen jungen Leuten, die nichts Rechtes lernen wollten und dieses Ziel vollkommen erreicht haben. Sie können und wollen nicht arbeiten, und verlangen

doch für sich die Frucht des Fleißes, und daß diese ihnen von der Gesellschaft versagt wird, ist die Ursache ihres Grolles gegen alles Bestehende. Vereinzelt und zerstreut unter den gesunden Schichten der Bevölkerung, haben sie für sich nur die Energie des verbrecherischen Muthes, der vor keiner Consequenz zurückschreckt.

Ueberall, wo sie uns unter die Augen traten, entsprachen die Nihilisten der gegebenen Charakterzeichnung. Der Verwegene, welcher nicht lange nach dem Attentat vom 2. April 1879 auf einer Straße Kiews sich in das Gespräch zweier Beamten mischte und behauptete, es wäre besser gewesen, wenn der Kaisermörder Ssolowjéw getroffen hätte, und der sofort von dem einen jener Beamten zu Boden geschlagen wurde, war ein Schüler der oberen Klassen des dortigen Gymnasiums. Die drei russischen Nihilisten, welche am 26. April desselben Jahres von dem Berliner Stadtgericht verurtheilt wurden, trugen alle Merkmale der geschilderten Kategorie. Der erste, Journalist Aron Liebermann, 30 Jahre alt, charakterisirte sich selbst wie folgt: „Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Russischer Unterthan bin ich nicht mehr, denn ich habe schon längst den Staub Rußlands von meinen Füßen geschüttelt. Meine Jugend habe ich in Rußland verlebt, bin aber 1875 ausgewandert, weil ich durch meinen Verkehr mit einem Socialisten, der in Untersuchung gerieth, in Mißkredit kam. . . . Ich bin Israelit, von eigentlichem Glauben kann aber bei mir nicht die Rede sein". Der zweite, Gurewitz aus Mohilów, 27 Jahre alt, gleichfalls mosaischer Religion, befand sich seit 1874 im Auslande, hatte von Jugend an geschriftstellert, und zwar hauptsächlich für socialistische Blätter, weil andere seine unorthographisch geschriebenen Artikel nicht aufnahmen. Er war Socialist. Der dritte, Moses Aronsohn aus Mohilów, 25 Jahre alt, gleichfalls mosaisch, hielt sich seit 1874, um zu studiren, im Auslande auf, hatte socialdemokratische Versammlungen besucht, und eine große

Anzahl socialistischer Broschüren wurden bei ihm mit Beschlag belegt. Die beiden letztgenannten waren früher zwei Jahre in Kiew, wo sie sich an der dortigen revolutionären Bewegung aktiv betheiligten. Gurewitz war anderthalb Jahre in Berlin und nahm lebhaften Antheil an der deutschen Bewegung, mit deren Führern er persönlich bekannt und befreundet war. Aronsohn hatte in Rußland auf jüdischem Boden agitirt.

Der verabschiedete Unterlieutenant Wladimir Dmitrijewitsch Dubrówin, welcher am 20. April 1879 seine Verbrechen auf einem Bastion der St. Petersburger Festung am Galgen büßte, gehörte derselben Gattung unfertiger, verirrter und verwirrter Menschen an. Dem Kaufmannsstande entsprossen, war er drei Jahre früher als Freiwilliger in die Armee eingetreten, 1877 zum Fähnrich, 1878 zum Unterlieutenant befördert, in demselben Jahre aber bereits verabschiedet. Obgleich er von den sachverständigen Aerzten für geistig vollkommen gesund erklärt wurde, betrug er sich vor Gericht wie ein Wahnsinniger, behielt die Mütze auf dem Kopfe, wollte sich nicht zum Gericht hinwenden, schrie, stellte sich auf die Anklagebank, versuchte über as Gitter zu springen und geberdete sich schließlich so, daß er auf Befehl des Gerichtspräsidenten aus dem Saale geführt werden mußte.

Nehmen wir die Persönlichkeiten dazu, welche der Hochverrathsprozeß Ssolowjéw an uns vorüberführte, so ist es beinahe, als ob wir verschiedene photographische Aufnahmen ein und desselben Individuums vor Augen hätten. Zunächst der des versuchten Kaisermordes überwiesene Verbrecher selbst. AlexanderK onstantinow Ssolowjéw war der Sohn eines Feldscherers auf den Gütern der verstorbenen Großfürstin Helene Pawlowna. Der Vater empfing noch jahrelang nach dem Tode des Unglücklichen mit seiner Familie in dem Sommerpalais der Tochter und Erbin der verewigten hohen Frau, der Großfürstin Katharina Michäilowna, Wohnung und Unterstützung.

Auf Kosten der Großfürstin Helene erhielt Ssolowjéw in einem der St. Petersburger Gymnasien seine Erziehung und trat im Jahre 1865 als Student in die juristische Fakultät der St. Petersburger Universität. Vor Gericht äußerte er, ohne danach gefragt zu sein, er sei zwar in der orthodoxen Kirche getauft, erkenne aber keine Religion an. Den Gymnasiasten hatten bereits religiöse Zweifel zum sogenannten Deismus geführt. Schon in früher Jugend schwärmte er für die Idee, sich dem Dienste des Volkes zu weihen, dessen Noth ihm zu Herzen gegangen. Im zweiten Jahre seines akademischen Studiums verließ er die Universität, um Lehrer der Geographie und Geschichte an einer Kreisschule zu werden. Er absolvirte das Examen und erhielt 1868 eine Anstellung an der Kreisschule von Toropéz. Dort ging es ihm gut. Man war mit ihm zufrieden und er hatte durch Privatstunden ein ansehnliches Einkommen. Umstände, über die nichts Näheres offenbar geworden, die aber wahrscheinlich in seiner Bekanntschaft mit revolutionären Persönlichkeiten fußten, veranlaßten ihn, im Jahre 1875 sein Amt aufzugeben. Jetzt ließ er sich auf dem Gute des ihm befreundeten verabschiedeten Lieutenants Nikolái Bogdánowitsch nieder, um in der dortigen Schmiede das Handwerk zu erlernen und auf diese Weise zu propagandistischen Zwecken mit dem Volke in Berührung zu kommen. Im August 1876 heirathete er Katharina Tschelischtschéw, nur, wie er behauptete, um dem jungen Mädchen in moralischer (?) und materieller Beziehung eine selbständige Stellung zu geben. Die jungen Eheleute trennten sich sogleich nach der Hochzeit. Ssolowjéw ging auf kurze Zeit nach St. Petersburg und dann in die Gouvernements Wladímir und Nishnij-Nówgorod, wo er mit falschem Paß von Dorf zu Dorfe zog und in Schmiedewerkstätten arbeitete. Im Frühjahr 1877 finden wir ihn wieder in St. Petersburg. Dann begab er sich nach Ssamára, wo er nach einander als Dorfschreiber und Dorfschullehrer

fungirte. Am Ende des Jahres 1878 tauchte er wieder in der Residenz auf, verbreitete dort revolutionäre Proklamationen und Schriften, bis er sich endlich zum Attentat auf den Kaiser entschloß. Die Nacht vor demselben verbrachte er bei einer öffentlichen Dirne.

Hauptrollen in dem Prozeß und der damit zusammenhängenden Nihilistenpropaganda hatten inne: der verabschiedete Collegienregistrator Júri Bogdánowitsch, Bruder des oben erwähnten Lieutenants a. D., ein energischer Socialrevolutionär, aus der niedrigsten Beamtensphäre hervorgegangen; Dmítri Clemenz, gleichfalls berüchtigter Agitator, ehemaliger Student; Adrian Michäilow, der für den Mörder des Generals Mésenzow galt, früher Student der Moskauer Universität; ferner unter dem Namen Swérjew der bereits verwiesene und entlaufene frühere Student der Charkow'schen Universität Alexander Iwánow Medwédjew; endlich eine Reihe obskurer Namen, darunter auch fragwürdige Frauenzimmer, wie die bekannte Marie Löschern von Herzfeld, und israelitische, wie Anna Epstein.

Alle diese jungen Leute boten das traurige Bild moralischer Verkommenheit und eines ekelerregenden Hochmuths. Ohne Religion, ohne sittliches Gefühl, ohne Heimat, ohne Beruf und Bildung schmeichelten sie sich mit dem eitlen Wahne, die Welt umstürzen zu können. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der revolutionären Propaganda anderer Länder und diesen russischen Nihilisten beruht freilich darin, daß solche Flachköpfe bei anderen Nationen dem Fluche der Lächerlichkeit anheimgefallen wären, und wenn ein russisches Journal, die „Zeitgenössischen Nachrichten", in Nr. 96 des Jahrganges 1879 allen Ernstes den Vorschlag machte, diesen jugendlichen Himmelsstürmern die baltischen Provinzen und Finland zum Verbannungsort anzuweisen, so traf das Blatt, natürlich gegen seinen Willen, insofern das Richtige, als die deutsche und skandinavische Bevölkerung jener Landestheile diesen unfertigen Geistern gegen-

über so sehr als ernüchterndes Element wirken würden, daß ihnen der revolutionäre Rausch bald vergehen und das Flittergold ihrer vermeintlichen Fortschrittsideen von der dort wehenden kühlen Strömung schnell genug fortgeblasen sein würde. Freilich hatten, wie wir noch bis vor Kurzem zu glauben berechtigt waren, sowol die baltischen Provinzen als Finland eine edlere Mission in Russland zu erfüllen als diejenige, zu Ableitungskanälen für die schlechten Säfte des Staates zu dienen.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Zahl der russischen Nihilisten eine nur sehr geringfügige sein konnte und daß, wenn sie eine Zeit hindurch eine sehr traurige und hervorragende Rolle zu spielen vermochten, die Ursache nur in der Frechheit, mit der sie ihre Verbrechen verübten, in der Apathie und Haltlosigkeit der Gesellschaft und der geringen Thatkraft der Regierung lag. In Wirklichkeit bestanden sie immer nur aus einer Hand voll übelgesinnter junger Leute, die fremdem Befehl gehorchten und die mit dem russischen Volke nichts gemein hatten. Die numerische Schwäche dieser Umsturzpartei wird sogar dokumentarisch erwiesen durch ein bei Dubrowin gefundenes, von ihm eigenhändig verfaßtes Schriftstück, das den Titel führt: „Notizen russischer Offizierterroristen für das Jahr 1878", und die interessantesten Aufschlüsse gewährt. Dort heißt es: „Unsere Bataillone sind so wenig zahlreich, unsere Feinde dagegen so mächtig, daß wir moralisch verpflichtet sind, alle von uns abhängigen Maßregeln zu ergreifen, um mit Erfolg den aktiven Kampf dort zu führen, wo es nothwendig ist. Wenn es unseren theuren Kameraden, den Socialisten, bestimmt ist, unterzugehen, so mögen sie untergehen, dabei aber einen so großen Schaden, als möglich ist, in den Reihen unseres unmenschlichen, wilden und rohen Feindes anrichten."

Aber nicht allein die Geringfügigkeit ihrer Zahl, auch die mangelhafte Vorbereitung und Befähigung der russischen Um-

sturzpartei für die Revolution wird von ihnen selbst eingestanden. So heißt es in einem „Sendschreiben an die russischen Socialrevolutionäre" vom 6. December 1878, das gleichfalls unter den Notizen Dubrówin's gefunden wurde: „Der Zweck unserer Bemerkungen besteht darin, den russischen Socialrevolutionären einige Erfahrungen mitzutheilen, deren Kenntniß nach unserer Meinung nothwendig ist, um öffentliche Demonstrationen zu veranstalten, den verschiedenen Baschi-Bosuks der Polizei bewaffneten Widerstand zu leisten, welche überhaupt für alle jene Handlungen nothwendig ist, zu denen die Socialrevolutionäre schreiten müssen, um die Ideen der Revolution zu verwirklichen. Der russische Socialist besitzt leider nicht die revolutionären Erfahrungen, welche die Umsturzparteien anderer Länder haben... (Lücke im Text). Selbstverständlich liegt der Grund in der bis zum Ekel und zur Betäubung friedlichen Atmosphäre, in der wir, wie unsere Väter und Großväter, leben mußten. Im Westen, besonders in Ländern wie Frankreich, Italien, Spanien, griff man in früher Jugend schon zu Dolch und Revolver, wurde man inmitten der Bewegungen, welche den revolutionären Kampf erzeugen, geboren, nahm an stürmischen Demonstrationen Theil und sah als Kind bereits an, wie Väter und Brüder unter den Klängen der gewaltigen Marseillaise in der Vertheidigung der heiligen Rechte menschlicher Freiheit heldenmüthig auf den Barrikaden fielen u. s. w." Die russischen Revolutionäre werden sodann aufgefordert, sich mit guten Waffen zu versehen und den Gebrauch derselben zu erlernen. Die Revolversysteme, deren Wéra Ssassúlitsch, die Fédorowa und Kowálski in Odessa sich bedienten, werden getadelt und vorgekommene Fälle von Unvorsichtigkeit und Unkenntniß gerügt.

Den wirklichen Zusammenhang der russischen Nihilisten mit der internationalen Revolutionspartei haben die Untersuchungen auf das klarste herausgestellt. Die direkte Verbindung des in Berlin verurtheilten Kleeblattes mit den dortigen socialdemo-

kratischen Führern sowie mit den Leitern der großen internationalen Propaganda in London, Paris und Genf wurde erwiesen. Aus den in Beschlag genommenen Schriftstücken ging evident hervor, daß jene Propaganda Sektionen gebildet hatte, deren eine Berlin war. Von hier aus sollte für die Revolutionirung Rußlands gearbeitet werden, das, nach seinen Anstrengungen gegenüber den Schrecken des Krieges und der Pest, als das günstigste Revolutionsterrain betrachtet wurde. An Geldmitteln fehlte es offenbar nicht. Unter den Leitern der revolutionären Agitation für Rußland waren die hervorragendsten Lawrów in Paris und Dragománow in Genf. Ihre Hauptaufgabe sahen sie in der Abfassung und Verbreitung revolutionärer Schriften und in der Anknüpfung engster Verbindungen mit den socialistisch-revolutionären Elementen anderer Länder, besonders mit der sogenannten Internationalen (Ligue internationale des Socialistes revolutionnaires), deren Mitgliedskarte bei einem der Berliner Angeklagten gefunden wurde. An den Agitationsstätten zu London, Paris und Genf wurde für die durchreisenden Nihilisten brüderlich gesorgt. Sie erhielten dort Wohnung, Unterhalt, Geld und wurden zur Weiterreise mit Päßen versehen.

Selbst in München wurden in den siebziger Jahren russisch-nihilistische Umtriebe an's Licht gebracht. Der zweiunddreißigjährige Edmund Hild, Bruder des steckbrieflich verfolgten hervorragenden Nihilisten Kasimir Hild, stand wegen Verbreitung revolutionärer Broschüren, die er durch seinen Bruder erhalten hatte, vor Gericht. Die aufrührerischen Schriften wurden bei ihm gefunden, doch konnte ihm die Verbreitung derselben nicht nachgewiesen werden.

Wenn die drei in Berlin Verurtheilten vor Gericht erklärten, als Israeliten hätten sie das Beispiel der drei großen deutschen Juden: Lassalle, Karl Marx und Johann Jacoby, welche die deutsche socialistische Bewegung in Fluß gebracht,

für Rußland nachahmen wollen, so war das eine erfundene Beschönigung ihrer Thätigkeit. Sie haben sich keineswegs mit socialistischen Lehren an Arbeiterkreise gewandt; die bei ihnen aufgefundenen Dokumente und Statuten enthalten den Aufruf zur Revolution und Vorschriften für die Parteigänger derselben.

Nachdem ich im Vorhergehenden eine Charakteristik der Nihilisten und ihrer Zwecke zu geben versucht, habe ich die Frage nach Ausbreitung und Intensität des Uebels zu beantworten, habe ich zu constatiren, ob dasselbe wirklich so ungeheuer ausgebreitet und schreckenerregend war und ist, als es im Allgemeinen von der westeuropäischen Presse, besonders aber von den deutschen Tagesblättern geschildert wurde. Und da kann ich denn aufrichtig versichern, daß auch nicht der zehnte Theil von dem der Wahrheit entspricht, was wir in der periodischen Presse über die Umtriebe der russischen Revolutionäre und ihre an den Tag tretende Aktion erfahren. Mit den Verbrechen und Schandthaten, welche eine Handvoll hirnverbrannter Jünglinge, unreife, verwirrte Köpfe und wahnwitzige Frauenzimmer begehen, wird in leichtsinnigster, ja häufig in tendenziöser Weise die russische Nation in Verbindung gebracht. Vor nicht langer Zeit — es ist jetzt etwas besser geworden — konnte man fast keine deutsche Zeitung in die Hand nehmen, ohne mit der Fäulniß und Corruption der russischen Gesellschaft traktirt zu werden. Die durch die Umstände entschieden gebotenen administrativen Maßregeln wurden böswillig entstellt und übertrieben. Bei einigen deutschen Zeitungen gipfelte der Mangel an Kenntniß und Urtheil in der Behauptung, der russischen Nation gehe überhaupt die Fähigkeit einer freien politischen Entwickelung ab. Ein officiöses deutsches Organ wollte sogar die großen Reformen des Kaisers Alexander II. aufgehoben und Rußland in die frühere Beschränkung zurückgedrängt wissen. Kein Wunder, daß bei der allgemeinen Ausbreitung dieses halb tendenziös, halb frivol gesponnenen Lügennetzes

Westeuropa und vorzugsweise Deutschland die Wahrheit nicht erfuhr und auf Grund gefälschter Nachrichten und Schilderungen sich von den russischen Zuständen ein Bild entwarf, welches von der Wirklichkeit himmelweit entfernt war.

Ich gebe hier eine äußerst dürftige Blumenlese solcher in jener Zeit durch die Presse verbreiteter Lügen, die nur den geringsten Theil der ganzen Summe ausmachen und noch lange nicht zu den extravagantesten gehören: Unruhen in Rostow am Don, ein Pöbelexceß, der gegen mißliebige Polizeibeamte und verrufene Häuser gerichtet war, bei dem auch nicht der Schatten einer Betheiligung von Socialisten und Revolutionären bemerkt wurde, bei dem im Gegentheil die Excedenten dem Bildniß des Kaisers Alexander II. die höchste Verehrung erwiesen, proklamirte man in der deutschen Presse als den umfangreichsten Aufstand der donischen Kosaken. Professor Bótkin sollte für seine Entdeckung der Pest in St. Petersburg von der Regierung Geld bekommen haben (Notabene, um ihr einen ganz unberechenbaren Schaden zuzufügen); eine andere Version erzählte, Bótkin sei selbst Revolutionär und habe die St. Petersburger Pest erfunden, um nicht mehr genöthigt zu sein, die Mitglieder der kaiserlichen Familie als Arzt zu behandeln. Wegen der strengeren Controle der Studenten an verschiedenen Universitäten sollten sämmtliche Professoren der St. Petersburger Hochschule ihren Abschied genommen haben (an dem Tage, von welchem diese Zeitungslüge datirte, fand in der St. Petersburger Universität eine solenne Promotion statt). Die Erfindung von höchst bedenklichen Zerwürfnissen in der kaiserlichen Familie und namentlich zwischen dem Kaiser Alexander II. und seinem Thronfolger wurde von der deutschen Presse immer von Zeit zu Zeit und mit andern Dekorationen wiederholt. Bald sollte die Abneigung des Thronfolgers gegen einen der Brüder des Monarchen, bald die goldene Hochzeit des deutschen Kaiserpaares die Ursache abgeben. Die Colporteure solcher Dichtungen vergaßen dabei,

daß jeder, der mit den russischen Verhältnissen nur einigermaßen vertraut war, sehr wol wußte, wie der Generaladjutant Cäsarewitsch Alexander Alexándrowitsch, der jetzt unter dem Namen Alexander III. das Scepter Rußlands führt, in keinem andern officiellen Verhältniß zu seinem kaiserlichen Herrn und Vater stand wie jeder Soldat zu seinem Vorgesetzten, und daß derselbe jedem kaiserlichen Wunsche oder Befehle schweigenden Gehorsam entgegenzubringen hatte. So fehlten der Lüge von einem solchen Zerwürfniß auch die allernothdürftigsten Grundlagen der Wahrscheinlichkeit. Aber jede Kleinigkeit wurde hervorgesucht, um die russische Kaiserfamilie in ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. So wurde von der deutschen Presse die Nachricht verbreitet, Kaiser Alexander II. habe seinen Bruder Konstantin zum Präsidenten des Gerichts ernannt, welches über den Urheber des Attentats vom 2. April 1879 das Urtheil zu sprechen hatte, während vom Großfürsten Konstantin Nikolájewitsch in dieser Angelegenheit auch nicht einmal die Rede gewesen war, und der Kaiser bei Constituirung jenes Gerichts sofort den Präsidenten des Departements für Gesetzgebung im Reichsrathe, Fürsten Urússow, also die competenteste Persönlichkeit im ganzen russischen Reiche, zum Vorsitzenden des Gerichtshofes ernannt hatte.

Dem Kinderglauben des Publikums wagte man mit der Nachricht gegenüberzutreten, General Gurko habe am 12./24. April 1879 sein von der geheimen „Nationalregierung" ausgefertigtes Todesurtheil auf seinem Schreibtische gefunden. Der tapfere General sei in Folge dessen von einem solchen Schrecken ergriffen worden, daß er sofort sein Abschiedsgesuch eingereicht habe. Es wurde hinzugefügt, daß das Zimmer des Generals an jenem Tage, außer von seinem vielfach erprobten treuen Diener, nur von Offizieren des Garde-Generalstabes betreten worden sei. Die in dieser Nachricht versteckt liegende Absicht war unschwer zu erkennen. Das leichtgläubige westeuropäische Publikum

sollte sich sagen: auch auf jene Männer ohne Furcht und Tadel, denen der Kaiser neuerdings die Ausrottung der heimlichen Verbrecherbande anvertraut hat, kann man sich nicht verlassen; sie sind der gemeinsten Furcht zugänglich und der russische Generalstab, also die geistige Spitze der russischen Armee, ist von der revolutionären Propaganda durchseucht. Natürlich mußte infolge einer solchen Mittheilung der Rubel wieder einige Procent im Werthe sinken. Nimmt man dazu die Form, in welcher dergleichen Nachrichten nicht selten ans Licht der Oeffentlichkeit traten, so mußte der Vorwurf der Leichtgläubigkeit, den man dem Publikum machen konnte, an seiner Härte verlieren. So wurde im April jenes Jahres eine ähnliche grobe Lüge von einem bekannten Berliner Blatte als Telegramm aus St. Petersburg veröffentlicht, während nach der Einrichtung der russischen Telegraphen es eine reine Unmöglichkeit ist, daß dergleichen Dinge durch den elektrischen Draht verbreitet werden.

Wenn die russische Presse einem großen Theile der deutschen Zeitungen den Vorwurf einer systematischen Feindseligkeit und Gehässigkeit macht gegen alles, was russisch heißt, so muß ihr jeder Mensch von unparteilichem Urtheil Recht geben, und wenn dies vom Verfasser geschieht, welcher Decennien hindurch Deutschland, das Deutschthum und die Deutschen in Rußland gegen die ungerechtfertigten Angriffe der russischen Presse zu vertheidigen hatte, so wird man ihm schwerlich den Vorwurf der Voreingenommenheit machen dürfen.

Nur in einer Beziehung müssen wir den russischen Zeitungen, deren Zorn wir verstehen und würdigen, Unrecht geben: darin nämlich, daß sie der Ansicht waren und sind, die deutschen Zeitungen zeichneten sich vor ihren westeuropäischen Colleginnen in der Verbreitung von Lügen über Rußland in hervorragender Weise aus. Ueber die Quantität der colportirten Unwahrheiten wollen wir nicht streiten; in Bezug aber auf die Qualität gibt

die Presse anderer westeuropäischer Staaten der deutschen nicht das mindeste nach. So berief sich der französische »Figaro« auf russische Zeitungen, als er im April 1879 erzählte, ein gewisser Herr Sserduków sei auf dem Newski-Prospect erdolcht worden, die Pulvermine, die man unter dem Hause eines Generals gelegt, habe zwar diesem Gebäude wenig Schaden zugefügt, aber eine benachbarte Kirche in die Luft gesprengt. Aehnliche Vorfälle hätten in Kasán, Wladikawkás u. s. w. stattgefunden. Auch waren es, glaube ich, französische Blätter, welche zuerst die Nachricht verbreiteten, Iwán Turgénjew sei wegen der Huldigungen, welche ihm die Moskauer Studenten bereiteten, aus Russland verwiesen worden.

Nicht einmal die seitabliegende italienische Presse verschonte Russland mit phantastischen Erdichtungen. So ließ sich die »Gazzetta piemontese« von ihrem St. Petersburger Correspondenten schreiben: „In unserer nordischen Residenz giebt es kein anderes Leben außer dem polizeilichen und dem militärischen; die Läden und die Magazine sind sämmtlich geschlossen, der Handel ist überall eingestellt; es giebt keinerlei Vergnügungen, und auf den allergrößten Straßen ist es nicht möglich, außer Kosaken irgend jemand zu erblicken. Für sämtliche Bewohner St. Petersburgs ist es obligatorisch, um 9 Uhr Abends die Lichter auszulöschen, und wenn die Polizei ein Licht in irgend einem Hause gewahr wird, so tritt sie sofort daselbst ein und befiehlt, man solle die Lichter auslöschen und sich schlafen legen." Ich brauche wol nicht zu versichern, daß in St. Petersburg, wo das gewohnte häusliche und gesellschaftliche Leben auch nicht die leiseste Aenderung erfahren hatte, diese Correspondenz ein homerisches Gelächter erzeugte. Die dortige Presse behauptete mit Recht, für den Urheber derselben sei es zu jeder Tageszeit „nach 9 Uhr".

Daß das England Lord Beaconsfield's und die dortige Presse eine besondere Zärtlichkeit für Russland und die Wahr-

heit an den Tag legen würden, hatte im Reiche des Zaren niemand erwartet. So schilderten denn auch die »Times« die Zustände in der russischen Hauptstadt wie folgt: „In Gemäßheit der neuen polizeilichen Maßregel, gegen welche Sir Robert Peel die britische Regierung einschreiten lassen wollte, werden nach einer gewissen Stunde sämmtliche Häuser der Hauptstadt in Gefängnisse verwandelt, aus denen die Einwohner sich nicht entfernen dürfen, ohne des Entlaufens beschuldigt zu werden. Nach 9 Uhr darf sich niemand auf den Straßen sehen lassen, ohne eine besondere Paßkarte vom Platzcommandanten vorzuweisen. Kein Petersburger darf sich gestatten, Gäste einzuladen; keine Gesellschaft, kein Theater darf er besuchen, ohne die polizeiliche Erlaubniß vorher eingeholt zu haben. Kein Gelehrter darf seine Lampe bis Mitternacht brennen lassen, da eine strenge Verordnung untersagt, nach 10 Uhr Licht zu haben. Mit einbrechender Dämmerung werden die Straßen ganz öde und aus den Thoren aller Häuser tauchen gespenstergleich die Hausknechte hervor mit Knitteln in der Hand und beginnen den »feierlichen Reigen des Sieges über den gesunden Menschenverstand und die Freiheit«".

Ueber dergleichen Unsinn lacht man natürlich an den Ufern der Newa, aber wahrhaft empörend ist der folgende Passus des Cityorgans: „Wenn ein Schuß auf den Monarchen fiel, hält sich jede wolorganisirte Nation für verletzt, jeder Bürger fühlt den Angriff mit und ist der Ueberzeugung, daß auch die eigene Sicherheit gefährdet sei". Dann fügen die »Times« in Bezug auf Rußland hinzu: „Noch nie hat man das Schauspiel einer so seltsamen Gleichgültigkeit des Volkes bei dem Kampf auf Leben und Tod zwischen der Regierung und den Vorkämpfern der Anarchie gesehen".

Das „Journal de Saint-Pétersbourg" das sonst gewöhnlich, auch Colleginnen gegenüber, auf den Fußspitzen der Höflichkeit zu wandeln pflegt, sagte in Bezug auf diesen Artikel,

die »Times« hätten von dem Tage seiner Veröffentlichung an die Rolle eines großen Organs der anständigen Presse aufgegeben.

Man wird mich nicht denunciatorischer Gelüste beschuldigen, wenn ich der russischen Presse den Vorwurf mache, daß sie mit Unrecht den deutschen Zeitungen, was verleumderischen Klatsch betrifft, vor den österreichischen den Vortritt gönnte. Die letzteren entwickelten in dieser Beziehung einen so unermüdlichen Eifer, sie brachten solche wundersame Dichtungen und Ansichten, namentlich von sogenannten Warschauer Correspondenten, daß wir annehmen zu dürfen glauben, ihnen gebühre im Wettkampfe der Kranz des Siegers. So, um nur ein Beispiel anzuführen, erzählte die Wiener „Deutsche Zeitung" in ihrer Nummer vom 22. Mai 1879: Während der letzten beiden Monate hätten sich unter den Kosaken häufig Unordnungen gezeigt, die auf gefährliche Symptome einer inneren Gährung im russischen Reiche schließen ließen. Durch eine neuerdings erfolgte Verordnung der russischen Regierung hätten die Kosaken alle ihnen früher ertheilten Vorrechte und Privilegien eingebüßt. Den donischen und uralischen Kosaken sei verboten, Waffen zu tragen. Alle diese Maßregeln hätten bei ihnen eine so heftige Erbitterung hervorgerufen, daß es zum bewaffneten Aufstande gegen die russischen Vorgesetzten und das russische Militär gekommen sei. Die Regierung habe die Rebellen vernichtet und die Ueberlebenden zu Tausenden nach Sibirien verbannt. Aber auch diese energischen Mittel hätten ihren Zweck verfehlt und die Kosaken einen allgemeinen Aufstand vorbereitet. Die Regierung habe rechtzeitig davon Kenntniß erhalten, Massenverhaftungen unter den donischen und uralischen Kosaken vorgenommen und dieselben in ganzen Stanizen deportirt. Alles das sollte Ende April 1879 stattgefunden haben und die Folge dieser Maßnahmen wären die Feuersbrünste in den russischen Städten gewesen. Ich brauche wol nicht erst zu versichern,

daß in der ganzen Erzählung auch nicht das kleinste Fünkchen Wahrheit enthalten war. Auch hier lag ohne Zweifel irgend eine finanzielle Spekulation zu Grunde, welche freilich etwas plump und ungeschickt agirte.

Die Verbreitung falscher Gerüchte in der Presse ist eine alltägliche Erscheinung. Dieselbe hat jedoch in Bezug auf Rußland und die dortigen Verhältnisse einen so monströsen Maßstab angenommen, daß es sich nicht allein der Mühe lohnt, daß es sogar von politischer Bedeutung ist, den Quellen nachzuforschen, denen alle diese Unwahrheiten entstammen.

Zunächst sind es die revolutionären Agenten selbst, welche falsche Nachrichten und Gerüchte colportiren, theils um im Lande die Panik zu vermehren und so den Boden für ihre Agitation vorzubereiten, theils um die Lage des Landes nach außen hin schlimmer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist, seinen Credit zu schwächen, seine finanziellen Verlegenheiten zu mehren; theils endlich, um die Aufmerksamkeit auf andere Punkte zu lenken als diejenigen, wo sie im Augenblick gerade ihre Thätigkeit aufzunehmen beabsichtigen. In diese Kategorie zählen nicht allein die Nihilisten, die socialrevolutionäre Propaganda; ich glaube annehmen zu dürfen, daß auch die nimmer ruhende polnisch-nationale Agitationspartei dann und wann die Zeitumstände in Rußland für geeignet hält, um im Trüben zu fischen, und daß auch sie in der Verbreitung falscher Nachrichten ein Mittel erblickt, ihre bekannten Zwecke zu fördern. Ich glaube, daß die zahlreichen sogenannten Warschauer Correspondenzen österreichischer Blätter auf diesen Ursprung zurückzuführen sind. Die zweite und ergiebigste Quelle der falschen und übertriebenen Nachrichten über russische Zustände sind die Correspondenten westeuropäischer, namentlich aber deutscher Zeitungen. Die letzteren rekrutiren sich mit ehrenwerthen Ausnahmen aus einer Schicht problematischer Existenzen, welche wahrlich nicht geeignet sind, dem Stande der

Journalisten Ehre zu machen. Bankrotte Kaufleute, Commis ohne Stellen, Elementarlehrer ohne Brod, alle jene fraglichen Persönlichkeiten, welche auf's Geradewol aus Deutschland auswanderten, in Russland ein Eldorado zu finden hofften und sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, alle halten sich immer noch für gut genug, die deutschen Tagesblätter mit ihrem Bedarf an russischen Nachrichten zu versorgen. Das, was sie geben, entspricht ganz und gar der lautern Quelle, aus der es stammt. Sie kennen weder Russland, noch die russischen Verhältnisse. Ohne Bildung, ohne Kenntniß und Urtheil in der Politik, suchen sie ihren Erfolg in Sensationsnachrichten, die der Wahrheit die schnödeste Gewalt anthun. Und bei dem Blödsinn, den ihre Lügen in die Welt schicken, ist nichts zu verwundern, als daß er von Redaktionen gedruckt und von Lesern geglaubt wird. Diese Verwunderung schwindet jedoch allmählich, wenn wir die souveräne Verachtung erwägen, mit welcher die deutsche Presse in ihren hervorragendsten Organen und in Folge dessen auch ein großer Theil des deutschen Publikums Russland und die russische Gesellschaft zu betrachten gewohnt sind. Wenn der „Gólos" einstmals den deutschen Zeitungen ihre Gewohnheit vorhielt, das russische Volk als eine rohe Masse zu betrachten, die jede Beleidigung ohne Murren ertragen könne, die keinen Begriff von der Stellung habe, die sie unter den Völkern Europas einnimmt und keine Ahnung von nationaler Würde und Selbstachtung, so war er vollkommen in seinem Recht. Jene unmotivirte und schrankenlose Verachtung geht so weit, daß Correspondenzen geachteter und ehrenwerther Journalisten, welche die Wahrheit zu berichten wagten, von großen deutschen Blättern, für die sie arbeiteten, *nicht gedruckt wurden*. Ich könnte Beispiele anführen, daß solche ehrenwerthen Männer ihre Verbindung mit jenen Blättern auflösten, weil sie sich nicht dazu hergeben wollten, *nur* das Dunkle, *nur* die Schattenseiten aufzusuchen und zu schildern.

Für eine dritte Art der Entstehung falscher Nachrichten ist die russische Gesellschaft selbst verantwortlich zu machen. Außer den Persönlichkeiten, welche solche Dinge erfinden und verbreiten, um ihr Brod damit zu verdienen, außer denen, welche zum Zwecke finanzieller Spekulationen dasselbe thun oder thun lassen, giebt es in Rußland eine gewisse Klasse nervös aufgeregter Naturen, deren gereizte Einbildungskraft in einfachen und harmlosen Dingen Thatsachen von größter Tragweite, unerhörte Dinge und Ungeheuerlichkeiten erblickt. Sie betrachten die Ereignisse der Gegenwart durch gefärbte und verzerrende Gläser und lügen in gutem Glauben. Dergleichen Uebertreibungen und Aufschneidereien finden aber in der russischen Gesellschaft williges Gehör, welche durch Leichtgläubigkeit und Leichtsinn, Mangel an eigenem Nachdenken und selbständiger Kritik für solche Fabeln und Uebertreibungen einen allzu günstigen Boden darbietet. Sie werden dann von müßigen Schwätzern weiter getragen und womöglich vergrößert, deren eifrigstes Streben bezweckt, durch Mittheilung pikanter Neuigkeiten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und als Träger wichtiger erschütternder Nachrichten in den Salons angestaunt zu werden. —

Das Uebel in Rußland, die Lage des Staates und der Gesellschaft, die Bedrängniß durch die Nihilisten, alles das war niemals so schreckenerregend und unheilvoll, als das westeuropäische Publikum, durch die Presse irregeleitet, annahm. Zog man aber nur das in Erwägung, was nach Abstrich der Dichtung als unumstößliche Wahrheit übrig blieb, so waren die Verhältnisse immer noch schlimm und besorgnißerregend genug, um die ganze Energie und Wachsamkeit der Regierung, die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Gesellschaft herauszufordern.

Hier ist denn nun die Frage an ihrem Orte, wie es kam, daß die revolutionäre Pest so weit um sich greifen, festen Boden fassen, Furcht und Schrecken im ganzen Volke verbreiten

und die äußersten Kraftanstrengungen gegen sich heraufbeschwören konnte.

Die Regierung, die Gesellschaft, wie die Presse in Rußland trugen sämmtlich schwere Schuld an den traurigen Verhältnissen, die ihnen über den Kopf gewachsen waren.

Was das Verhalten der Regierung betrifft, so erinnern die Zeitumstände des ärgsten Nihilistenunwesens in vielfacher Beziehung an die Tage vor dem Ausbruch der letzten polnischen Revolution. Was damals der Entwickelung des polnischen Aufstandes den Boden bereitete, hat nicht minder, wenn auch in geringerem Maße und nicht in allen seinen Faktoren, zu Gunsten der Nihilisten gewirkt. Dahin sind vor allem zu rechnen: der Mangel an Staatsbewußtsein in den Beamten des Staates selbst, ihr leichtsinniges Bestreben, aller Welt zu dienen und angenehm zu sein, das Prunken mit einem Pseudoliberalismus, welcher sich besonders darin bekundete, das Staatsinteresse jedem anderen nachzusetzen, der Mangel an Einheit und Consequenz in der Verwaltung, die Kurzsichtigkeit derselben, welche sie müßig zuschauen ließ, als die Revolution wuchs und sich kräftigte, und die selbst den Anhängern des Aufstandes den Weg zu den einflußreichsten Stellen bahnte. Unter solchen Umständen entwickelte sich damals die Empörung zu furchtbarer Ausdehnung; ähnliche Faktoren haben auch den Nihilismus großgezogen und ihm die Macht des Schreckens in die Hand gegeben.

Ein anderes Moment ist nicht außer Acht zu lassen. Der Nordosten Rußlands, welcher die meisten Staatsverbrecher als Verbannungsstätte aufnimmt, ist gewissermaßen durch die Anordnung der Regierung selbst zum Herd revolutionärer Ideen geworden. Bei der mangelhaften geistigen Entwickelung der dortigen Gesellschaft wird der Verbannte fast zur tonangebenden Persönlichkeit. Als „Märtyrer der Freiheit" wird er gefeiert und übt als Held des Tages keinen geringen Einfluß auf seine

Umgebung aus. So verhält es sich mit den wenigen bedeutenden Capacitäten unter den Verwiesenen und nicht anders mit der großen Mehrzahl halbgebildeter Flachköpfe, welche nichts für sich haben, als ihr unverfrorenes Selbstvertrauen und ihr sogenanntes Martyrthum.

Aber keine geringere Schuld an der Frechheit und verhältnißmäßigen Sicherheit, mit der jene Bande von Mördern ihre Verbrechen verübte, trug die Apathie der russischen Gesellschaft, der „Wankelmuth der Geister", wie es General Gurko treffend bezeichnete, mit seinen von den besten Vaterlandsfreunden zugegebenen Abirrungen nach rechts und nach links. Da wurde jede, das Staats- und Rechtsbewußtsein auflösende, Lehre geschont und geduldet, die Erziehung der Jugend vernachlässigt, die ohne religiösen und sittlichen Halt heranwuchs und häufig den Einflüssen revolutionär gesinnter Irrlehrer rettungslos preisgegeben war. Da pflegte ein mißverstandener Patriotismus jede Art krankhafter nationaler Selbstliebe und Eitelkeit, setzte die Kultur des westlichen Europas herab und predigte Verachtung anderer Völker und Nationalitäten. Die daraus emporwachsenden Zustände der russischen Familie, welche doch einzig und allein die gesunde Grundlage des gesunden Staates bilden sollte, schilderte „Die Stimme eines Russen" in der „Moskauer Zeitung" wie folgt: „Das Kind plappert von frühester Jugend an französische, deutsche und englische Verse, aber das Vaterunser kennt es nicht. Die junge Frau hält es für ihre Schuldigkeit, einen Herzensfreund abseits zu haben; den Mann braucht sie nicht und die Familie ist ihr eine Last. Sobald die Kinder in eine höhere Klasse der Lehranstalt versetzt werden, betrachten sie die Väter als abgelebt und machen sich über dieselben lustig. Ein Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren sucht selbständige Arbeit und versenkt sich bis über die Ohren in die Naturwissenschaften. Alles, was man sonst in Gegenwart einer Jungfrau nicht erwähnen durfte, erklärt sie euch

selbst und analysirt es mit einem Geschick, wie es selten dem Fachmann eigen ist. Den Beruf, der ihr vom Schöpfer gegeben wurde, kennt sie nicht. Sie will gleiche Rechte mit dem Manne, ohne sich Rechenschaft geben zu können, worin diese Rechte bestehen".

Da war denn in der That der Ruf ehrlicher Patrioten in Russland am Orte, die Gesellschaft möge aus ihrem Geistesschlummer erwachen und den Dienst des Mammons aufgeben, dem sie allein noch als ihrem einzigen Gotte fröhnte. Uebrigens datirte jenes Wirrsal von Ideen, welches kein gesundes Zusammenraffen der Kräfte aufkommen ließ, von der Geistesrichtung der sechziger Jahre her, welche die verkehrtesten und haltlosesten Theorien hervorrief. Je mehr es einer Lehre an gesundem Sinn und Verstand fehlte, um so sicherer wurde sie für bedeutsam und originell gehalten, um so mehr Anklang fand sie.

Wir können diese Betrachtungen nicht schlagender zusammenfassen, als es der „Gólos", dem es, so lange er existirte, sicher nicht an Nationalbewußtsein fehlte, gethan. „Wir haben jeden Tadel verdient", sagte das Blatt, „welcher uns Sorglosigkeit, Nachlässigkeit, Mangel an Energie, Vorsicht und bürgerlichen Muth vorwirft."

Dem ist jedoch ein mindestens ebenso gewichtiger Vorwurf hinzuzufügen: er gilt dem mangelhaft ausgebildeten Rechtsbewußtsein in der russischen Gesellschaft. Ich gebrauche hier mit besonderer Absicht den Ausdruck „Gesellschaft" zum Unterschiede von der ganzen Nation. Daß in einem Lande, in welchem die ungeheuere Mehrzahl der Bevölkerung des Schreibens und Lesens unkundig ist, bei der großen Masse ein ausgebildetes Rechtsbewußtsein nicht vorausgesetzt werden kann, gehört zu den selbstverständlichen Dingen. Daß aber dasselbe auch in jenen Schichten vermißt wird, die vermöge ihres relativen Bildungsgrades zum Denken, Urtheilen, Richten und Walten

über das Wohl und Wehe des Einzelnen wie des Ganzen berufen sind und unter denen wir hier vorzugsweise die „Gesellschaft" verstehen, das ist ein unleugbares, unverantwortliches Gebrechen, das sich durch solche traurige Zustände rächt, wie wir sie zur Zeit der nihilistischen Verschwörungen und Attentate in Rußland vor Augen hatten. Und für diesen gänzlichen Mangel an Rechtsbewußtsein sind der Belege Legion.

Eine stattliche Zahl von Rechtsanwalten übernimmt die Vertheidigung jeder Sache, wenn sie nur das Honorar vorausbezahlt erhalten. Das Gericht läßt sich von den glänzenden Phrasen der Schönredner so weit fortreißen, daß es die falschen Zeugen von den rechten nicht mehr zu unterscheiden vermag. Der Schuldige wird freigesprochen, weil die Anklage mit einer anders gefärbten Tinte unterschrieben ist, als vom Gesetze verlangt wird.*) Ueberwiesene Verbrecher, welche ihre Schuld eingestehen, entläßt das Geschworenengericht als nichtschuldig. Wo in so eklatanter Weise die Begriffe von Recht und Unrecht, Schuld und Nichtschuld, Gesetz und Uebertretung fehlen, da ist das Volk der Verführung jeder Irrlehre preisgegeben.

Ich will von den vielen für sich selbst redenden Thatsachen nur auf den einen Fall näher eingehen, welcher im In- und Auslande am meisten Aufsehen erregte und der Anfang der ganzen späteren Bewegung war, den Prozeß Ssassúlitsch. Die Angeklagte, Wéra Ssassúlitsch, hatte dem Stadthauptmann und Oberpolizeimeister, General Trepow, von dem es hieß, er habe einen Staatsgefangenen in der Festung wegen unbotmäßigen Verhaltens körperlich züchtigen lassen, eine Revolverkugel in den Leib gejagt und denselben schwer verwundet. Der unumstößlich erwiesene, eingestandene Mordversuch wurde, wenn auch nicht als gerechtfertigt, doch als entschuldigt angesehen; einer Verbrecherin applaudirt, welche in einer Person Ankläger, Richter

*) Vgl. „Stimme eines Russen" in der „Moskauer Zeitung".

und Henker vereinigen zu dürfen glaubte. Mit der Freisprechung der Ssassúlitsch, wenn auch damals ihre That fälschlich als Privatrache aufgefaßt wurde, war der politische Mord, war der Königsmord gebilligt. Ihre Handlungsweise galt als ein verzeihlicher Wahn. Aber auch der politische Mörder handelt im Wahne, Zwecken zu dienen, die der Welt zum Heile gereichen, und vor seinem Revolver existirt kein Unterschied zwischen dem Beamten und dem Regenten des Staates. Als die That der Ssassúlitsch durch den Wahrspruch der Geschworenen als unsträflich anerkannt wurde, als das im Gerichtssaale versammelte „gebildete" Publikum dem Verdikt lauten Beifall zujubelte, als die Straßen die Menge kaum fassen konnten, welche der überwiesenen Mörderin einen Triumphzug bereitete: da übernahm die russische Gesellschaft die schwerste Mitschuld an den kommenden Ereignissen, da durfte die Bande der Nihilisten mit vollem Recht voraussetzen, daß sie bei den verbrecherischen Handlungen, die sie plante, einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung hinter sich haben würde.

Daß bei der Freisprechung der Mörderin der Gerichtssaal zum Schauplatz persönlicher Intriguen und Antipathien gemacht wurde, welche in dem Verlaufe des ganzen Prozesses eine wesentliche Rolle spielten, erleichtert die Schuld der russischen Gesellschaft nicht um das mindeste.

Mit vollem Rechte charakterisirte damals die deutsche „St. Petersburger Zeitung" jene Vorgänge als das Symptom eines ernsten politischen Leidens, welches nur ein andauerndes, gemeinsames und consequentes Zusammenwirken von Staat, Schule und Familie zu heilen vermöge.

Und von der Schuld, welche auf der russischen Gesellschaft lastete, hatte die Presse, als Leiterin der öffentlichen Meinung, nicht den kleinsten Theil zu tragen. Wenn die wahre Aufklärung versiegt, Irrlehren platzgreifen, politischer Wahnwitz um sich frißt — es ist die Tagesliteratur, welche wir anklagen

müssen, weil sie nicht ihre Schuldigkeit that und dem Unheil wehrte; weil sie vielleicht gar das Uebel pflegte und begünstigte.

Nicht mein eigenes Urtheil soll den beklagenswerthen Zustand der russischen Presse, welcher dem politischen Krebsleiden so förderlich war, charakterisiren. Russische Vaterlandsfreunde mögen für mich eintreten und das Wort ergreifen. Tschitschérin, ein hervorragender russischer Gelehrter, sagt in der Einleitung zu seinem Buche „Wissenschaft und Religion" (Moskau 1879): „Noch niemals hat die russische Literatur ein so niedriges Niveau gehabt; noch nie haben leichtsinnige Oberflächlichkeit und Ignoranz sich so ungenirt öffentlich zur Schau gestellt. Die extremsten Folgerungen der einseitigsten Denker des Westens, gewöhnlich weder verstanden noch verdaut, werden kühn für das letzte Wort der europäischen Aufklärung ausgegeben. Liberalismus und Socialismus, Realismus und Utopien, die widersprechendsten und einander ausschließendsten Richtungen werden zu einem undenkbaren Chaos zusammengebraut, in dem alles, nur nicht Wissen und Gedanken zu finden sind." Die erwähnte „Stimme eines Russen" in der „Moskauer Zeitung" läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Wovon sind unsere Zeitungen und Journale voll? Entweder von Schmähungen, die bis zum pöbelhaften Schimpfen gehen; von einer Kritik, die keinerlei ehrlichen Hinweis auf Fehler und Versehen enthält, welche stets und überall vorkommen mögen, von Angriffen auf das Familienleben und den häuslichen Herd oder von Verhöhnungen der kirchlichen Gebräuche. Statt der Satire, welche das Volk bilden und das Laster ausrotten sollte, hat man bei uns nur Bilderchen und Schmähschriften, die bald gegen den einen, bald gegen den andern gerichtet sind."

Ein einziges Beispiel will ich hier anführen. Es mag eine Idee davon geben, wie sich bedeutende Organe der russischen Presse in Fällen von eminenter Wichtigkeit zu äußern pflegten. Nach der Freisprechung der Wéra Sfassúlitsch schrieb derselbe

„Gólos", von dem ich oben so vernünftige Worte mitgetheilt habe: „Wo ist hier die Mörderin? Sie ist nicht zu erblicken. Wäre nicht geschehen, was geschehen war, was fieberhaft, krampfhaft ihre Finger zusammenpreßte — der Schuß wäre nicht gefallen. Die Kugel flog ziellos, der Zufall gab ihr die Richtung. . . . Wer gab gerade Wéra Sfassúlitsch das Recht, warum übernahm gerade sie und nicht irgend ein anderer die Rolle des Züchtigers? Die Vertheidigung hat dieses Recht aufgehellt. . . . Wir haben ihr die Hand gehoben, hatten wir ein Recht, sie dafür zu strafen? . . . Gern mag man annehmen, daß die Affaire Sfassúlitsch in unserm innern Leben Spuren hinterlassen wird, daß sie die Krisis, der entscheidende Punkt sei, welche in schweren Krankheiten gewöhnlich sind und mit denen die Genesung beginnt."

Daß man später erkannte, wie grenzenlos falsch man jene Angelegenheit beurtheilt hatte, konnte den einmal ausgestreuten, giftigen Samen nicht ausrotten.

Nachdem ich das Uebel diagnosticirt, seinen wahren Umfang festgestellt, die Faktoren seiner Entstehung und seines Wachsthums erörtert habe, wende ich mich endlich zur Betrachtung der Mittel, die zu seiner Unterdrückung gefordert wurden.

Hatte Rußland allzu lange in dem lethargischen Schlafe der Unentschlossenheit und Apathie gelegen, die Revolverschüsse, welche von der Mörderbande auf die höchsten Staatsbeamten, auf das milde und liebevolle Herz des Kaisers abgefeuert wurden, mußten es endlich wecken. Es mußten Maßregeln ergriffen werden, schleunigst ergriffen werden, um dem Unwesen ein Ziel zu setzen, das Staat und Volk in Schrecken und Elend brachte; es mußten Mittel gefunden werden, um dem Lande Ruhe und Frieden zu geben und das in Blüthe schießende giftige Unkraut von Grund aus zu vernichten.

Da wurde es den zur Besinnung Erwachten klar, daß dem kranken Staatskörper zweierlei Arznei gereicht werden müsse:

die eine energisch und schnell wirkend, die dem Fortschreiten des Uebels Einhalt thun und es für die Gegenwart unschädlich machen konnte; die andere, die seine Wurzeln zerstörte und seine Wiederkehr für die Zukunft unmöglich erscheinen ließ.

Die Mittel und Wege der ersten Kategorie hatten die Revolutionäre selbst angezeigt; es war ihr eigener Wahlspruch, der auf sie zurückgewendet werden mußte: „Tod gegen Tod, Schrecken gegen Schrecken!" Die Bande der Mörder mußte aufgehoben und vernichtet werden, und das so schnell, als es sich von Grund aus thun ließ. Dazu war vor allem eine ganz entschiedene und consequente Handlungsweise nothwendig; es war erforderlich, die Gewalt in wenigen starken Händen zu concentriren, mit völliger Unterordnung aller Regierungssphären unter den einmal ins Auge gefaßten Plan. Den auserwählten Männern der That, welche die Bürde der ganzen Verantwortlichkeit übernahmen, gebührte volles Vertrauen und unbegrenzte Freiheit der Aktion. Diktatoren, Kriegszustand, Kriegsgerichte, Schreckensregiment gegen die Bande des Schreckens; Entdeckung, Urtheil und Strafe in unmittelbarer Folge, wie Donner und Blitz, das war das allein richtige Recept, das Hülfe zu bringen vermochte. Man erinnerte sich nicht mit Unrecht an Murawjéw in Wilna. In seiner unbeschränkten Vollmacht, in der Freiheit des Handelns beruhte das Geheimniß des schnellen Erfolgs, den er bei Unterdrückung des polnischen Aufstandes erzielte. Murawjéw war von keineswegs bedeutender Capacität, aber ein Feind des Scheins und der Phrase, ein ernster, energischer Mann, der sich nichts daraus machte, was man von ihm in den Tagesblättern des Auslandes erzählte. Er that seine Schuldigkeit, wie er sie erkannt hatte, und bekümmerte sich nicht um das Geschrei der Welt. Durch seine Erfolge erbittert, verschrieen ihn die Gegner als Henker, Scheusal, Peiniger und Menschenfresser; aber gerade er war es, der dem Blutvergießen ein Ende machte und eine Menge von Menschen vor dem Ver-

derben bewahrte. Er traf die Schuldigen mit unerbittlicher Strenge, brach die Macht der Aufwiegler und befreite von ihnen eine große Schar von Unglücklichen, welche die Furcht in die Reihen der Empörer getrieben hatte. Auch jetzt brauchte man Männer von dieser ruhigen Entschlossenheit; Kaiser Alexander wußte sie zu finden und gab ihnen die erforderliche Macht in die Hände. Ihre Namen bürgten vor dem Mißbrauch einer kolossalen Gewalt, welche alsbald die Gemüther beruhigte. Diese Gewalt belästigte den fleißigen, ehrlichen Bürger in keiner Weise, wenn sie dem Besitzenden auch Verpflichtungen auferlegte, die zur Erreichung des allgemein erstrebten Zieles unerläßlich waren. Mit ihr Hand in Hand hatte die ungeheuere Mehrzahl der ruhigen Bürger Front zu machen gegen jene verderbenschwangere Minorität, welche mit den Waffen in der Hand Rußland in Angst und Schrecken versetzte.

Aber bei alledem war ein Punkt nicht außer Acht zu lassen, auf welchen das „Journal de Saint-Pétersbourg" im April 1879 bereits hinwies. Sobald eine ansteckende Krankheit ausbricht oder auszubrechen droht, werden überall sofort die strengsten Maßregeln ergriffen, um dem Weiterschreiten des Uebels vorzubeugen. Wenn aber eine Rotte von Meuchelmördern die Ruhe und das Gedeihen ganzer Nationen gefährdet, dürfen ihre Mitglieder ungehindert aus einem Staat in den andern ziehen, und genießen nicht allein das Recht der „freien Praktika", sondern werden noch hier und dort mit Begeisterung begrüßt und gefeiert. Sollte dem politischen Mord gegenüber die Solidarität der Regierungen nicht blos erwünscht, sollte sie nicht geboten sein?

Die russische Regierung bedurfte bei der Ausführung ihres Pacifikationswerkes in ausgedehntester Weise der Mitwirkung von Seiten der russischen Gesellschaft. Nur unter Beihülfe der gesunden Elemente der Gesellschaft konnte es gelingen, alles Unkraut auszurotten, welches störend auf das Gedeihen des

Landes einwirkte und die Entwickelung des mächtigen Staatsorganismus hemmte.

Dem Gedanken, so schreckenerregend er schien, daß vielleicht Tausende bereits von den schmutzig-wahnwitzigen Ideen des Nihilismus inficirt waren, durfte sich niemand entziehen. Die Gesellschaft war in grauenhaft erschütternder Weise gewarnt, die revolutionären Ideen und Phantasien ließen sich nicht mehr hinwegspotten; aber die gesunden Elemente des Staates durften sich auch nicht durch die Realisirung derselben in Mord und Brand einschüchtern lassen. Und das galt nicht allein für Rußland, das galt und gilt heute für alle Staaten Europas, die niemals solidarischere Interessen gehabt haben.

Die Maßregeln äußerster Strenge, zu welchen die Regierung greifen mußte, begannen bald ihre Früchte zu tragen. Die Attentate hörten auf, die Mordgesellen flohen in ihre Schlupfwinkel oder entwichen über die Grenze. Ruhe und Sicherheit kehrten zurück. Aber waren dieselben auch wieder befestigt und allgemein geworden, so war damit das Werk der Heilung noch lange nicht zu Ende, wie die neuere Zeit deutlich genug gezeigt hat. Alles was gesund, ehrenfest und wohldenkend ist, hat vereint daran zu arbeiten, daß für die Zukunft jeder Keim nihilistischer Ideen schon in der Geburt erstickt werde. Die eigentliche und gründliche Beseitigung des Uebels mußte anfangen, da die zeitweiligen außerordentlichen Maßnahmen der Regierung als nicht mehr nothwendig aufgehoben wurden. Damit begann die bei weitem schwierigere, wichtigere und länger andauernde Arbeit der Gesellschaft, welche allein der Wiederkehr solcher Zustände, wie wir sie in Rußland erlebt haben, vorzubeugen vermag.

Ich schließe mit der Erörterung einer Frage, die mit vollem Recht aufgeworfen werden dürfte und zweifelsohne häufig genug aufgeworfen sein mag. Sie lautet: sind die nihilistischen Bewegungen, welche Rußland, wie es scheint, für jetzt überwunden

hat, eine wirkliche Gefahr für den russischen Staat? Zur Beantwortung dieser Frage ist selbstverständlich nur derjenige competent, welcher Russland und das russische Volk aus eigener langjähriger Anschauung und Erfahrung kennt, und gestützt auf diese Qualität, spreche ich es unbedenklich und mit vollkommenster Sicherheit aus: nein, jene Bewegungen bilden keine ernste Gefahr für Russland. Eine Autorität ersten Ranges mag diese Ansicht unterstützen. Das Buch von Mackenzie Wallace über Russland ist bekannt.*) Es giebt, außer Anatole Leroy-Beaulieu's »L'Empire des Tsars et les Russes«**), kein Werk eines Nichtrussen über jenen großen Staat, das sich ihm an die Seite stellen ließe, keins, das ein so vortreffliches Gesammtbild des modernen Zarenreiches darbietet. Der Verfasser, welcher viele Jahre in Russland lebte und reiste, Land, Volk, Sprache und Sitten genau erforscht hat und gründlich kennt, schildert die russischen Zustände und Verhältnisse durchaus treu und ohne jedes Vorurtheil. In Kapitel 27, durch welches er die deutsche Ausgabe besonders vermehrte, behandelt er die geheimen Gesellschaften und giebt eine Uebersicht der revolutionären Bewegungen in Russland vom Jahre 1815—75. Die neueren Ereignisse haben also dort noch keinen Platz gefunden, aber in Bezug auf die früheren revolutionären Verbindungen stellt Mackenzie Wallace dieselbe Frage auf, welche ich aus der letzten politischen Eruption ableite, und sagt dann: „Jeder, der Russland kennt, wird, wie ich glaube, nicht zögern, diese Frage im verneinden Sinne zu beantworten".

---

*) „Russland. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene, durch ein Kapitel über geheime Gesellschaften in Russland vermehrte deutsche Ausgabe. Nach der sechsten Auflage des Originals übersetzt von E. R." (2 Bde., Leipzig, E. F. Steinacker. 1879.)

**) Eine vorzügliche deutsche Uebersetzung von L. Pezold erschien von 1884 an in Berlin im Verlage von A. Deubner.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der britische Autor diese Verneinung auch auf die letzte nihilistische Verschwörung ausdehnen würde. Ihm ist ebenso genau wie dem Verfasser dieser Skizzen bekannt, daß solche destruktive Tendenzen im russischen Reiche wol eine verhältnißmäßig geringe Zahl irregeleiteter, unreifer Köpfe gewinnen können, daß ihnen jedoch in der großen Masse des Volkes der Boden fehlt.

16. Zar Alexander II. Nikolájewitsch.

(1880.)

Ich hatte Rußland verlassen. Die aufreibende, zersetzende Thätigkeit des Publicisten, die beinahe ein Vierteljahrhundert gedauert, hatte meine Kräfte erschöpft, meine Gesundheit zerstört. Ich dachte, die wenigen Jahre, die mir noch vergönnt sein konnten, in der Heimat zu verleben und ruhiger Erinnerung zu widmen. Das anmuthige Heidelberg wurde zum Wohnort gewählt und dort ein Heim gegründet. Aber meine Voraussetzungen trafen nicht ein. Die Ruhe, das herrliche Klima, die köstliche Umgebung stellten meine Gesundheit wieder her. Mit der erneuten Kraft erwachte der Trieb zu neuer Thätigkeit und das Jahr 1880 sah mich in der Reihe der Lehrer der altberühmten Ruprecht-Karls-Universität.

Damals stand der Rubel noch in höherem Werthe und die deutschen Zeitungen schimpften weniger auf Rußland als heute. Deshalb beherbergte auch das anmuthige Neckarathen eine ansehnliche russische Colonie, die heute bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen ist. Der 19. Februar (2. März) 1880 nahte und mit ihm das 25jährige Regierungsjubiläum des Kaisers Alexander II. Man beschloß, diesen Gedenktag auch in Heidelberg festlich zu begehen und der große Saal des

„Prinzen Karl", in welchem Zar Alexander II. als Thronfolger auf seiner Brautfahrt gewohnt hatte, empfing, mit Blumen und Laubgewinden reich geziert, mit der Büste des kaiserlichen Jubilars geschmückt, die hochgemuthen Gäste, Männer und Frauen aus allen Gegenden des russischen Reichs. Ich war, so viel ich mich entsinne, der einzige unter ihnen, der nicht in Russland geboren war, aber die Blüthezeit seines Lebens dort zugebracht hatte. Mich gerade hatte man auserlesen, die Festrede zu halten, sie möge als eine unparteiische Würdigung des Charakters und der Herrscherthätigkeit Alexanders II. dieses Buch der Erinnerungen beschließen. Der rhetorische Schmuck, der durch die Gelegenheit geboten war, wird den kälteren Leser nicht stören. Es sind Blumen, auf den Sarg des großherzigsten Monarchen, auf das Grab des edelsten Herrschers gestreut. —

Festrede.

In dem Namen des Kaisers Alexander Nikolájewitsch, der uns zu dieser Feier vereinigt hat, liegt ein volles Vierteljahrhundert der erleuchtetsten und menschenfreundlichsten Regierungsthätigkeit ausgebreitet vor unseren Augen — Grund genug zur edelsten Befriedigung, zur reinsten Freude — — und doch hat wol niemand von uns die Schwelle dieses Saales überschritten, der ungemischten Frohsinn im Herzen trug, dem nicht in die Schale der Lust die Wermuthstropfen bitteren Leids gefallen wären.

Denn noch dröhnt in unseren Ohren der Donner des Dynamits, der dem geliebten Herrscherhaupte den Untergang drohte, noch widerhallen in unseren Herzen die Schmerzenslaute der wackeren Krieger vom finländischen Regiment, welche, mit dem Tod in der Brust auf ihrem Posten vor der Wohnstätte des Kaisers ausharrten, bis der Herr der Heerschaaren sie zur ewigen Ablösung ins Grab befehligte. — Der Blick auf die Gefahren,

welche den geliebten Herrscher bis in das Heiligthum seines Hauses bedrohen, der Blick auf das im Finstern schleichende Verbrechen, welches Russlands Ruhe und Frieden zu untergraben trachtet, — sie hemmen die ungetrübte, heitere Entfaltung unserer festlichen Stimmung und wir müssen mit Shakespeare's Worten bekennen, daß wir

Mit unterdrückter Freude, so zu sagen
Mit einem heitern, einem nassen Aug',
In gleichen Schalen wägend Leid und Lust

uns zu diesem feierlichen Augenblick gerüstet haben.

Und soll nicht Kummer, Schrecken, Entsetzen unser Gemüth ergreifen, wenn wir sehen, wie fast auf dem Wege zum festlich geschmückten Tempel der Jubelfeier abermals die russische Erde russisches Herzblut trank, vergossen durch wahnsinnerfüllte, verbrecherische Söhne Russlands, welche die Mordwaffe nach dem Haupte Alexanders zückten,

Nach ihm, des Friedens Hort, des Volks Befreier,
Der Bösen Schrecken, der Bedrängten Zuflucht,
Nach ihm, der ew'gen Glanz verlieh der Krone,
Nach ihm, dem Milden auf dem starken Throne?

Soll jenes Entsetzen sich nicht fast zur Verzweiflung steigern, wenn jene russischen Kaisermörder ihr fürchterliches Handwerk mit einer so frechen Raffinirtheit betreiben, daß die politischen Mörder des Westens wie blöde Knaben neben ihnen erscheinen; wenn wir sehen, daß jeder Vortheil, den menschliche Verderbtheit aus den glänzenden Fortschritten der Wissenschaften zu ziehen vermag, von ihnen benutzt wird, um das Werk der Hölle zu vollführen?

Aber ein gewaltiger, siegreicher Lichtstrahl bricht durch diese Nacht der Bosheit und des Verderbens! — Einen Faktor, und wahrlich den mächtigsten und größten, hat jene finstere Bande bei ihren schlau ersonnenen und mit unerhörter Frechheit ausgeführten Plänen in Rechnung zu bringen vergessen,

einen Faktor, der all' ihren Scharfsinn, all' ihren verbrecherischen Muth zu Schanden macht — das ist das Walten der ewigen Vorsehung, welche auch über den Fall eines Sperlings wacht und welche das Leben des besten und mildesten Regenten der Welt mit starker Hand sichtbar beschützt.

Der Hand Gottes, welcher da sieht, wo wir blind sind, welcher rettet, wo menschliche Kraft versagt, welcher jenes unterirdische Treiben zu Kinderspiel macht und nun bereits zum fünften mal das Leben seines Gesalbten vor schnöder Mörderfaust bewahrte — der Hand Gottes lassen Sie uns vertrauen und aus diesem Vertrauen den Muth und die Stärke schöpfen, die heutige Feier mit frohem ungetrübten Blicke in die Zukunft zu begehen.

Dieser Muth, diese Stärke, deren wir wahrlich in hohem Grade bedürfen, werden sie nicht gefestigt und gesteigert, wenn wir unsere Augen nach dem fernen heimatlichen Norden richten, nach dem frommen, guten, warm und treu fühlenden russischen Volke?

Welch' Freudejauchzen hör' ich dort erschallen,
Ein Jubelhymnus steigt zum Himmel auf;
Die Glocken klingen hell von Stadt zu Stadt,
Von Dorf zu Dorf, und auf den Knieen liegt
Vor dem Allmächtigen ein ganzes Volk
Und dankt für seines Vaters Leben ihm,
Das neu geschenkte, seines Vaters Leben,
Das Glück und Friede stralt in alle Weiten,
Das Gott bewahrt in angsterfüllten Zeiten.

Diese von heißem Dank getragene, gottergebene, vertrauensvolle und frohe Feststimmung, sie wird auch in unsere Herzen einziehen und ruhig darin wohnen, wenn wir zurückblicken und unsern Geist damit erfüllen, was Alexander in den heute zurückgelegten fünfundzwanzig Jahren für Russland war, was Russland und das russische Volk durch ihn geworden. —

Der 19. Februar 1855 war für das nordische Kaiserreich ein Schicksalstag:

Der fürstlichste der Fürsten war geschieden,
Zar Nikolái schlief in ew'gem Frieden
Und Russlands Sonne — sie ging auf!

Im eigentlichsten Sinne wurde Alexander II. das Licht und Wärme spendende Tagesgestirn seines Landes, unter ihm begann sein Volk zu leben und zu athmen. Er gab der Nation aus vollen Händen die köstlichsten Güter, die ein Monarch zu spenden vermag: Licht, Recht, Freiheit!

Er gab Licht! Kein Beherrscher Russlands vor Alexander hat so wie er begriffen und empfunden, daß für eine Nation Bildung gleichbedeutend ist mit Wohlstand, Wissen mit Reichthum. Kein Monarch vor ihm hat der Aufklärung, dem Unterricht des Volkes eine solche Aufmerksamkeit, eine so große Sorgfalt und Pflege zugewandt wie er. Die Zahl der unter ihm neu in's Leben gerufenen Lehranstalten ist Legion. Vor seinem Regierungsantritt war außerhalb der Ostseeprovinzen von Volksschulen und Lehrerseminaren kaum die Rede. Hier und dort unterrichtete ein ausgedienter Militärschreiber auf dem Lande einige Auserwählte im Lesen und Schreiben. Das wurde jetzt anders. Der Kaiser sprach — und die Gouvernements wetteiferten in der Errichtung von Volksschulen, Lehrerbildungsanstalten folgten; Gewerbeschulen, Realschulen erblickten das Licht des Tages. Höhere Töchterschulen wurden gegründet und bewährten sich. Der Unterricht an den Gymnasien erhielt einen neuen Aufschwung, gestützt durch die Schöpfung des historisch-philologischen Instituts zu St. Petersburg und des Seminars in Leipzig. Die vorhandenen Anstalten wurden erweitert, ihre Mittel vermehrt, ihre Anforderungen gesteigert. Wurde dann und wann fehlgegriffen, so lag die Schuld in der Ungeschicklichkeit der Ausführenden, nicht in den vortrefflichen Absichten des Kaisers und mit vollem Rechte wird einst die Nachwelt von ihm sagen können: er war der Lehrer des russischen Volkes! —

Mit derselben monarchischen Weisheit, derselben Energie des Willens und des Glaubens schuf Zar Alexander im russischen Reiche ein neues Recht. Er gründete ein neues Staatsrecht, indem er die Rechte und Pflichten der Landesangehörigen in neuer Weise ordnete, den Staatsbürger aus der Unmündigkeit emporhob und, soweit es die Verhältnisse zuließen, die Angelegenheiten der Körperschaften, der kleineren und größeren Gemeindeverbände ihrer eigenen Selbstverwaltung übergab; indem er die Vertheidigung des Vaterlandes aus einer Strafe und Züchtigung in ein Ehrenrecht und eine allgemeine Ehrenpflicht verwandelte, von der es hinfort nur Ausnahmen der Naturnothwendigkeit und Barmherzigkeit giebt. So rief er die Städteordnung, die Provinzialinstitutionen, die allgemeine Wehrpflicht in's Leben, welche die Kluft zwischen den Ständen der Nation überbrückten und nicht ermangeln werden, den Russen unserer Tage politisch und social zu jener Kulturstufe heranreifen zu lassen, welche ihn zum Empfange neuer, vollkommnerer Staatseinrichtungen befähigen wird.

Aber von vielfach höherer Tragweite und Bedeutung, als diese Umwandlungen des Staatsrechts, ist die von Kaiser Alexander geschaffene neue Gerichtsverfassung. Durch sie erst wurden zwischen Kläger und Beklagten Sonne und Wind gleich getheilt und die russische Themis verhüllte ihre Augen mit der Binde der Gerechtigkeit. Das alte Aktenverfahren, welches Civil- und Criminal-Prozesse in seinen Repositorien von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, ohne Urtheil und Bescheid verstauben und vermodern ließ, versank für immer in die Nacht der Vergessenheit mit seinen mangelhaft gebildeten Richtern und der sprichwörtlich gewordenen Bestechlichkeit. — Ein neuer, gründlich unterrichteter, ehrenwerther und völlig unabhängiger Richterstand wurde herangezogen, das Institut der Friedensrichter geschaffen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens eingeführt und im Criminalprozeß die Ent-

scheidung in die Hände des Volkes selbst, in die Hände der Geschworenen gelegt. Wenn irgend eine Neuschöpfung in Rußland, so steht die Gerichtsordnung Alexanders des Zweiten ganz und voll auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts und weicht in keiner Beziehung vor den besten Einrichtungen der vorgeschrittensten Staaten Europas zurück.

Aber nicht nur Licht und Recht schöpfte Zar Alexander dem russischen Volke aus dem reichen Born seines monarchischen Edelsinns; er gab ihm auch Freiheit, ein kostbares Geschenk, das nur allzu leicht für Spender und Empfänger verderbenbringend wird.

Die älteren unter den Anwesenden haben ja die Zeiten der Leibeigenschaft erlebt und gesehen, die Zeiten jenes unwürdigsten aller menschlichen Verhältnisse, in welchem die Person zur Sache, in welchem der Mensch seines ureigensten, rechtmäßigsten Besitzes, seines köstlichsten Gutes, der freien Verfügung über sich selbst beraubt wird. Alexander löste die Ketten seines Volkes und sechzig Millionen befreite Sklaven lagen jubelnd und dankend zu seinen Füßen! Wäre er für Rußland und sein Volk in dem Vierteljahrhundert seiner Regierung sonst nichts gewesen, diese eine That sichert ihm den Sternenkranz des Ruhmes für ewige Zeiten.

So streute er mit immer voller Hand
Des Segens Blüthenregen auf sein Land
Und brach des Leibes Ketten nicht allein;
Den Geist von eh'rnen Banden zu befreien,
Sprach er das Zauberwort — es fiel die Schranke
Und frei zum Himmel hob sich der Gedanke!

Das ist keine schönrednerische Phrase, keine Uebertreibung. Vergleichen Sie die Produkte der russischen Presse, vergleichen Sie die Erzeugnisse der russischen Literatur der vierziger mit denen der sechziger und siebziger Jahre und Sie werden mir mit Freuden zustimmen. Hat das heutige Rußland noch keine allgemeine, volle und fesselose Preßfreiheit — so sagen wir: Gott und dem Kaiser sei Dank, daß es so ist. Die jeder

Beschränkung enthobene Freiheit der Presse können selbst viel ältere und reifere Kulturvölker nicht ertragen und die Vernünftigen in ihrer Mitte haben sich schon längst eine weise und mäßige Zügelung des freien Wortes herbeigewünscht, das in dem Munde der Rohheit und Gemeinheit so leicht zum frechen, zum Sitte und Gesetz verletzenden Worte wird.

Aber nicht nur dem eigenen Volke trachtete Alexander Freiheit und Glück zu bereiten. Tief in's Innerste drang ihm der herzzerreißende Weheruf der von den Türken mißhandelten Glaubens- und Stammesbrüder. Er rief sein Heer unter die Waffen, zog in den blutigen Streit und befreite die Geknechteten und Gequälten.

Man mag von jenem Kriege sagen, was man will. Man mag mit vollem Rechte behaupten, daß Rußland, welches in seiner inneren Entwickelung noch so große Aufgaben zu lösen hat, nicht in der Lage war, sich den Luxus reicher, mächtiger und gereifter Nationen, den Krieg für eine Idee, zu gestatten; daß es durch jenen Krieg zwar die Balkanchristen befreit, aber sich selbst in einen Abgrund ökonomischer Verwickelungen und finanzieller Verlegenheiten gestürzt hat. — War jener Krieg ein Irrthum, so war er ein schöner, ein edler Irrthum, eine glänzende und ruhmvolle Aeußerung des großmüthigen, mitleidigen Herzens des russischen Zaren.

Und Kaiser Alexander sandte nicht, wie manche andere Monarchen, sein Heer in die Feldschlacht, in Drangsal und Gefahr und blieb ruhig daheim im prachtgeschmückten Palast. Er machte an sich selbst die Probe, was es heißt, in den Krieg ziehen, und wandte sich nicht ab von Noth und Elend, von Mühsal und Schmerzen — stets war er im Heere wie ein Vater mitten unter seinen Kindern, jeden Augenblick bereit zu Trost, Ermuthigung und Beistand.

Aber dafür vergöttert ihn auch der brave russische Soldat, dessen Trefflichkeit jener Krieg wieder glänzend bewährt hat; und sollte es wirklich einer fremden Nation beikommen, ihre Orlog-

schiffe in das baltische Meer oder den Pontus zu senden, so wird Russland in gerechtem Selbstbewußtsein ihnen entgegenrufen:

Kehrt wieder heim, ihr neuen Argonauten,
Euch winkt kein goldnes Vließ!

Es war nur ein flüchtiger Blick, den wir auf die thatenreichen segensvollen Regierungsjahre des edlen Kaisers werfen konnten, die wie leuchtende Meteore in raschem Fluge an uns vorüberzogen, — aber so flüchtig dieser Blick war, er reichte hin, uns zu zeigen, daß Alexander II. der Vater im besten Sinne, der Wohlthäter, der Regenerator Russlands war, wie kaum einer seiner Vorfahren. Fand sein großer Wille in manchen Dingen ein kleines Geschlecht, blieb die Ausführung oft weit hinter seinen Ideen zurück, trafen seine Reformen nicht selten auf mangelndes Verständniß — das mindert nichts an der Erhabenheit seiner Absichten und wir haben uns überzeugen können, daß er reich an Liebe, edel an Wollen und groß im Herzen, sein Volk mit den reichsten Gaben überschüttete, daß wir von ihm weit eher noch, als von jenem Römer, sagen können, er sei die Liebe und das Entzücken des menschlichen Geschlechts. So dürfen wir ihm mit vollem Rechte entgegenjubeln:

Und zu den Kronen, die da scheinen
Hell wie die Sonne, reich an Glanz und Pracht,
Hat, ohne Schmuck von Gold und Steinen,
Dein Volk die schönste dir gebracht;
In Tagen schwer und trübe
Schmückt sie das Haupt dir unentwegt;
Sie ist des Volkes Liebe,
Das dich im Herzen trägt.

Unsere Gefühle aber am heutigen Tage, welche sich von denen in den Herzen der vielen Millionen des großen russischen Volkes nicht unterscheiden, wir kleiden sie in die einzigen Worte:

Des Herren Hand sei mit dir für und für
Du deines Volkes, deines Reichs Erneuer, —
So fleh'n voll Inbrunst zu dem Ew'gen wir
Für Alexander, den Befreier!

Namenregister.

Adlerberg, Graf Wladímir Féodorowitsch 27.
Aksákow, Iwán 54. 68.
Alexander III. Alexándrowitsch, Kaiser von Russland 48. 249. 254. 281.
Alexander II. Nikolájewitsch, Kaiser von Russland V. VII. 6. 16. 34. 36. 93. 102. 110. 120 ff. 130 ff. 136. 140. 144. 148. 150. 151. 153. 157. 172. 211. 216. 218. 236. 237. 243. 244. 245. 252. 253. 266. 269. 279. 280. 281. 297. 301—310.
Aronsohn, Moses, Nihilist 272. 273.
Arzimówitsch, Senator, Wirkl. Geheimerath 111.

Barjátinski, Fürst Alexander Iwánowitsch 101.
Benkendorf, Graf Alexander von 19.
Berg, Feldmarschall Graf 47. 97 ff. 131. 165 ff.
Beta, Heinrich, Schriftsteller 59.
Bismarck, Fürst Otto von 54. 78. 169—181. 252. 253.
Bjelínski, Wissarión Grigórjewitsch, Kritiker 264. 265.
Blúdow, Graf Dmítri Nikolájewitsch 16.
Bogdánowitsch, Júri, Collegienregistrator a. D., Nihilist 275.
Bogdánowitsch, Nikolái, Lieutenant a. D. 274.
Bósak (siehe Hauke, Joseph Graf von) 99.
Bótkin, Professor der Medizin 280.
Bühler, Baron von 21.
Bulgárin, Thaddéi Wenedíktowitsch, Schriftsteller 19.

Capellemans, Victor, Schriftsteller. 81. 85. 219—227.
Clemenz, Dmítri, Nihilist 275.
Croix, de la, Censor 11.
Czartoriski, Fürst Adam Georg 91. 101.

Dietrich, Aeltermann der Schneiderzunft 240. 241.
Dolgorúkow, Fürst Wassíli, Chef der III. Abtheilung der Kaiserl. Kanzlei 142. 143.
Dostojéwski, Féodor Michaílowitsch 150.
Dostojéwski, Michaíl Michaílowitsch 150.
Dragománow, Revolutionsführer 278.
Dubrówin, Wladímir Dmítrijew, Nihilist 273. 276. 277.
Dupuis, französischer Schauspieler 223.

Epstein, Anna, Nihilistin 275.
Eriwánski, Graf (siehe Paskéwitsch).

Favre, Jules 224.
Fédorow, Borís, Theatercensor 19.
Fircks, Freiherr von (siehe Schedo-Ferotti) 62.

Frentz, Maler 249.
Freygang, Censor 16.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 54. 236. 238. 240. 241.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 180.

Gagárin, Fürst Páwel 111. 131.
Galáchow, General, Oberpolizeimeister 234.
Glufhizki, Studiengenosse Nekrássows 262.
Golowín, Generalgouverneur der Ostseeprovinzen 50.
Golownín, Alexander Wassíljewitsch 43 ff. 62. 108 ff. 142—145.
Gortschaków, Fürst Alexander Michailowitsch 21. 77. 82 ff. 85. 88. 178. 179. 180.
Gortschaków, Fürst Michaíl Dmítrijewitsch 92.
Grabowski, Graf 95.
Gurewitz, Nihilist 272. 273.
Gúrko, Generaladjutant 281. 290.
Gutzkow, Karl 227.

Hamburger, von, Gesandter, Wirkl. Geheimerath u. Staatssekretär 21.
Hauff, Gustav, Vice-Konsul des Deutschen Reichs 240.
Hauke, Joseph Graf von 100 ff.
Hauke, Julie, Gräfin von 100 ff.
Hauke, Moritz, Graf von 100.
Helene Páwlowna, Großfürstin von Russland 106. 108. 273. 274.
Herzen, Alexander 143. 153.
Hild, Edmund, Revolutionär 278.
Hild, Kasimir, Revolutionär 278.

Ignátjew, Graf Nikolái Páwlowitsch 40. 161.
Ignátjew, Páwel, Generalgouverneur von St. Petersburg 40.
Ignatówitsch, Censor 150.
Iskánder (s. Herzen, Alexander) 143.
Italíjski, Fürst Alexander Arkádjewitsch, Graf Sfuwórow-Rymníkski 43. 47. 152. 237.

Jermólow, General 51.

Kämtz, von, Mitglied der Akademie der Wissenschaften 175.
Karakósow, Dmítri, Revolutionär 47. 237.
Karell, Dr. med. Geheimerath 23.
Katharina Michailowna, Großfürstin von Russland, Herzogin von Mecklenburg 273.
Katharina II., Kaiserin von Russland V.
Katków, Michaíl Nikíforowitsch 47 ff. 51 ff. 66. 68 ff. 87. 143. 154. 156. 181. 199. 209. 241.
Kawélin, Konstantin Dmítrijewitsch 33. 46.
Keudell, Robert von, Diplomat 176.
Keyserlingk-Rautenburg, Graf Heinrich von 175. 176.
Komissárow-Kostromskoi, Ossip Iwánowitsch 237.
Konstantin Nikolájewitsch, Großfürst von Russland 42. 47. 93. 98. 106. 108 ff. 281.
Kóptjew, Wassíli Iwánowitsch 71.
Korsch, Valentin, Publicist 52. 215.
Kowaléwski, Unterrichtsminister 34. 46.
Krajéwski, Redakteur versch. Journale 210.

Lambert, Graf, Statthalter von Polen 92. 93.
Langiéwicz, Marjan Melchior, polnischer Diktator 94 ff.
Lanskoi, Graf Sergéi Stepánowitsch, Minister 105. 117.
Lawrów, Führer der Revolutionäre 278.
Lelewel, Joachim, polnischer Aufständischer 91.

Lenz, Emil Christiánowitsch, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften 38.
Leopold II., König der Belgier 220.
Leroy-Beaulieu, Anatole, französischer Gelehrter und Schriftsteller 104. 299.
Libelt, Karl, polnischer Schriftsteller 12.
Liebermann, Aron, Nihilist 272.
Löschern von Herzfeld, Marie, Nihilistin 275.
Lüders, General von, Statthalter in Polen 93.

Mandt, Geheimerath von, Dr. med. 29.
Medem, Graf Karl von 152.
Medwédjew, Alexander Iwánow. (Swérjew), Nihilist 275.
Melików, Graf Loris, General, Minister 48.
Mésenzew, General, Chef der III. Abtheil. der Kaiserl. Kanzlei 275.
Michailow, Adrian, Nihilist 275.
Middendorf, Alexander von 15.
Mierosławski, Ludwig 95.
Miljútin, Graf Dmítri Alexéjewitsch 103.
Miljútin, Nikolái Alexéjewitsch. 103 ff. bis 133.
Mohrenheim, Baron von, Botschafter in Frankreich, Wirkl. Geh.-R. 21.
Moltke, Graf Helmuth von 252. 253.
Müller, von, Direktor der Kanzlei des auswärtigen Amts 179.
Murawjéw, Graf Michaíl 55. 111. 296. 297.

Napoleon III. (Louis), Kaiser der Franzosen 21. 213.
Nasímow, Generaladjutant, Generalgouverneur von Wilna, Kowno und Grodno 183—186.
Nekrássow, Nikolái Alexéjewitsch, Dichter 255—266.
Nikolái I. Páwlowitsch, Kaiser von Russland V. 1. 22—30. 50. 58. 178. 266.
Nowików, Botschafter 21.

Obert, Karl, Censor 17.
Otschkin, Wirkl. Staatsrath, Redakteur 27.

Pánin, Graf, Justizminister 111.
Paskéwitsch, Iwán Féodorowitsch, Graf Eriwánski, Fürst Warscháwski, 91 ff.
Perepélski (siehe Nekrássow) 265.
Perówski, Graf, Minister 105.
Peter I. Alexéjewitsch (der Große) Kaiser von Russland. V. 32.
Petrów, Präsident des St. Petersb. Censurcomités 154.
Peucker, Nikolái von, Censor 11.
Philipson, General 37.
Pissarév, Schriftsteller 149.
Platónow, M. P., Minister, Staatssekretär, Senator 111.
Pochwíssnjew, Michaíl Nikolájewitsch 182—186. 205. 210.
Pogódin, Michaíl, Professor 69 ff.
Polewoi, Nikolái Alexéjewitsch, Dichter 264.
Polit, serbischer Gelehrter 56.
Pólosow, General 262.
Pólosow, Prokurator 262.
Potápow, General 148.
Pustowoítow, Anna 96.
Putjátin, Graf, Admiral, Minister 36 ff.

Reuß, Prinz Heinrich VII. 232. 233. 234. 239. 240. 241. 242. 250. 252.
Reutern, Michael von, Minister 47. 111. 142.
Rostówzew, J. J., General 262.

Samjátnin, Justizminister 142.
Sancé, Graf, Schriftsteller, Redakteur 81.
Sarcey, Francisque, franz. Schriftsteller 223.
Schedo-Ferotti (Freiherr von Fircks) 62.
Schirren, Dr. Karl, Professor 203.
Schtscherbinin, Senator, Chef der Oberpreßverwaltung 154.
Seebach, Baron von, sächsischer Gesandter 251.
Selenoi, Minister 111.
Sherebzów, Diplomat 21.
Shore, Direktor des St. Petersburger Postamts 194.
Shukówski, Dichter 264.
Ssamárin, Júri Fédorowitsch 106 ff. 111. 113. 114. 132. 203. 209.
Ssassúlitsch, Wéra 277. 292. 293. 294.
Ssolowjéw, Alexander Konstantínow, Nihilist 269. 271. 272. 273. 274.
Ssolowjéw, Beamter des Organisationscomités in Polen 113.
Ssresnjéwski, Ismaíl Iwánowitsch, Professor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften 38.
Ssuchosanét, Kriegsminister 92. 93.
Ssuwórow, Fürst (siehe Italijski).
Strách ow, Schriftsteller 150.
Swérjew, Nihilist (siehe Medwédjew).
Timáschew, A., Generaladjutant, Mitglied des Reichsraths 159. 204.
Todleben, Graf Franz Eduard von 24.
Tolstoi, Graf Alexéi Konstantínowitsch 48.
Tolstoi, Graf Dmítri 48. 64. 68. 217.
Tolstoi, Graf Ljëw Nikolájewitsch 48.
Tolstoi, Graf, Mitglied der Oberpreßverwaltung 210.
Trépow, Generaladjutant, Stadthauptmann von St. Petersburg 99. 162. 292.
Tscherkásski, Fürst Wladímir Alexándrowitsch 106 ff. 111 ff. 113. 114. 132.
Tschernyschéwski, Nikolái Gawrílowitsch, Schriftsteller 147 ff.
Tschewkín, Minister 111.
Tschitschérin, Professor 294.
Turgénjew, Iwán Ssergéjewitsch 77. 259.
Urússow, Fürst, Präsident des Departements für Gesetzgebung 281.
Uspénski, Dmítri Iwánowitsch, Professor 262.
Voigts, Heinrich, Kaufmann 247. 248.
Wahl, General von, Stadthauptmann von St. Petersburg 98.
Wallace, Mackenzie 299.
Walújew, Graf Peter Alexándrowitsch 43. 47. 62. 111. 144. 145. 146. 149. 150. 151—161. 164—168.
Warscháwski, Fürst (siehe Paskéwitsch).
Westmann, Geheimerath W. von, Gehülfe des Ministers Fürsten Gortschaków 21. 82 ff. 179.
Wielhórski, Graf Michaíl 151.
Wilhelm I., deutscher Kaiser, König von Preußen 169. 213. 214. 243. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253.
Wjásemski, Fürst Peter, Dichter 51.
Wjelopólski, Markgraf 93. 98. 109 ff.
Wolkónski, Fürst Peter Michailowitsch 139.
Zehe, Wassíli Andréjewitsch von, Mitglied des Senats 137 ff. bis 151.
Zichy, Maler 249.

In unserem Verlage sind ferner erschienen:

Friedrich Meyer von Waldeck,
Goethe's Märchendichtungen.

8°. brosch. 4 M. 50 Pf., eleg. geb. 6 M.

„Die Deutungen Meyer's von Waldeck sind so klar gegeben, wie sie mit emsiger Mühe erforscht wurden; es fügt sich das Einzelne gehörig zum Ganzen, so daß unwillkürlich der Eindruck des Überzeugenden entsteht. Anregend wirkt auf den Leser eine bedächtige und zugleich poesievoll nachschaffende Geistesarbeit; eine Schatzgräberarbeit, und der Fund ist Goethe'sches Gold." (Thüringer Zeitung.)

Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. v. d. Elbe. 5. Aufl. Mit Titelbild „Die Laurenburger Els" von Ludwig Richter. Oktav-Ausg. fein Lwd. M. 4.50. 6. Aufl. Miniatur-Ausg. in eleg. Orig.-Einband mit Goldschn. M. 5.

„Wie eine Frühlingsblume, die wir plötzlich einsam auf dürrer Herbstflur erblicken, mutet uns dieses Büchlein an, dieser Spätling aus dem einst so blühenden Garten der romantischen Dichterschule, und so mag es daher zur Abwechselung in unserer realistischen Zeitströmung wohl um so erquickender uns berühren. Es ist A. v. d. Elbe wohl gelungen, das sinnig-schöne Werk Cl. Brentanos in seinem Geiste zu vollenden und wir wünschen dem herrlichen Buche die weiteste Verbreitung unter unserer gebildeten Jugend." (Reichsbote.)

Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren von A. von der Elbe. 2 Bände. Zweite Ausgabe. 8°. eleg. Lwd. M. 5.

„. . . Wir erhalten durch diese Erzählung ein sehr charakteristisches, farbenreiches und anziehendes Bild jener rauhen und schrecklichen Zeit, wo unser Vaterland in den grausamen Banden einer übermütigen Fremdherrschaft lag. . ." (Bonner Ztg.)

Italienisches. 6 Novellen. Von H. v. Schreibershofen. Fein Lwd. M. 5.50. Inhalt: Der Kommandant von Montelupo. Das Mädchen von Ruta. Die alte Malerin. Die Waisen von Portofino. Der Pater von Mont' Allegro. Die Tochter des Vagabunden.

„. . . Es ist ein Kabinettsstück mit so feinen Farben ausgeführt, wie es nur die Hand einer Frau vermag. Wir wünschen dem Buch recht viele Freunde, da es sich auch zum Vorlesen im Familienkreise und zum Geschenk für junge Mädchen vortrefflich eignet". (Neue Preuß. †Ztg.)

Die Schule des Lebens. Drei Novellen von Victor von Strauß. Zweite Ausg. 8°. eleg. geb. M. 5. Inhalt: 1. Eine Schuld. brosch. M. 2. — 2./3. Renata. — Das Glück. brosch. M. 2.

Lebensführungen. Novellen von Victor von Strauß. 2 Bände. Zweite Ausgabe. 8°. eleg. geb. M. 5. Inhalt: I. Das Geheimniß. — Die Champagnerkiste. — Italische Novelle. — Verhängnißvolle Täuschung. — II. Eine Ehe. — Geschichte eines Knaben. — Das weiße Kind.

„Der Autor ist heute ein hochbetagter Greis; seine Werke jugendfrisch und schön, von einem tiefreligiösen Hauch durchweht, vollendet in Schönheit der Darstellung, in Tiefe der Gedanken, in Anmut der Sprache." (Quellwasser f. d. d. Haus.)

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen von **Victor Meyer.** In fein Lwd. M. 5.

„Es ist ein besonderer Gewinn für den gebildeten Laien, wenn der zünftige Gelehrte ihn an dem Schatze seines Wissens und seiner ernsten Forscherthätigkeit in freundlicher Weise teilnehmen läßt, um so mehr, wenn es in so anziehender Form geschieht und so interessante Materien betrifft wie in dem vorliegenden Buche." (Hamb. Nachrichten.)

Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen von **Max Eyth.** 2. Ausgabe. 6 Bände. Fein Lwd. à M. 5. (Jeder Band einzeln verkäuflich.)

(Neu!) (3) **Feierstunden.** 2. vermehrte Aufl. Inhalt: Die ersten Tanzschuhe. — Schlehen. — Der Invalide. — Madonna. — Der Waldteufel. — Charaden. — Lieder am Schraubstock. — Feilspäne.

„Die Deutsche Litteratur ist nicht reich an Büchern, die so frisch geschrieben sind, wie Eyths Wanderbuch. Wer eine Reise thut, der kann etwas erzählen, wer aber in der Welt so viel herumgekommen wie Eyth, wer über eine so reiche Bildung verfügt wie er, wer ein so gutes Auge hat, aber auch soviel Witz und Schalkheit, soviel satyrischen Humor neben inniger Gemütstiefe wie Eyth, der kann vieles und gutes erzählen, der kann anregen und belehren, unterhalten und selbst hinreißen." (Wien. landw. Ztg.)

Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkriege von **Max Eyth.** Zweite Aufl. 8°. eleg. Lwd. M. 4.

„Es ist dies eine ganz vorzügliche Erzählung von dem bereits rühmlichst bekannten Verfasser." (Reichspost.)

Heinrichs Vierordt's Dichtungen in fein Lwd. mit Goldschnitt: **Gedichte.** 2. Ausgabe. M. 4. — **Lieder und Balladen.** 2. Ausgabe. M. 5. — **Neue Balladen.** M. 3. — **Akanthusblätter.** Dichtungen aus Italien und Griechenland. M. 3. — **Vaterlandsgesänge.** M. 3.

„Heinrich Vierordt erinnert durch den weiten Horizont seiner poetischen Welt, durch die Pracht der Reime, die Kühnheit des Rhythmus, die farbenreichen Schilderungen und die markige Charakteristik an Freiligrath. . . . Unter den jüngsten Poeten zählt Heinrich Vierordt unzweifelhaft zu den hervorragendsten. (Deutsches Dichterheim.)

Aus Carmen Sylva's Leben. Von **Natalie Freiin von Stackelberg.** 5. Aufl. Mit 5 Bildern und Faksimile. Fein Lwd. mit Goldschnitt. M. 10.

„Das vorliegende Buch bietet eine gehalt- und farbenreiche Schilderung, welche aus den besten Quellen, aus den Werken der Königin selbst geschöpft und durchaus objektiv und wahr gehalten ist." (Illustr. Hausfrauen-Zeitung.)

Schriften von Kuno Fischer.

Die gebundenen Ausgaben sind werthvolle und für jeden Gebildeten ganz besonders geeignete Festgeschenke.

Goethe-Schriften.

Erste Reihe.

(Goethes Iphigenie. Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Goethes Tasso.) 8°. brosch. M. 9.—, eleg. Halbleder geb. M. 11.—.

„. . . . Die Klassiker in ihrer unsterblichen Größe wieder dem modernen Zeitgeist zum interessevollen Bewußtsein zu bringen, den Ideengang und die Komposition der hervorragendsten Werke, ihren geistigen Zusammenhang mit andren litterarischen Schöpfungen darzuthun, das ist die Aufgabe, welche Kuno Fischers Goethe- und Schillerschriften in glänzender Weise lösen. . . ." (Hallische Zeitung.)

Aus der „Ersten Reihe" sind einzeln zu haben:

Goethes Iphigenie.

Zweite Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.

„. . . . Alle, welche es lieben, sich in des Dichterfürsten Meisterwerk sinnend zu vertiefen, sei dieser Vortrag angelegentlichst empfohlen. Es erneuert sich der Eindruck bei der Lektüre, daß die herrlichsten Blüthen menschlichen Dichtens und Denkens doch nur unter dem Sonnenschein christlicher Wahrheit sich entfalten, wie ja auch Goethe selbst in seinen klassischen Schöpfungen als ein Heros christlicher Morgenröthe erscheint." (Hallische Zeitung.)

Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust.

8°. brosch. M. 1.80.

„. . . . Fischers eigene Kritik der verschiedenen Erklärungsarten bildet ein mustergiltiges Beispiel, wie die drei Arten der Untersuchung bei litterarhistorischer Forschung zusammenwirken müssen. Das Heftchen ist allen, die sich mit Goethes Faust beschäftigen, aufs wärmste zu empfehlen." (Litterar. Anzeiger.)

Goethes Tasso.

Zweite Auflage. 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

„. . . . Man kann das Buch ohne Uebertreibung als Muster- und Meisterstück litterarhistorischer Betrachtung bezeichnen, da man hier lernen kann, wie die Darlegung des Gedankengehalts einer Dichtung beschaffen sein muß, wenn sie wirklich das Verständniß fördern soll." (Magdeb. Zeitung.)

(Werden fortgesetzt!)

Schriften von Kuno Fischer.

Schiller-Schriften.

Erste Reihe.

(Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

„. . . . Es ist viel über Schiller und Goethe geschrieben worden, daß Manche über den Werken die Dichter selbst vergessen. Freilich hat der Weizen nur allzuviel Spreu unter sich. Fischer's Klassikerschriften gehören nicht zu dieser Spreu. Er ist zur Zeit, was die Analyse der Werke Schiller's und Goethe's anlangt, die erste litterarhistorische und ästhetische Kraft." (Leipz. Tageblatt.)

Aus der „Ersten Reihe" sind einzeln zu haben:

Schillers Jugend- und Wanderjahre

in Selbstbekenntnissen. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen". 8°. brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—.

„Dieses ausgezeichnete Werk können wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen. Wie der geistreiche Litteraturforscher dem großen Dichter auf seinen Wanderungen nachgeht und seinen Empfindungen folgt, wie psychologisch fein . . . . er die Beziehungen zwischen den Dichtungen und dem Leben des Herrlichen aufzudecken weiß, wird für den Leser eine Quelle der Anregung und des Genusses sein . . ."
(Pos. Zeitung.)

Schiller als Komiker.

Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. brosch. M. 2.—.

„. . . . Auch aus dieser Schrift, die mit »Schillers Jugend- und Wanderjahren« den ersten Band von »Fischers Schiller-Schriften« bildet, gewinnt man die tiefsten Einsichten in das Wesen der Kunst und in die Phantasiethätigkeit unseres großen Dichters." (Schwäb. Merkur.)

„Zum Lobe der Kuno Fischer'schen Schriften etwas sagen zu wollen, wäre ein müßiges Unternehmen. Dieselben sind in allen Kreisen, welche sich einigermaßen eingehend mit unserer Litteratur beschäftigen, bekannt. Was sie alle ausgezeichnet, ist das tiefe Eindringen in die Sache, die geistvolle Verarbeitung des Stoffes und die formvollendete und dabei doch so schlichte Art der Darstellung. Sie sind Kunstwerke in ihrer Art; sie zu lesen, ist ein wahrer Genuß." (Bl. f. d. bayer. Gymn.-Wesen.)

Schiller-Schriften.

Zweite Reihe.

(Schiller als Philosoph. 1. und 2. Buch.) 8°. brosch. M. 6.—, eleg. Halbleder geb. M. 8.—.

Schriften von Kuno Fischer.

Aus der „Zweiten Reihe" sind einzeln zu haben:

Schiller als Philosoph.

Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. In zwei Büchern.

Erstes Buch: Die Jugendzeit 1779–1789. 8°. brosch. M. 2.50.
Zweites Buch: Die akademische Zeit 1789–1796. 8°. brosch. M. 3.50.
Beide Theile eleg. Lwd. geb. M. 7.50.

„. . . . Der philosophische Ideengang Schillers ist, wie der dichterische, das Abbild seiner persönlichen Entwicklung, und man könnte die Urkunden desselben sehr wohl als die philosophischen Selbstbekenntnisse bezeichnen, die mit den poetischen Hand in Hand gehen und fortschreiten, bis sie sich beide am Ziele der Wanderjahre in dem Gedicht »Der Künstler« vereinigen und vollenden." (Reichs- u. Staatsanzeiger.)

(Werden fortgesetzt!)

Kleine Schriften:

1. Ueber die menschliche Freiheit.

Zweite Auflage. 8°. brosch. M. 1.20.

„. . . . Allen, welche es lieben, philosophisch Gedachtes mit der erhabenen Größe und Einfalt christlicher Wahrheit zu vergleichen, wird die beziehungsreiche Darstellung des feingeistigen Schriftchens viel Anregung und Belehrung bieten." (Bad. Landpost)

2. Ueber den Witz.

Zweite Auflage. 8°. brosch. M. 3.—, eleg. Lwd. geb. M. 4.—.

„. . . . Die geistvolle Arbeit bietet die wertvolle wissenschaftliche Lösung einer oft behandelten ästhetischen Frage, sie behandelt das Thema aber in solch lichtvoller Weise, daß sie, ebenso wie der Witz selbst für Leser in allen Kreisen nicht warm genug empfohlen werden kann."

(Deutsches Litteraturblatt.)

(Werden fortgesetzt!)

Geschichte der neuern Philosophie.

Neue Gesammtausgabe.

7 Bände in 9 Abtheilungen. Gr. 8°. brosch. M. 106.—, eleg. Halbleder geb. M. 119.40.

I. Descartes und seine Schule. Dritte Auflage.

	Brosch.	Geb.
1. Theil. Allgemeine Einleitung. Descartes	M. 10.—	M. 11.60.
2. Theil. Fortbildung der Lehre Descartes'. Spinoza . . .	„ 12.—	„ 13.60.

Kuno Fischer's Geschichte der neuern Philosophie.

	Brosch.	Geb.
II. **Leibnitz.** Dritte Auflage . . .	M. 14.—.	M. 15.60.
III. **Kant.** 1. Theil. Entstehung und Grundlegung der kritischen Philosophie. Dritte Auflage . .	„ 12.—.	„ 13.60.
IV. **Kant.** 2. Theil. Das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik. Dritte Auflage . . .	„ 12.—.	„ 13.60.
V. **Fichte** und seine Vorgänger. Zweite Auflage	„ 18.—.	„ 20.—.
VI. 1. u. 2. Buch. **Schelling.** Zweite Auflage (im Druck!) . . .	„ 16.—.	„ 17.80.
VII. **Hegel.** (Erscheint später!)		
VIII. **Schopenhauer.** 1. Buch: Schopenhauers Leben und Charakter. 2. Buch: Darstellung und Kritik der Lehre	„ 12.—.	„ 13.60.

Kuno Fischer's Geschichte der neuern Philosophie in sieben Bänden, die in zwanzig Bücher zerfallen, enthält in entwicklungsgeschichtlicher und einleuchtender Darstellung die philosophischen Systeme der neuen Zeit so geordnet, daß die Hauptsysteme in voller Ausführlichkeit dargethan, die abhängigen kurz zusammengefaßt werden. Die Lebensläufe und Schicksale der Philosophen, die Charakterzüge ihrer Personen und Zeitalter werden eingehend geschildert, damit dem Leser alles, was diese Bücher ihm bieten, in wohlgefügtem Zusammenhange erscheine. Daß ein Werk dieses Inhalts, von einem solchen Umfange und Aufwande, in der Gegenwart eine Laufbahn machen konnte, welche die Zahl seiner Auflagen bezeugt, spricht für seinen Nutzen und macht jede Anpreisung überflüssig.

„. . . Was Kuno Fischer's Schriften und Vorträge so interessant macht, das ist das wahrhaft dramatische Leben, welches beide durchdringt, die innere Frische und geistige Elasticität, welche beide auszeichnet. . . . Das Werk gehört nicht nur in die Bibliothek des Fachmannes, sondern ist dazu berufen, als eines der besten Bildungsmittel allen denen zu dienen, die den höchsten Aufgaben und idealen Interessen der ganzen Menschheit ihre Aufmerksamkeit zu widmen im Stande sind." (Gegenwart.)

Philosophische Schriften:

1. Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie.

Vierte Auflage. gr. 8°. brosch. M. 4.—, eleg. Lwd. geb. M. 5.—.
(Sonderabdruck aus der Geschichte der neuern Philosophie.)

„Kuno Fischer hat nichts Glänzenderes u. Tieferes geschrieben." (Gegenwart.)

Schriften von Kuno Fischer.

2. Kritik der Kantischen Philosophie.

Zweite Auflage. gr. 8°. brosch. M. 3.—.

3. Die hundertjährige Gedächtnisfeier der Kantischen Kritik der reinen Vernunft. Johann Gottlieb Fichtes Leben und Lehre. Spinozas Leben und Charakter.

Zweite Auflage. gr. 8°. brosch. M. 2.40.

„Es ist nicht Jedermann gegeben, sich durch ein so großes Werk wie Kuno Fischers »Geschichte der neuern Philosophie« durchzuarbeiten, welches an das Verständniß der Studirenden große Anforderungen stellt. Um so mehr wird der Gebildete, der sich nicht scheut, philosophische Lektüren aufzusuchen, mit hohem Genuß diese Schriften zur Hand nehmen, in denen die höchsten Probleme mit der Klarheit und Eleganz behandelt sind, die das ganz besondere Kennzeichen aller Schriften Kuno Fischers ist." (Karlsr. Zeitung.)

Vermischtes.

Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III.

Zweite Ausgabe. 8°. brosch. M. 2.—.

„Der gelehrte Verfasser spürt dem Charakter des historischen wie des Shakespeare'schen Richard bis in seine geheimsten Einzelheiten nach und giebt uns ein großartiges, packendes Bild dieses königlichen Verbrechers. Gerade dieses Werk zu lesen, gewährt einen hohen Genuß." (Königsb. Allg. Zeitung.)

Die Schicksale der Universität Heidelberg.

Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Dritte Ausgabe. gr. 8°. brosch. M. 2.—, eleg. Lwd. geb. M. 3.—.

Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling.

2. Ausgabe. gr. 8°. brosch. M. 3.—.

Erinnerungen an Moritz Seebeck,

wirklicher Geheimrath und Curator der Universität Jena. Nebst einem Anhange: Goethe und Thomas Seebeck. Mit Moritz Seebecks Bildniß. 8°. brosch. M. 2.80, eleg. Lwd. geb. M. 3.50.

Ueber das akademische Studium und seine Aufgabe.

Rede zum Antritte des Prorectorats und zur Preisverkündigung den 1. August 1868. Lex.-8°. brosch. 60. Pf.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.

In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen:

Welt- und Zeitgeschichte von 1862—1890. Dargestellt von **Dr. Wilhelm Vogt.** Mit einem Titelbild von W. Camphausen: Wilhelm I. und seine Generale. Gr. 8°. In eleg. Leinwd. 10 Mk.

„Mit herzlicher Freude und wahrer Erquickung lesen wir in dem Vogt'schen Buche die in großen, lichtvollen Zügen ausgeführte Darstellung der nationalen Erhebung Deutschlands und der Großthaten, durch die Bismarcks meisterhafte Staatskunst diese Erhebung, über alle Hindernisse hinweg, zum rechten Ziele emporgeführt hat. Bei aller Beschränkung, die der Verfasser sich auferlegen mußte, weiß er die Bilder, die er im knappen Rahmen vorführt, doch klar, lebhaft und fesselnd zu gestalten; er weiß die einzelnen Bilder durch einen anschaulich dargelegten Causalnexus (Verbindung von Ursache und Wirkung) zu einem schön geschlossenen Ganzen zu verknüpfen, das von tiefem sittlichem Geiste und patriotischem Schwunge getragen ist.

So hat der Verfasser nicht nur eine fleißige, auf mühseligen Studien aufgebaute Gelehrtenarbeit geliefert, sondern zugleich ein gutes, in einfach edler Sprache geschriebenes Volksbuch, das als Leitfaden durch die Kreuz- und Quergänge der politischen Entwickelung der jüngsten Jahrzehnte, der deutschen wie der außerdeutschen, willkommen zu heißen ist." (Saale-Zeitung.)

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt von **Dr. Heinrich Dittmar.** 6 Bände. Mit Ergänzungsband: **Welt- und Zeitgeschichte** von 1862—1890 von **Dr. Wilhelm Vogt.** Mit Titelbildern. In eleg. Halbleder 42 Mk.

Wie schon lange gewünscht, ist mit dem Ergänzungsband von Vogt „Dittmars Geschichte der Welt" bis auf die neueste Zeit fortgesetzt.

Geschichte des deutschen Volkes. Von **G. Dittmar,** Königl. Gymnasialdirektor. 8°. In drei Bänden mit drei Titelbildern. In fein Leinwd. à 6 Mk. 1. Band: Germanische Vorgeschichte. Deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte. 2. Band: Deutsche Länder- und Städtegeschichte. Deutsche Geschichte in der neueren Zeit. 3. Band, vollendet und herausgegeben von **E. Stutzer,** Gymnasialoberlehrer: Deutsche Geschichte der neueren Zeit. (Jeder Band ist einzeln käuflich.)

„Die Darstellung hat den Zusammenhang mit der allgemeinen Weltgeschichte festgehalten, die deutsche Geschichte in den vollen Strom weltgeschichtlicher Entwickelung gestellt und die kulturgeschichtlichen Verhältnisse besonders betont. In leichtfaßlicher, gefälliger Sprache, deutlichem Druck, auf schönem Papier, handlichem Format und dem mäßigen Umfang von drei Bänden zu billigem Preise dürfte das Werk nicht nur weitere Kreise der Gebildeten ansprechen, sondern auch als Festgabe für Schüler oberer Klassen vorzüglich geeignet sein. (Quellwasser.)

Die Revolutionen von 1848 und 1849 in Europa geschichtlich dargestellt von **Rudolph Stratz.** I. Teil: Die Februar-Revolution und ihre nächsten Folgen. II. Teil: Die Revolutionsereignisse im Sommer 1848. 8°. brosch. à 5 Mk., in Lwd. geb. à 6 Mk.

„Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich das Verdienst erworben, die Vorgänge der letzten Revolution in ihrem thatsächlichen Verlauf, ihren Ursachen und Zusammenhängen darzustellen, eine Aufgabe, die dem Verfasser in vortrefflicher Weise gelungen ist. Stratz hat sich auf einen durchaus objectiven Standpunkt gestellt und betrachtet von diesem aus die Ereignisse unparteiisch gegen jede Partei. Das Buch sei jedem Geschichtsfreunde auf das Angelegentlichste empfohlen, er wird in jeder Beziehung Belehrung aus demselben schöpfen können, die ihm um so leichter wird, als das Buch trefflich geschrieben ist und der Stoff höchst übersichtlich bearbeitet worden ist." (Königsb. Allgem. Zeitung.)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.